GESCHICHTLICHE BILDER AUS ÖSTERREICH

Adam Wolf

Geschichtliche

Bilder aus Oesterreich.

Von

Adam Wolf.

Zweiter Band.

Aus dem Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung.

(1648—1792.)

Wien, 1880.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Der Verfasser.

Vorwort.

Die Anerkennung, welche der erste Band der „geschichtlichen Bilder" gefunden hat, gibt mir den Muth, dem Publicum diesen zweiten Band vorzulegen. Er enthält in der Einleitung eine kurze Geschichte unseres Volksthums und sieben geschichtliche Bilder, d. h. Charaktere und Biographieen aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, oder wie die Ueberschrift sagt: aus dem Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung. Die Männer, die darin geschildert sind, gehören nicht zu den historischen Größen, nicht zu den Führern und Lenkern des Staates, aber sie sind durchaus eigenartig, Typen ihrer Zeit, und sie haben Gedenk- und Tagebücher geschrieben, welche ihr Seelenleben, die Entwicklung ihres Charakters und die Theilnahme am öffentlichen Leben erkennen lassen.

Die historische Richtung unserer Zeit verlangt einen Einblick in das nationale, sociale und culturelle Leben und zwar in frischen lebensvollen Details, welche die Perspective in die Höhe und Tiefe eröffnen. Der Blick ins Allgemeine wird schärfer und sicherer, wenn er von der Beobachtung des Besonderen und Heimischen ausgeht. Die äußere Geschichte wurde deswegen nur in andeutender Abbreviatur wiedergegeben und dafür mehr die Volks- und Culturgeschichte in Betracht gezogen. Unsere Staatsform, unser Volks-

thum und unsere Cultur haben im achtzehnten Jahrhundert eine tiefe innere Wandlung erfahren. Die Staatsverwaltung wurde centralisirt, die Herrschaft des Adels ging an die Beamten über, die alte Form der Gesellschaft zerbrach und die Aufklärung warf einen leuchtenden Schein über alles Denken und Wissen. Das österreichische Volk deutscher und slavischer Zunge hat sich nur langsam von dem alten Drucke losgerungen, aber es hat redlich mitgearbeitet an der Förderung der Cultur und geistigen Freiheit.

Mein vornehmstes Bestreben war, diese geschichtlichen Stoffe in einzelnen Charakteren zu verdichten, dieselben scharf und entschieden abzugrenzen und reliefartig aus der allgemeinen Grundlage herauszuheben. Um jedoch dem Leser einen unmittelbaren Eindruck zu gewähren, um ihm das Jahrhundert oder nach dem Ausdruck Shakespeare's „den Körper der Zeit" gleichsam in einem Spiegel vorzuhalten, sind aus den Tagebüchern und Berichten einzelne bezeichnende Stellen in den Text eingefügt.

Leider war es mir nicht vergönnt, einen Repräsentanten des Bauernthums aufnehmen zu können. Der Bauer führte in der Zeit seiner Unfreiheit weniger ein Einzeln- als ein Geschlechtsleben, und unsere Dorfgeschichten sind mehr in Urbarbüchern und Gerichtsacten als in bäuerlichen Berichten zu finden. Auch das Bürgerthum hat vom siebzehnten Jahrhundert herauf immer weniger Stadt- und Familienchroniken, Selbstbiographieen und Gedenkbücher. Wie die Gemeindefreiheit versinkt, erlischt der Reiz, das municipale Leben zu verzeichnen. Wenn der Bürger ein Tagebuch führt, berichtet er von seinem Privatleben und von den großen Weltereignissen wie von einem fernen Gewitter, dessen Druck und Stoß er verspürt. Ich habe die alten bürgerlichen Einrichtungen in einer Reihe von Gemeindearchiven, aus Protocollen und Stadtbüchern studirt, aber mir sind nur wenige eigenhändige Aufzeichnungen von Bürgern

und Rathsmännern in die Hand gekommen. Mit desto größerer Befriedigung habe ich hier zwei Bürger und Handwerker als Vertreter des arbeitenden und erwerbenden Volkes eingeführt.

Laube sagt irgendwo: „Für mich ist die Darstellung des Menschen auf der Bühne die Hauptsache, Wahrhaftigkeit ist mir also die Grundregel". Möge mir der Leser diesen Spruch als Schild und Wappen gestatten.

Graz, am 12. December 1879.

Ad. W.

Einleitung.

Als der westphälische Friede die Souverainität der deutschen Fürsten anerkannte, war die staatliche Selbständigkeit Oesterreichs bereits begründet und gefestigt. Eine politische staatsrechtliche Trennung Oesterreichs von Deutschland ward jedoch niemals ausgesprochen und bis zum Untergang des Reiches nicht vollzogen. Noch gehörten die deutschen und böhmischen Erbländer zum Reiche, die deutsche Kaiserkrone blieb bei dem Hause Oesterreich, seine Boten kamen zu den Wahl- und Reichstagen, die Oesterreicher kämpften für Deutschland und die Deutschen für Oesterreich. Nicht bloß die Bischöfe und Reichsritter, sondern ebenso die mächtigen Fürsten des Reiches erkannten Oesterreich als die Vormacht gegen die äußeren Feinde, als das Haupt und den Führer der Nation. Die Politik der Habsburger hat vielfach dynastische Zwecke verfolgt, aber sie hütete zugleich mit Eifersucht und Ausdauer die Beziehungen seines Staatslebens zur deutschen Föderation. Leibnitz meinte: wenn erst die deutsche Kraft den Erbfeind niedergelegt habe, werde ein Nationalepos die Deutschen besingen, das Haus Oesterreich verherrlichen und davon den Namen tragen. Noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts schrieb Johann Jakob Moser: „Es war ein Nationalgedanke, ein bis auf den gemeinen deutschen Bürger verbreitetes Gefühl, daß, wenn wir einen Kaiser haben sollten, der seiner Würde Ehre mache, Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck zu verwalten und das Reich gegen Auswärtige zu schützen im Stande sei, das Haus Oesterreich dabei vor allem in Betracht zu ziehen sei". Auch

der geistige und wirthschaftliche Zusammenhang der österreichischen Deutschen mit der Gesammtnation war im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert keineswegs vernichtet. Die Lebenskraft der deutschen Nation hat vielmehr die Cultur und selbst das Blut unseres Volkes fortwährend erfrischt und belebt. Von Geschlecht zu Geschlecht sind Gelehrte, Beamte, Handwerker, Kaufleute und Arbeiter aller Art in Oesterreich eingewandert; sie haben hier ihren Haushalt, ihre Familie gegründet, Besitz und Ehren erworben. In Tirol im oberen Vintschgau wurde die Germanisirung sogar gewaltsam betrieben. In Kärnten und Krain drang das deutsche Element familienweise in die slavische Welt vor. Im westlichen Böhmen erfolgte um 1680 eine massenhafte Einwanderung von deutschen Bauern; die Ausbiegung der deutschen Sprachgrenze bei Pilsen stammt aus dieser Zeit. Nur in Südtirol und Friaul wich das deutsche Volkselement vor dem romanischen zurück, aber noch hatten die Deutschen in Trient ihren eigenen Pfarrer und die Triester Kaufmannssöhne gingen mit Vorliebe an die deutschen Universitäten und die kleinen deutschen Höfe. Am Ende des siebzehnten und im achtzehnten Jahrhunderte war die deutsche Sprache und Bildung durch ganz Deutsch-Oesterreich im Adel wie im Bürgerthum, im Verkehr und Amt allgemein herrschend. Von Oesterreich aus durchzog das deutsche Wesen wie ein Geäder alle Theile des Reiches und legte überall die Anfänge einer neuen Bildung in den Volksboden. In Böhmen und Mähren war seit Ferdinand II. die deutsche Sprache neben der slavischen Gerichtssprache. Leopold I. verordnete in der Landesordnung für Oberschlesien, daß jeder Deutsche bei Gericht in seiner Muttersprache gehört werden müsse. Die Tauf- und Sterbebücher, die Verzeichnisse der Bürger und Gemeindeinsassen, die Chroniken und Städtebücher wurden größtentheils in deutscher Sprache geführt. Die slavische Sprache behielt ihre starken Wurzeln nur im Volksgrunde der Bauern und Kleinbürger. Niemand kümmerte sich um ihre Pflege und die wenigen slavischen Schriftsteller klagen über die allgemeine Germanisirung.

Dessenungeachtet war Oesterreich seit dem westphälischen Frieden aus dem unmittelbaren deutschen Leben herausgetreten. Seine Herr-

schaft über den slavischen und magyarischen Osten, das Familienrecht, welches seine Dynastie in Anspruch nahm, das Kaiserthum und die Stellung als katholische Vormacht gaben dem Staate eine europäische Bedeutung. Die Politik der Habsburger konnte nicht mehr die gleichen politischen Ziele der deutschen Territorien verfolgen. Sie trat in allen europäischen Verwickelungen als selbständige Größe auf und suchte im Innern Antrieb und Fortbildung in der eigenen Kraft und in den besonderen Interessen des österreichischen Staatslebens. Sie stärkte den Absolutismus und die Staatskraft; sie hielt mit eiserner Gewalt alles selbstsüchtige Einzelnstreben nieder und gab den Provinzen den Impuls, als Glieder eines mächtigen Staates zu handeln, zu dulden, zu geben und zu empfangen. Die Provinzen, welche aus der spanischen Erbschaft an das Haus Habsburg fielen, die Niederlande und die Lombardei, standen in keinem politischen Zusammenhange mit dem Staate, sie waren für die Weltstellung der Dynastie von Werth, aber für das alte Oesterreich ein Ballast. Die Grundlagen seiner Macht waren immer die deutschen, böhmischen und ungarischen Erbländer. Der Volksgebrauch und die Literatur faßte dieselben bereits am Ende des siebzehnten Jahrhunderts als Oesterreich zusammen, sowie sich seine Dynastie vornehmlich das Haus Oesterreich nannte.

Bei dem Ausgange der Reformation hatte Oesterreich noch einen schmalen Leib, seine Spitzen erreichten im Norden die mittlere Oder, im Süden das Meer, aber in der Mitte erschien dieser Leib so eingekerbt, daß nur eine Straße aus Inneröſterreich nach Tirol führte und das türkische Gebiet kaum einen Tagmarsch von der steirischen Grenze entfernt war. Wien war eine befestigte Grenzstadt und Ungarn in seinen besten Theilen ein türkisches Paschalik. Erst als nach den langen Kriegen von 1683—1718 Ungarn und Siebenbürgen wieder erobert wurden, erschien die neue Macht Oesterreich sicher begründet. Seine territoriale Gestaltung hat im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts noch viele Veränderungen erfahren. In den Kriegen von 1740—1748 ging Schlesien, Parma und ein Stück der Lombardei verloren, dafür wurden 1773 Galizien, zwei Jahre nachher die Bukowina und 1779 von Baiern das reiche

Innviertel erworben. Joseph II. hoffte die kleine Walachei und Bosnien zu gewinnen. Im Ganzen war die äußere Form des heutigen Oesterreichs bereits vor der großen Revolution in ihren Hauptumrissen gegeben. Von dem deutschen Boden war Oesterreich wie eine mächtige Stromwelle der Donau ostwärts gezogen, es umfaßte ihr mittleres Stromgebiet, die Alpenketten und Karpathen, schritt in die polnische Ebene hinaus und umschloß den nördlichen Theil des adriatischen Meeres. Die Ostmark der Ottonen war in der That ein Ostreich, Oesterreich geworden.

Wie bekannt, hat sich dieses Oesterreich seine staatliche Selbständigkeit in schweren Kämpfen erringen müssen. Mehrmals schien die neue Macht mit einem scheinbar unvermeidlichen Untergange bedroht; so 1618 zur Zeit der böhmischen Revolution, 1683, als die Türken Wien belagerten, 1704 beim Einfalle der Ungarn, 1740 bei der Verschwörung von halb Europa gegen Oesterreich, und noch 1805 und 1809 zur Zeit des französischen Kaiserreiches. Immer wieder fand sich zur rechten Zeit ein Helfer, von der äußersten Schwäche erfolgte der Uebergang zur Kraft und Stärke und inmitten der Bedrängniß erwachte im Volke das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Das gemeinsam vergossene Blut, die gemeinsame Noth und die gleichartigen Interessen haben die an Sprache, Sitte und Gewohnheit verschiedenen Völker Oesterreichs aneinander gekittet und über alle nationalen und socialen Gegensätze erhob sich das gemeinsame Herrscherhaus als die starke Burg des Zusammenhaltes und der Ausdauer. In Oesterreich ist die Dynastie mit dem Volke verwachsen wie nicht leicht in einem anderen Reiche. Oesterreich kann ohne seine Herrscherfamilie gar nicht gedacht werden. Ein Erlöschen derselben wäre mit dem Zerfall des Staates und einem Weltkrieg verbunden.

Ohne Zweifel haben die Herrscher das Meiste zu dieser Entwickelung beigetragen. Schon Ferdinand II. hatte die Untheilbarkeit der österreichischen Erbländer verfügt. Leopold I. setzte in Ungarn das Erbfolgerecht seines Hauses durch und vereinigte Tirol mit dem Reiche. Karl VI. erneuerte in der pragmatischen Sanction die Erbfolge seines Hauses und sprach die Untheilbarkeit der öster-

reichischen Länder abermals aus. Uebrigens haben die drei letzten Habsburger ihre äußere und innere Politik wenig verändert. Sie hielten ihre dynastischen Ansprüche, die Stellung in Deutschland, die absolute Gewalt und feudale Staatsordnung aufrecht, nur die strenge kirchliche Politik der Ferdinande haben sie aufgegeben. Leopold I. (1657—1705) kämpfte durch sein ganzes Leben gegen die Weltherrschergelüste Ludwigs XIV. Er war in seiner Jugend unerfahren, schwach, hing von Ministern und Günstlingen ab, aber in der zweiten Hälfte seines Lebens griff er thätig und selbständig in die Politik und Regierung ein. Seine Enkelin sagte von ihm: „Leopold I. war unter meinen Vorfahren derjenige, so über seine landesfürstliche Autorität Hand hielt und solche gegen jedermann zu mainteniren gedachte". Joseph I. (1705—1711), ein frischer ritterlicher Herr, ging über die alte politische Praxis hinaus. Er suchte Baiern an Oesterreich zu bringen, er anerkannte die confessionellen Rechte der schlesischen Protestanten, er war geneigt sich mit den Ungarn zu vergleichen, aber das Verhängniß bereitete ihm einen frühen Tod. Karl VI. (1711—1740) kam aus Spanien zurück mit fremden Räthen und fremdartigen Erinnerungen. Erst allmälig lebte er sich in die heimischen Verhältnisse ein. Die ersten Jahre seiner Regierung sind bezeichnet durch den glorreichen Türkenkrieg und die Erweiterung der handelspolitischen Interessen. Ein allgemeiner Friede sicherte die Kraft und den Wohlstand des Volkes. Von 1730 an tritt ein tiefer Verfall ein und der letzte Habsburger hinterließ das Reich in kläglicher Verwirrung. „Alle Sachen", schreibt Maria Theresia, „kamen der Zerrüttung gleich; die Armee war zerfallen, die Grenzen offen, in den Cassen nur mehrere tausend Gulden und aller Credit zu Boden."

Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war Oesterreich seinem ganzen Wesen nach ein mittelalterlicher Staat, ein föderativ-feudaler Patrimonialstaat. Es gab keine einheitliche Verfassung, kein gemeinsames Recht, keine gleichmäßige Verwaltung. Man unterschied drei Gruppen von Ländern: die ungarischen Erbländer, die böhmischen Erbländer, welche zu keinem Reichskreise gehörten, und die deutschen Reichskreisländer: Niederösterreich, damals Oesterreich

ob und unter der Enns, Innerösterreich, d. h. Steiermark, Kärnten, Krain und Friaul, Oberösterreich, d. h. Tirol und die Vorlande. Jede dieser Gruppen und Provinzen hatte ihre eigene Rechtspflege, Policei und Wehrpflicht, ja sogar eigene Zolllinien und Zollgesetze. Gemeinsam waren nur die Dynastie, die oberste Staatsgewalt und einzelne Zweige der Regierung. Die oberste Staatsgewalt wurde durch den geheimen Rath, seit 1709 durch einen Ausschuß desselben, „die Conferenz", vertreten. Alle Angelegenheiten des Krieges und Friedens, die Fragen über die Schädigung der Hoheitsrechte, über Gesetzgebung, öffentliche Sicherheit und Aufsicht flossen hier zusammen. Als Ministerien für das ganze Reich fungirten der Hofkriegsrath und die Hofkammer, jener für das Heer und die Grenzvertheidigung, diese für die gemeinsamen Einkünfte und Auslagen, für die Handelsfragen und Privilegien. Die österreichische Hofkanzlei hatte nur in Verfassungsfragen und bei Gesetzen allgemeiner Natur eine Wirksamkeit für das ganze Reich. Die föderative Natur war noch sichtbar in der böhmischen und ungarischen Hofkanzlei, sowie in den verschiedenen Landesbehörden. Innerösterreich und Tirol hatten einen geheimen Rath oder geheime Stelle, einen Hofkriegsrath und besondere Landeskammern. Die innerösterreichische Hofkammer wurde erst 1702 der Gesammtregierung untergeordnet. Weder die Rechtsgesetzgebung noch die Rechtspflege hatte einen einheitlichen Charakter. Die Hofkanzleien vertraten auch die Stelle eines obersten Gerichtshofes. Zugleich hatte jede Gruppe der Provinzen ihr Ober- oder Appellationsgericht. Es gab Land-, Hof- und Stadtgerichte, geistliche und adelige Gerichte, Grund- und Dorfobrigkeiten. Volks-, Fürsten-, Standes- und Landesrecht floß hier zusammen. Die Justiz war von der Verwaltung nicht gesondert, der Richter des einen Landes konnte niemals Richter in einem anderen Lande werden, jedes Obergericht war aus Gliedern des Herren- und Ritterstandes zusammengesetzt. Zwischen den Central- und Provincialbehörden war keine feste Grenze gezogen, die Amtsbefugnisse waren wechselnd, der Geschäftsgang unregelmäßig. Nur die collegiale Berathung gewährte Sicherheit und Freiheit. Nach unten verlief die Verwaltung in ein wahres Wurzelwerk

autonomer Gewalten. Die Staatsgewalt hat sie überwacht, zerklüftet, aber sie vermochte nicht in den Volksboden zu dringen. Diese alten concreten Autoritäten boten jedoch ein Bild der Unordnung und Verfallenheit dar. Ihre Wurzeln und Zweige waren verdorrt, nichts sprach für sie als das historische Recht und die Gewohnheit. Es gab nicht einmal eine allgemeine Gesetzessammlung, nur Private haben solche Sammlungen angelegt „zum besseren Verständniß der Gesetze, zur Belehrung künftiger Zeiten und zum Guten der Geschichte". Aber „dieser Ocean der österreichischen Gesetze", sagt eine Sammlung von 1685, „ist bei genauer Einsicht nichts mehr als ein kleiner Schwemmteich geschöpfter Rechtssprüche und weitläufiger Berichte".

Eine gemeinsame Vertretung war nach dem gewaltsamen Anlauf von 1609 und 1610 gar nicht wieder versucht worden. Jede Provinz hatte ihr besonderes Verfassungsgesetz, ihren eigenen Landtag. Leopold I. und Karl VI. haben diese Provincialverfassung, wie sie von Ferdinand II. und III. geordnet und begrenzt war, in Form und Recht anerkannt. Karl VI. war der letzte Landesfürst, welcher 1728 die Verfassung von Steiermark, d. h. die ständischen Rechte und Freiheiten „mit aufgerecktem Finger und entblößtem Haupte beschwor". Das ständische Gefüge und das Ausmaß der ständischen Rechte war gleichartig; es gab hierin nur wenig provincielle Verschiedenheiten. Im Allgemeinen galt der Grundsatz, daß nur der Grundbesitz zur Standschaft berechtige und der Gutsherr vor allem geeignet sei, die Interessen der Gutsangehörigen zu vertreten. Das Hauptgewicht lag deßhalb im Herren- und Ritterstande. Der geistliche Stand, welcher seit Ferdinand II. den Rang des ersten Standes genoß, hielt meist zur Regierung. Der Bauernstand war nur in Tirol vertreten und das Bürgerthum hatte in der Reformationszeit seine politischen Rechte beinahe gänzlich verloren. Unter Leopold I. und Karl VI. hatte der vierte oder der Bürgerstand noch mit den oberen Ständen die öffentlichen Angelegenheiten, zumeist die Geldfragen berathen, aber diese Vertretung war eine Scheinvertretung. Die oberen Stände hatten Einzelnstimmen, der Bürgerstand nur eine oder zwei Gesammtstimmen. Das Bürger-

thum in Niederösterreich sandte nur 2 Abgeordnete in den Landtag, 1 für Wien, 1 für 18 freie Städte und Märkte. In Oberösterreich hatten 9 landesfürstliche Städte und Märkte nur 2 Stimmen. In Mähren erschienen 14 bürgerliche Abgeordnete, hatten jedoch nur 1 Stimme. In Böhmen war das Bürgerthum ebenfalls nur durch 2 Abgeordnete, 1 für Prag, 1 für die Städte Budweis, Pilsen und Kaden, vertreten. In Steiermark vertrat 1 Abgeordneter, der sogenannte Städtemarschall, 31 Städte und Märkte. In Kärnten erschienen 2 Abgeordnete aus 4 Städten und 11 Märkten, in Krain 2 aus 7 Städten; nur in Tirol hatten die 14 Städte ihre Virilstimmen behalten. Diese bürgerlichen Abgeordneten waren dabei nicht frei gewählte Bürger, sondern abhängige städtische Verwaltungsbeamte; sie wurden die dienenden Brüder der Regierung und von den oberen Ständen mit besonderer Geringschätzung behandelt. In Böhmen mußten diese Abgeordneten dem Landtag stehend beiwohnen. Kaiser Joseph I. gewährte ihnen Sitze, aber außerhalb der Schranken, welche die Geistlichen und die Edelleute abschlossen; auch durften ihre Sitze nur mit Tuch überzogen sein. In Mähren schlossen die oberen Stände bei der Huldigung für Karl VI. die bürgerlichen Deputirten ganz aus; der Kaiser rügte wenigstens diesen Vorgang. Die Folge war, daß die bürgerlichen Abgeordneten immer seltener bei den Landtagen erschienen und endlich ganz ausblieben. Die ständischen Rechte waren in allen Provinzen auf ein gleiches Maß herabgebracht. Das Recht der Gesetzgebung, des Krieges und Friedens, das oberste Richteramt, die Adelsverleihung gehörte unbedingt der Krone; die Errichtung von Zöllen und Mauten, das Münzrecht war staatlich geworden. Die Stände hatten jedoch einen mitwirkenden berathenden Einfluß in der Landesgesetzgebung und Verwaltung: so bei der Bewilligung der Grundsteuer, bei der Werbung und Verpflegung der Armee, bei der Ausbildung der indirecten Steuer und der Gefälle und in allen heimischen Angelegenheiten. Die Regierung vereinbarte mit ihnen neue Bau-, Policei- und Dienstbotenordnungen, das Steuerwesen ruhte ganz in ihrer Hand. Der Generalsteuereinnehmer wurde von 1627—1714 von den Ständen angestellt und der

ständische Ausschuß besorgte die meisten staatlichen Einnahmen. Die Stände hatten seit Ferdinand II. mehrmals versucht, ihre Macht wieder zu gewinnen, so 1635, 1658 in Mähren. Das letzte Beispiel einer Steuerverweigerung kam 1648 in Niederösterreich vor, wo alle vier Stände erklärten, wegen der großen Landesnoth die Steuern nicht bewilligen zu können. 1661 protestirten die niederösterreichischen Stände gegen das von der Regierung eingeführte neue Maß und Gewicht, 1724 gegen die neue Erbfolgeordnung. Aehnliche Versuche der ständischen Opposition kamen unter Maria Theresia und Joseph II. vor, aber sie fanden keinen Boden; es gab keinen rebellischen Grundadel mehr, die Fragen über die Grenze der Fürsten und Adelsmacht waren ausgelöscht. Die Landtage glichen sich wie ein Ei dem anderen; dem Vortrage der Grundsteuer folgte das Begehren und die Bewilligung derselben, dann die Genehmigung einiger vorbereiteter Geschäftsstücke und die Berathung über Patronats-, Stiftungs- und Beamtenssachen. Die Regierung ging rücksichtslos vor. Kaiser Karl VI. rügte die Behandlung der Landesgeschäfte, ihre Unordnung und Ungleichheit, er befahl, die ständischen Ausschüsse alle zwei Jahre zu erneuern und fixirte 1715 den Betrag der Grundsteuer auf zehn Jahre. Die Stände des Mittelalters und der Reformationszeit waren die Wächter der öffentlichen Freiheit, die Stände des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erkannten nicht mehr das allgemeine Wohl, sondern nur ihre Standes- und Landesinteressen. Sie wurden eine Hilfskraft der Regierung, wenn ihnen diese diente, sie opponirten der Regierung, wenn sie in das Recht des grundbesitzenden Adels eingriff. Allmälig verloren der Hof, die Regierung und das Volk das Verständniß für den Begriff und die Nothwendigkeit der ständischen Verfassung. Maria Theresia fand sogar, daß die böhmische Landesordnung die Rechte der Regierung zu sehr einschränke: „Nachdem Ferdinand II.", so schrieb sie, „die böhmische Rebellion gedämpft und die treu gebliebenen Minister und Andere mit Geschenken und Wohlthaten überhäuft, so haben diese bei der Landesordnung mehr auf die Vorzüge des Landes als auf das Interesse des Landesfürsten das Absehen gerichtet". An einer anderen Stelle bricht sie

den Stab über das ganze Ständewesen: „Die sogenannten ständischen Prärogative", heißt es in einer Denkschrift, „haben größtentheils zum Hauptzweck einen arbitraren Umgang einiger Mitstände, so sich eine unermeßliche Präpotenz über andere anmaßen". Die ständische Verfassung repräsentirte nicht mehr das Volk, sondern den Grundbesitz und die Interessen des Adels und der Geistlichkeit. Aber diese Verfassung war historisch, rechtlich und konnte durch eine weise Reform verjüngt und vereinigt werden.

Der Clerus war in Oesterreich trotz der absoluten Gewalt der Curie und des neuen Staates mit einer Macht und Herrlichkeit ausgestattet, welche die weltlichen Rechte vielfach verdunkelte. Die letzten Habsburger waren sich ihrer Hoheitsrechte bewußt, aber als Schützer der Staatsinteressen gegen kirchliche Uebergriffe sind sie nur selten aufgetreten. Der Clerus erschien in der Landstube als erster Stand, er vermehrte seinen Besitz und griff vielfach in den Gang des politischen Lebens ein. Die Steuerfreiheit des Clerus bestand nur dem Namen nach, denn derselbe mußte an den Staat für seinen Grundbesitz die Steuer und außerdem einen Zehent von jährlichen zwei Millionen zahlen, welche der Papst alle zehn Jahre bewilligte. Auf den geistlichen Gütern erschien jedoch der Abt oder Bischof wie ein weltlicher Herr, er übte die Gerichtsbarkeit, vollzog die Einhebung der Steuer, die Stellung der Rekruten und hielt den Bauer in Dienst- und Arbeit. In letzter Instanz konnte das erzbischöfliche Gericht nicht an das landesfürstliche, sondern an das Gericht des Papstes oder seiner Delegirten appelliren, in Ehesachen galt nur das Kirchenrecht. Außerdem genoß die Geistlichkeit in financiellen und politischen Dingen viele Ausnahmen und Privilegien; so hat z. B. Ferdinand II. dem Clerus in Böhmen die Einkünfte des Salzregals für verlorene Kirchengüter überlassen. Die Bischöfe, Aebte und Capitelherren erschienen durchaus aristokratisch-feudal. Die Bischofsitze und Domherrenstellen wurden größtentheils von Edelleuten besetzt und mancher Adelige erhielt schon in der Wiege die Anwartschaft auf eine geistliche Pfründe. Der Gesandte Goës wurde Bischof von Gurk und der erste Minister Leopold I., Fürst Auersperg, wollte Cardinal werden. Die Kirche war in allen

Provinzen der größte Grundbesitzer, der Besitz der böhmischen Geistlichkeit wurde auf 36 Millionen geschätzt, der Erzbischof von Prag hatte 9, das Domcapitel 16 Güter. Die großen Stifte der Benedictiner und Cistercienser waren aus den religiösen Kämpfen unbeschädigt hervorgegangen; nur einige Klösterlein waren verschwunden. Die todte Hand war seit der Reformation wieder lebendig geworden, denn die Zahl der Klöster hatte sich von 1650—1750 in erschreckender Weise vermehrt. Zu den alten Orden kamen noch die Capuziner, Serviten, Pauliner, die beschuhten und unbeschuhten Augustiner, die Piaristen, die Clarisserinnen, Carmeliterinnen u. a. In Innerösterreich waren von 1648 bis zu Kaiser Joseph II. 30 neue Klöster entstanden. Noch 1769 zählte man in Deutsch-Oesterreich 2163 Klöster mit 64.890 Mönchen und Nonnen; in Steiermark bestanden allein 51 Klöster, in Niederösterreich 76 Stifter und Klöster. Seit die Päpste den Bettelorden den Erwerb an liegenden Gütern erlaubt hatten, war das Klostergut stattlich angewachsen. Die Karthäuser, Dominicaner, Clarisserinnen, Carmeliterinnen besaßen Güter, Häuser, Weingärten, Bergrechte, Capitalien. Der gewaltigste Orden war jedoch jener der Jesuiten, obwohl diese ihren Höhepunct bereits überschritten hatten. Unter Leopold I. war ihr Einfluß in Regierungskreisen schon im Abnehmen. Ein kaiserliches Decret rügte 1697 die Verläumdungen, welche von der Aristokratie und der Geistlichkeit gegen die Jesuiten vorgebracht wurden. Aber sie waren noch bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts allmächtig, sie beherrschten das Gewissen, den Unterricht, mit der Censur die Literatur, die Universitäten, einen großen Theil des Adels und des Volkes, häufig auch die Politik. Die Jesuiten besaßen in Oesterreich: 3 Profeßhäuser, 81 Collegien, 8 Novizhäuser, 65 Seminarien und Convicte, 43 Residenzen und 63 Missionen. In Niederösterreich allein waren 9 große Jesuitenanstalten. Seit 1623 waren Oesterreich und Böhmen in eine Ordensprovinz zusammengefaßt; 1750 lebten in dieser „österreichischen, böhmischen und polnischen Provinz" 4061 Mitglieder der Societät, darunter 1976 Priester. Ihr Vermögen betrug in Deutsch-Oesterreich nach Angabe des österreichischen Kanzlers 15,415.200 Gulden, in Inner-

österreich allein 6 Millionen. Die Jesuiten waren die Vertreter des neuen Katholicismus, des Trienter Concils, der absoluten Gewalt der Curie, des sinnlichen Cultus und der romanischen Kunst in ihrer ärgsten Ausartung; ihre Moral erschien verhängnißvoll, ihre Erziehungsmethode formal, ihre ratio studiorum von 1584 als ein Muster von pädagogischer Verwirrung und des starren Festhaltens an veralteten Formen. Trotz ihrer gefürchteten Macht fanden sich jedoch Männer und Corporationen in Oesterreich, welche mit unabhängiger Gesinnung und freiem Muthe den Jesuiten entgegentraten. Die Regierung selbst beschwerte sich 1727 über das Unterrichtssystem der Jesuiten. Der Gymnasiallehrplan von 1735 war dagegen gerichtet, aber erst unter Maria Theresia hat van Swieten den offenen Kampf gegen die Jesuiten aufgenommen und sie aus dem Gebiete des öffentlichen Unterrichtes verdrängt. Die letzten Habsburger haben jedoch, wenn sie auch in manchen kirchlichen Dingen eine milde Praxis übten, die Grundsätze der Duldung oder Gleichberechtigung der kirchlichen Bekenntnisse nicht anerkannt. Auch ihre Staatsmänner waren der Ansicht, daß sich die öffentliche Ruhe nur in der Einheit der Religion verbürgen lasse. Die katholische Religion blieb die Staatsreligion, und wo der Protestantismus öffentlich auftrat, wurde er verfolgt und unterdrückt. Es gab für die Protestanten in Deutsch-Oesterreich, Schlesien ausgenommen, weder einen privaten noch einen öffentlichen Gottesdienst. Die wenigen protestantischen adeligen Familien oder die protestantischen Handwerker und Kaufleute, welche in Niederösterreich geduldet wurden, besuchten den protestantischen Gottesdienst in den Hauskapellen des schwedischen oder dänischen Gesandten oder wanderten zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten nach Ungarn. Als 1731 der Erzbischof von Salzburg die protestantischen Unterthanen aus dem Lande wies, begann auch in den benachbarten Alpenländern, Steiermark, Kärnten und Oberösterreich eine strenge Protestantenverfolgung; die protestantischen Bauern mußten ihre Heimat verlassen und sich in Siebenbürgen ansiedeln. Die Regierung wollte damit die deutschen Länder von einem widerspänstigen Elemente befreien und der Bevölkerung Siebenbürgens frisches Blut zuführen. Von 1734 an

sind wiederholt solche Züge von „Transmigranten“ in Siebenbürgen eingetroffen, erst 1774 wurde durch den Einfluß Joseph II. diese gewaltsame Abstiftung der Protestanten eingestellt. Dieser Jesuitismus und seine Unduldsamkeit haben Oesterreich dem deutschen Volke mehr entfremdet als alle Staatsacte und politischen Gesetze.

Die vornehmste politische und sociale Stellung nahm der Adel ein. Die Krone war über die ständischen Rechte hinausgewachsen, aber der österreichische Adel bildete einen geschichtlich vorhandenen Stand und in Wesenheit eine wahre starke Grundaristokratie, denn der Dienstadel erschien nur als eine Abzweigung davon. Die Reihen dieses Adels waren seit der Reformationszeit von Provinz zu Provinz stark gelichtet. In Böhmen zählte man vor dem großen Kriege des siebzehnten Jahrhunderts 1382 adelige Familien, 254 Herren- und 1128 Rittergeschlechter; unter Leopold I. 441 Familien, 10 Fürsten-, 110 Grafen-, 83 Herren- und 238 Rittergeschlechter. In Mähren gab es in dieser Zeit 80, in Niederösterreich 227, in Oberösterreich 110, in Kärnten und Krain 121 landesfässige adelige Familien. Die Zahl der Herrengeschlechter ist unverändert geblieben, ja sie überragt hie und da die Zahl der früheren Zeit, weil die Lücken durch eingewanderte neue Geschlechter oder durch Aufnahme alter Rittergeschlechter ausgefüllt wurden. Dagegen war der Ritterstand in steter Abnahme begriffen und konnte seine frühere Stellung trotz der vielen neu geadelten Familien nicht behaupten. Das Junkerthum war in den nördlichen Provinzen beinahe gänzlich vernichtet, nur in Tirol und Innerösterreich hatte sich ein zahlreicher kleiner Adel erhalten. In Böhmen kam ein Edelmann auf 800 Bewohner, in Niederösterreich auf 261, in Oberösterreich auf 1686, in Innerösterreich auf 250, in Tirol im oberen Innthal auf 1222, aber im Kreise Bozen auf 128 und im Trienter Stift auf 126 Bewohner. Diese geistlichen Hochstifte von Trient, Brixen und Salzburg erschienen als wahre Brutstätten des kleinen Adels.

In allen Provinzen suchte sich der hohe Adel über den niederen emporzuheben und die verlorene politische Autorität durch neuen Glanz und Ehren zu ersetzen. Im 16. Jahrhundert fühlte sich ein Edelmann von einer alten Familie geehrt, wenn er den Titel

Freiherr erhielt. Im 17. Jahrhundert wurde er Reichsgraf oder Reichsfürst. Die Kaiser gewährten den Familien, die aus Deutschland stammten oder dort Güter besaßen, nicht ungern diese Gunst; sie gewannen dadurch in den südlichen Reichskreisen sichere Stimmen. Niemals wurde mehr Reichsadel geschaffen, als in dem Jahrhundert von 1600—1700. Bis 1700 erhielten die Reichsfürstenwürde: die Auersperg, Dietrichstein, Fürstenberg, Lamberg, Lobkowitz, Portia, Salm, Schwarzenberg. Zu den älteren Reichsgrafengeschlechtern gehörten in Oesterreich die Harrach, Stadion, Starhemberg, Breuner. Leopold I. und Karl VI. haben 120 neue Reichsgrafen geschaffen, so die Althann, Clary, Colloredo, Černin, Daun, Dietrichstein-Hollenburg, Fünfkirchen, Gleispach, Herberstein, Hoyos, Kaunitz, Khuen-Belasy, Kinsky, Kolowrat, Lamberg, Lazansky, Lützow, Montecuculi, Rostiz, Thun, Thürheim, Traun, Trautmannsdorf, Waldstein, Wolkenstein, Wrbna u. a. Ebenso stammen die meisten Majorate und Fideicommisse, in denen die alten Familien ihren Besitz zu binden suchten, aus dieser Zeit. Diese Familien-Fideicommisse wurden sogar auf Häuser, Geld und Kleinodien ausgedehnt. So ließ die Familie Montecuculi ein Kleinod, das der berühmte General Raimund Montecuculi 1658 von der Königin Christine in Schweden erhalten hatte, fideicommissarisch erklären. Die stolzen Landesherren des sechzehnten Jahrhunderts strebten nach politischem Einfluß, ihre Nachkommen begnügten sich, dem Landesfürsten bei der Huldigung als Kämmerer, Falkenmeister, Stallmeister, Truchsesse zu dienen. Viele Familien haben diese prunkvollen, aber leeren Würden der sogenannten Erbämter erst in der Zeit Leopolds I. erworben. Die Harrach sind seit 1565 Obersterblandstallmeister in Niederösterreich, die Kufstein seit 1624 Oberstsilberkämmerer, die Ungnad-Weißenwolf seit 1658 Obersterblandhofmeister in Oberösterreich, die Lamberg Erblandkämmerer seit 1678, die Starhemberg Erblandmarschälle seit 1717, die Thürheim Erblandfalkenmeister seit 1705 u. a.

Der österreichische Adel war noch in der Reformationszeit durchaus Provincialadel, selten besaß eine Familie in einer anderen Provinz die Standschaft. Als die souveraine Macht die staatlichen

Rechte an sich zog, bildete sich allmälig ein specifisch-österreichischer Adel aus. An die Stelle des Nationaladels trat ein buntes Gemisch von deutschen, slavischen, italienischen, spanischen Geschlechtern. Aus Deutschland stammen die Stadion, Fürstenberg, Schwarzenberg, Salm, Schönborn und Taxis; aus Spanien die Hoyos; aus Italien die Colloredo, Montecuculi und Piccolomini; aus Böhmen die Waldstein, Wratislav, Kinsky, Kolowrat, Wrbna, Schlick, Černin, Chotek, aus dem deutschen Oesterreich die Liechtenstein, Dietrichstein, Harrach, Breuner, Ungnad, Auersperg, Herberstein, Lamberg, Khevenhüller, Starhemberg, Trautmannsdorf, Windischgrätz, Sinzendorf u. a. Obwohl es kein allgemeines österreichisches Adelsbuch, keine österreichische Landtafel gab, bildeten diese Familien nicht bloß einen österreichischen Hof, sondern einen österreichischen Grundadel, sie besaßen Güter in den deutschen und böhmischen Provinzen und vertraten die Interessen des gesammten Staates. Dieser hohe Adel, „der an den Stufen des Thrones geboren“, wie der Ausdruck lautete, bildete eine besondere Genossenschaft, welche sich streng vom Ritteradel und den neu nobilitirten Familien unterschied. Die Dynastie und die Regierung fühlten das Bedürfniß, sich auf diese Genossenschaft zu stützen. Die böhmische Landesordnung von 1627 war darauf bedacht, den Herren- und Ritterstand in seinem „flor und esse“ und die Reinheit des Blutes vor „jeder Makel“ zu erhalten. Jedes Amt, das über den gewöhnlichen Kanzleidienst hinausging, wurde dem hohen Adel vorbehalten, die Landes- und Hofämter, die Minister- und Präsidentenstellen wurden nur mit vornehmen Edelleuten besetzt. Bei dem Tode Leopolds I. 1705 gab es 13 Conferenzräthe oder Minister und 164 Geheimräthe; alle gehörten dem hohen Adel, nicht einer dem Ritterstande an. Von 423 Kammerherren waren nur 14 vom Ritterstande, beim Reichshofrathe waren 31 Räthe Grafen und Herren, nur 10 Räthe Gelehrte und Ritter, beim Hofkriegsrath waren von 30 Mitgliedern nur 10 vom niederen Adel, meist alte Soldaten. Die neu geadelten Familien sind frühzeitig im Strome des Lebens versunken. Nur wenige, wie die Seillern und Bartenstein, haben sich erhalten, die Finanzbarone und jüdischen Ritter sind schon im zweiten oder

dritten Glied ausgestorben, sie wurden niemals als gleichberechtigt anerkannt. Den Stamm- und Grundstock des österreichischen Adels bildeten immer der Grundbesitz und die gutsherrlichen Rechte. Wie in England besaß dieser österreichische Grundadel gegen die Hintersassen gerichtsherrliche und obrigkeitliche Rechte und Pflichten, er hielt die niedere Verwaltung und Justiz, das Patronat- und Schulwesen in der Hand, er war von der Verpflichtung frei, auf eigene Kosten in den Krieg zu ziehen, aber er hatte nicht vergessen, für das Land und den Fürsten das Schwert zu führen. Zu jeder Zeit hat der hohe und niedere Adel im Kriege ein zahlreiches Contingent tapferer Officiere gestellt. Die Menge nützlicher und vortheilhafter Rechte, welche der Adel in Oesterreich genoß, hielt jedoch die Entwerthung des Grundbesitzes und die allgemeine Verarmung nicht ab. Vielfach suchte sich der Adel den öffentlichen Lasten zu entziehen. In den Archiven der Ministerien und Stände liegen noch die Gesuche von Edelleuten, größtentheils von Herren der hohen Aristokratie, welche um die Frist oder Ermäßigung der Steuer betteln und dabei auf den zerrütteten Zustand ihres Vermögens hinweisen. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts konnte der Adel in Oesterreich seinen feudalen Charakter und die politische Stellung noch unverletzt bewahren; er umgab den Hof, ertheilte den Fürsten Rath, führte die Armee, bewilligte Geld, übernahm die Schulden; er beherrschte das Volk und vermehrte die Sonderrechte, welche ihn als die ausschließlich bevorrechtete und bevorzugte Classe aus der Gesammtmasse des Volkes heraushoben.

Dieses österreichische Volk, d. h. Bauern- und Bürgerthum, hatte im siebzehnten Jahrhundert sowie das deutsche Volk eine tiefgehende Wandlung durchgemacht. Durch die Vertreibung der Protestanten und den großen Krieg war die mittelalterliche Cultur zerstört und vergessen, der nationale Sinn verkümmert und ein solcher Druck ausgeübt, daß die innere Entwickelung des Volkes zum Stillstand kam und sein Organismus jeder selbständigen Thätigkeit entbehrte. In Deutschland fand der nationale Sinn Rückhalt an dem Bürgerthum, an dem Adel, an einzelnen Fürsten und an den Universitäten, aber in Oesterreich schien alles Leben in starrem Gehorsam

und Druck gebannt. Mehr als ein Jahrhundert verging, bevor sich der Landesfürst und die Regierung erinnerten, daß im Bauern- und Bürgerthum die eigentliche Kraft des Staates ruhe und daß es Pflicht und Nothwendigkeit sei, der erloschenen Volkskraft neues Leben einzuhauchen.

Bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts befand sich der Bauernstand in Deutsch-Oesterreich in guten Verhältnissen. Während des großen Krieges und nach diesem war jedoch derselbe in arge Knechtschaft verfallen. In den deutschen Ländern, in Ober- und Niederösterreich und in den Alpenländern gab es keine Leibeigenschaft. Die Stammeseigenschaft der deutschen Bauern hatte sich hier in der Wirthschaft und in der Gemeinde erhalten, sie hatten geschlossene Höfe und genossen ein Maß von Freiheit für ihre Person wie für ihr Eigenthum. In den slavischen Ländern, namentlich in Böhmen und Mähren, lebte der Bauer in einem erbarmenswürdigen Zustand. Ein herrschaftlicher Amtmann schrieb 1669: „Jeder weiß, wie der arme Unterthan geplagt ist; wenn ein böhmischer Bauer alle Arbeit, so ihm von der Obrigkeit auferlegt wird, leisten, alle Contributionen und schweren Druck ausstehen muß, alle Unbilden, welche ihm von den Soldaten zugefügt werden, mit Geduld erträgt, kann er wohl unter die Zahl der Märtyrer gerechnet werden". Ein Jahrhundert später, 1769, schrieb ein Staatsrath: „Mit Erstaunen, ja mit wahrem Grausen und peinlich innerer Rührung sieht man das äußerste Elend, in welchem der arme Unterthan durch die Bedrückung seiner Grundherren schmachtet". In Böhmen war die Landescultur bis auf unbedeutende Spuren vernichtet. Man mußte den Bauer in Höhlen und Wäldern aufsuchen, den Grund und Boden von Neuem anbauen, ganze Dörfer waren verschwunden, ihre Grundstücke mit Wald überwachsen oder in Meierhöfe, Thiergärten und große Teiche verwandelt. Der Rest bestand aus den berüchtigten böhmischen Dörfern mit höhlenartigen Lehmhütten, in welchen wie in Polen oder Bulgarien Menschen und Vieh zusammen hausten. Die Viehzucht, Wiesen- und Waldcultur war verfallen, Schulen gab es nur auf den geistlichen und städtischen Gütern. Auf dem Lande lernten wenige lesen

und schreiben, wer mehr lernte, trat aus seinem Stand heraus. Dem Bauer fehlte die Möglichkeit, sich aus sich selbst herauszubilden. Seine Lehrer waren die Wirthschaftsbeamten, die Pächter, die Landgeistlichen und Ackerbau treibenden Landstädte; was diese arbeiteten, ahmte der Bauer nach. In den slavischen Ländern war der Bauer mit wenigen Ausnahmen leibeigen, persönlich unfrei, er durfte die Scholle ohne Losbrief oder Weglaßzettel nicht verlassen; verließ er den Grund ohne Erlaubniß des Herrn, konnte er wie ein flüchtiger Sclave eingefangen werden. Er galt als Zubehör des Grundes, seine Kinder als Zuwachs, mit dem der Grundherr nach Willkür schalten konnte. Die Kinder der Bauern mußten drei Jahre, die Kinder der Häusler zwei oder ein Jahr auf dem Herrschaftshofe dienen. Die Gemeinfreiheit war im dreißigjährigen Krieg untergegangen, der „Richter" sollte für das Gemeinderecht, für niedere Policei und den Vollzug der staatlichen Gesetze sorgen, aber er war meistens nur ein Beamter, ein Organ des Grundherrn. In allen persönlichen Verhältnissen, in Vergleich und Vertrag, in Eigenthums- und Nutzungsfragen, stand der Bauer unter dem Grundherrn. Maßlos waren die Abgaben, welche der Bauer zu leisten hatte, der Grundherr, die Regierung und die Kirche griffen in gleicher Weise in seinen Säckel. Außer der Grundsteuer, der Classen- und Personalsteuer, welche der Regierung zuflossen, zahlte der Bauer an seinen Herrn den Grundzins, den großen und kleinen Feldzehent, die Gebühren bei Veränderung des Besitzes, Mauth- und Nutzungsgelder aller Art. Es gab zahlreiche Privatmauthen, in Niederösterreich 70. Die Robot, d. h. die Arbeit, welche der Bauer seinem Grundherrn leisten mußte, war größtentheils vertragsmäßigen Ursprungs und durch Herkommen und Amtsverzeichnisse, welche von Zeit zu Zeit erneuert wurden, geregelt. Der Bauer mußte für den Gutsherrn das Feld bestellen, Garn spinnen, Holz führen, Teiche säubern, Wege herstellen, das Wild treiben; er durfte sein Getreide nur in der Herrenmühle mahlen lassen, sein Bier oder seinen Branntwein nur aus der Herrenschenke beziehen. Zahllos waren die Mißbräuche und Auswüchse. Die Grundbücher und Urbare führte bis 1787 die Grundobrigkeit, aber diese Verzeichnisse

waren nicht immer sicher. Seit 1654 und 1683 wurden viele Gründe, welche den Bauern zugeschrieben waren, vom Grundherrn wieder eingezogen. Erst 1750, 1770 und 1789 wurde das Bauerngut fixirt und geschützt. Nicht alle Gutsherren dachten so wie der Fürst Johann Adolph Schwarzenberg, welcher 1673 an seinen Hauptmann in Frauenberg schrieb: „Man muß den armen Leuten so viel wie immer möglich helfen und gedenken, daß Gott das Unrecht, das ihnen geschicht, erfordern und das Gute, das ihnen widerfährt, belohnen wird". In Böhmen und Mähren galt das Sprüchwort: „rustica gens optima flens, pessima ridens", oder: „der Bauer ist wie eine Weide, je mehr man ihn beschneidet, desto besser wächst er". In der Zeit Leopolds I. waren mehrere adelige Familien durch ihre Gewaltthätigkeit gegen die Bauern berüchtigt, so die Lazansky, Mansfeld, Klenau, Hartig u. a. Von Zeit zu Zeit brach ein Bauernaufstand los. 1680 erhoben sich in Böhmen mehrere tausend Bauern, verjagten die Gutsherren und Amtsleute; sie verlangten nicht Freiheit, sondern nur eine „gelinde Robot"; der Aufruhr konnte nur mit Waffengewalt unterdrückt werden, an dreizehn Orten wurde gehenkt, Hunderte mußten in Ketten arbeiten. 1662 und 1688 gährte es in Krain, 1705, 1707 und 1718 in Mähren. Die Bauern auf den Gütern der Stadt Iglau verweigerten die Robot, bis acht Rädelsführer auf den Spielberg geschleppt wurden. Es waren auch nicht die gutsherrlichen Lasten allein, welche den Bauer drückten, die Verwüstung des Landes, die großen Grundbesitze der Edelleute und Klöster schufen ein ländliches Proletariat, zahlreiche Landläufer und Bettler. Schon 1640 erging ein Gesetz gegen alle „Winkelstörer", d. h. die hausirenden Handwerker. Ein anderes Gesetz von 1665 verzeichnet als „fahrende Leute": alle Turner, Geiger, Pfeifer, Schwegler, Hackbrettler und alle Spielleute, welche bei Hochzeiten, bei Banketten, auf Tanzböden und in den Tavernen aufspielten; ferner die Freifechter, Hafenschlupfer, die Komödianten, Gaukler, Seilfahrer, Trommelschläger, Freisinger, Taschenspieler, Schalksnarren u. a. In Niederösterreich waren diese Leute einem eigenen Spielgrafen, zumeist den Grafen Breuner zugewiesen. Im sechzehnten Jahrhundert waren die Kaiser

und Könige als Vermittler zwischen Gutsherren und Bauern aufgetreten, im siebzehnten Jahrhundert waren die Bauern auch von der Regierung verlassen. Diese erkannte die Bauern nicht als Stand, sondern als „die fünfte Menschenclasse", und war ängstlich bemüht, das arbeitende Volk in sich abzuschließen. Den Bürgern und Bauern und anderen „gemeinen Leuten" war verboten, zu jagen oder auch nur Vögel zu fangen, sie durften keine Hunde halten, welche dem Wild schädlich werden konnten; die Haushunde mußten an der Kette liegen oder mit einem angehängten Prügel auslaufen. Die Bauern und Inleute durften weder Seide noch Wolfs- oder Fuchspelze tragen, das Tuch für den Bauernrock durfte per Elle nicht über 1 fl. 30, der Hut nicht mehr als 1 fl., das Hochzeitsmahl nicht über 15, das Kindlmahl nicht über 5 fl. kosten. Der Bauer durfte nicht mit Eisen oder Tuch handeln. Ueberhaupt war ihm seit 1540 und 1571 jedes bürgerliche Gewerbe verboten, nur die Hausindustrie der Hufschmiede, Schneidermeister, Schuster und Weber war gestattet. Die Uebersiedlung der Bauern in die Stadt, um Bürger zu werden oder bürgerliche Gründe zu kaufen, wurde als „gesetzlicher Unfug" gerügt, weil sie dadurch als Bauern und Bürger der Regierung zu entgehen trachteten. Die Gesetze wurden mit den Landständen vereinbart und hier war das Herrenrecht und Herreninteresse vorwiegend. Die Regierung betrachtete das feudale Verhältniß zwischen Grundherrn und Bauer als natürlich, rechtlich und nothwendig. Wo sie eingriff, geschah es nur, um den Bauer vor allzugroßer Willkür zu schützen. Leopold I. erklärte 1657: „es möge mit allem Glimpf regiert und der Unterthan lieber erhalten als verdorben werden"; und 1679: „die Unterthanen sind die Robot schuldig, die Obrigkeit soll aber ihre Unterthanen nicht beschweren und nicht an ihrem eigenen Unterhalt und Nahrung verhindern". Auch die Robotgesetze Karls VI. von 1717 und 1738 rüttelten nicht an dem Verhältnisse zwischen Grundherren und Unterthan. Robot und Zehent sollen fortbestehen, wie sie seit zweiunddreißig Jahren in Brauch waren; die Arbeitszeit wurde auf drei Tage in der Woche bestimmt, aber der Grundherr kann, wenn das Recht oder das Herkommen für ihn spricht, vier bis fünf Tage fordern. Er ist verpflichtet,

ordentliche Grundbücher zu halten, er soll den Arbeitern wenigstens Robotbrod oder etwas Getreide geben und die Kinder auf seinem Hofe nicht wie Sclaven und Leibeigene, sondern wie freie Ehehalter und Dienstleute gegen Kost und Lohn halten. Aber der Bauer blieb doch dem Grundherrn in persönlichen und dinglichen Rechten unterworfen. Alle diese Gesetze sind nur schüchterne Versuche für die Befreiung des Bauernstandes, und es war noch ein weiter Weg bis zu den großen Reformen Maria Theresia's und Josephs II.

Gegenüber den Bauern erschien die Stellung des Bürgerthums beneidenswerth, aber auch hier war seit der Gegenreformation der Verlust der Freiheit, der Stillstand der Arbeit, Kümmerniß und Beschränkung aller Art eingetreten. In der Verfassung galt das Bürgerthum der königlichen Städte als der vierte Stand. Derselbe war jedoch in den Landtagen nur durch wenige Abgeordnete vertreten und ihre Theilnahme beschränkte sich darauf, daß sie zur Verlesung der Steuerpostulate und Landtagsbeschlüsse vorgeladen wurden und über die Steuerfrage ein schriftliches Votum abgaben. Die unterthänigen Städte waren wie die Dörfer den Grundherren unterworfen und mußten für dieselben zehenten und frohnden. Die Landesordnungen des siebzehnten Jahrhunderts hatten an der corporativen Freiheit der städtischen Gemeinden nichts geändert, aber der neue Staat brach aus der alten Autonomie einen Stein nach dem andern heraus, bis den Gemeinden nichts blieb als die Vertheilung der bürgerlichen und staatlichen Lasten, der Beirath in der Rechtspflege und die gemeinsame Arbeit. Eine gleichmäßige einheitliche Organisation des Bürgerthums hat es in Oesterreich so wenig als in Deutschland oder Frankreich gegeben. Jede Stadt bewahrte einige Fetzen der alten Verfassung und der alten Gebräuche. Im allgemeinen hatten die königlichen und freien Städte einen äußeren und inneren Rath als den Vertreter der Gemeinde und den Magistrat für die richterliche, policeiliche und ökonomische Verwaltung. An der Spitze standen der Bürgermeister, der Syndicus, einige Räthe; in größeren Städten wie in Wien und Prag besorgte der Stadtrichter die Strafjustiz und der Stadtkämmerer das Gemeindevermögen. Ein königlicher Richter wachte über die

Rechte des Königs und wohnte den Sitzungen bei, aber ohne entscheidende Stimme. Die Bürgermeister und Räthe wurden alle vier Jahre von der Gemeinde gewählt und von der Regierung bestätigt. Der Syndicus und Stadtrichter waren Doctoren der Rechte, Juristen vom Fach, die anderen Mitglieder freigewählte Bürger, aber allmälig wurden die Bürger von den Stadtämtern zu Gunsten der Juristen ausgeschlossen und das Bürgerthum dem Rechtsbewußtsein und der öffentlichen Freiheit entfremdet. Die Verwaltung kam wie zur Zeit des patricischen Regimentes in die Hände einzelner Familien, welche wieder das Gemeindevermögen schamlos ausbeuteten und die städtischen Aemter als eine Stufe zu staatlichen Ehren und Würden betrachteten. In Wien war schon 1668 ein Befehl nothwendig: die Regierung habe „bei dem ambitus zu den Stadtämtern zu kommen" dafür zu sorgen, daß die Bürgerschaft ihre freie Wahl behalte. Das Schulwesen, die Policei waren verfallen, die Gemeinden mit Schulden überlastet, und es kam dazu, daß das Bürgerthum nur mehr eine Rettung von der Regierung erwartete. Leopold I. ließ noch das alte städtische Regiment unversehrt, Joseph I. und Karl VI. beschränkten die städtische Selbstregierung in jeder Thätigkeit. Alle Schriften, welche an den Hof oder an das Ministerium gerichtet waren, mußten von einem Advocaten unterfertigt sein. Die Bürger durften seit 1621 keine Deputationen an den Hof senden, sondern mußten ihre Geschäfte schriftlich abmachen lassen. Die Verwaltung des Gemeindevermögens konnte seit 1724 nicht mehr von einem Rathsmann, sondern nur unter Aufsicht des ganzen Magistrates verwaltet werden. 1726 wurde diese Verwaltung königlichen Wirthschaftsdirectoren zugewiesen. Seit 1734 durften nur Rechtsgelehrte in den Rath kommen. Bis in die Josephinische Zeit hatten die königlichen und freien Städte das Strafrecht über die Bürger und Gemeindeangehörigen. In Böhmen gab es 378, in Mähren 200 „Halsgerichte". Diese entschieden in erster und letzter Instanz. Nur in gewissen Straffällen, z. B. bei Zauberei, Vergiftung, Landesverrath und Mord ging das Urtheil an eine zweite Instanz, in Nieder- und Oberösterreich an die Regierung, in Böhmen und Mähren an das Appellationsgericht

in Prag. Noch bestanden in den Rathhäusern die Marterkammern mit den Folterwerkzeugen für peinliche Fragen. Die Landgerichtsordnungen von 1666 und 1750 hatten noch den alten Strafapparat der Carolina. Nur das Ertränken und Spießen kam nicht mehr vor. Bei einer Hinrichtung bewegte sich ein langer Zug von Gerichtspersonen, Soldaten und Bürgern zur Richtstätte. Es kam vor, daß nach dem Vollzug des Todesurtheils der Bürgermeister die Schuljugend in einer Rede ansprach und Geldmünzen vertheilte. Willkür und Mißbräuche gab es überall. Der Mangel eines einheitlichen Rechtes machte sich durch alle Provinzen fühlbar, aber weder die Regierung noch die Stände hatten den Muth, die alten Sonderrechte abzuschaffen. Einzelne Versuche geschahen nur im Sinne des provinciellen Rechtes. Leopold I. erklärte die böhmischen Stadtrechte als allgemeine Norm für die Bürgerschaft in Mähren; seit 1697 ging der Appellationszug nach Prag, während früher die Brünner Municipalrechte gültig waren. Nicht einmal in großen Städten gab es ein gleiches Recht, denn die Bürgerschaft war hier in mehrere Gemeinden gegliedert, von denen jede ihren eigenen Richter wählte, ihren Haushalt besorgte und gesonderte Rechnung führte. So bestand Prag aus 4 Städten und Gemeinden, Brünn zählte bis 1850 26 Gemeinden unter 10 Grundherrschaften. Vielfach war die Abstufung und Rangordnung der bürgerlichen Elemente. Die Großbürger hatten über die Kleinbürger, die Stadtbürger über die Vorstädtebürger das Uebergewicht. In Triest und Görz übte das Patriciat der reichen Familien allen Einfluß. Unehrlich waren: die Schäfer, Scharfrichter, Abdecker, Büttel, Schergen, die unehelichen Kinder und Cridatare. Sie durften weder Grund- noch Hausbesitzer werden. Die Gerichtsdiener wurden erst 1729 für ehrlich und gewerbsfähig erklärt. Die Policeiordnung Leopolds I. von 1659 unterschied vier Classen: die Vollbürger, die gemeinen Bürger, die Schulmeister und Kanzleibedienten. Pelzwerke durften sie nur zum Verbrämen gebrauchen, Tuch und Leinwand durften nicht mehr als 2 fl. die Elle kosten, ein Hochzeitsschmaus nicht über 24, ein anderes Gastmahl nicht über 8 fl. Silberne Becher und Löffel waren den Bürgern verboten, aber es war ihnen „gnädigst" gestattet, Goldringe im Preis von

5 bis 6 fl. zu tragen und ihre Frauen und Töchter konnten an Feiertagen silberne Gürtel im Werth von 15 bis 20 fl. anlegen. Die Policeiordnung von 1688 verzeichnet schon einen Fortschritt. Sie unterschied nur drei Classen von Bürgern, gestattete Taffet, Seidenaufschläge, silberne oder vergoldete Knöpfe und den Frauen goldene Ketten, Perlen und Ringe. Das vornehmste Element der bürgerlichen Gemeinde war die Zunft. Bis ins achtzehnte Jahrhundert, wo allmälig Fabriken entstanden, wurde jedes Gewerbe zunftmäßig betrieben und jede Zunft oder Innung bildete eine durch Gebräuche, Sitten, häufig auch durch Privilegien abgeschlossene Genossenschaft. Ohne Bürgerrecht konnte niemand ein Gewerbe ausüben, kein Protestant konnte das Bürgerrecht, kein Bauer einen städtischen Grund erwerben. Die Regierung suchte den Zunftzwang zu durchbrechen, sie gestattete 1661 das Herausheiraten aus dem Handwerk, aber die Kinder der Bäcker, Müller, Leinweber, Spielleute und „dergleichen Leut" sollten nicht in das Handwerk aufgenommen werden. Allgemein waren die Klagen über die „Bosheit der Dienstboten", über die Faulheit und Liederlichkeit der Handwerksgesellen. In Wien war schon 1655 bei dem Stadtrath ein Dienstbotengericht. Seit 1714 durften die Gesellen nicht mehr Degen tragen. Häufig waren die Gesetze gegen die Zusammenrottung und Arbeitssperre, gegen die Collationen und Abendschenken der Gesellen. Auch die Regierung Karls VI. versuchte 1731 und 1739 die schadhaften Zweige des Zunftwesens auszuschneiden, aber im Allgemeinen behielten Handwerk und Gewerbe ihre mittelalterliche Zunftverfassung. Das Bürgerthum bewahrte seine Tüchtigkeit und Arbeitskraft, es fehlte ihm jedoch an innerer Freiheit, an Capital, an Manufacturen und Handel. Mehr als ein Jahrhundert mußte vergehen, bis die Bevölkerung wieder zunahm, bis der Handel und die heimische Industrie festen Boden gewann und die Regierung dem Bürgerthum wieder Schutz und Kräftigung angedeihen ließ.

Wer die Geschichte dieses Volksthums von 1650 bis 1750 überblickt, findet überall verkümmerte Reste der alten Freiheit, ein kastenartiges Absondern der einzelnen Stände, die priesterliche und adelige Herrschaft, der sich alles in leidendem Gehorsam fügte. Was

war aus dem frischen lebensmuthigen Volk von Deutsch-Oesterreich, das eine Zeit der Führer und Träger aller geistigen Interessen der deutschen Stämme war, geworden! In träger Gleichgültigkeit, im Ringen um das Dasein schleppte es sein Leben fort, seiner Geschichte, jeder politischen Thätigkeit, jeder Regung eines Gesammtlebens entfremdet. Nur langsam entwickelte sich wieder Cultur und Wohlstand, nur allmälig gediehen die Bedingungen eines neuen staatlichen Lebens. Die Regierung war immer geldbedürftig, belastete alle mit gleichem Druck und vermochte die unbehilfliche Volkskraft nur schwer in Bewegung zu versetzen. Wie in Frankreich so ist in Oesterreich die alte feudale Staatsordnung an der Vernichtung der politischen Freiheit und an der Absonderung der Classen zu Grunde gegangen.

Als Karl VI., der letzte männliche Habsburger, 1740 gestorben war, herrschte in Oesterreich auf allen Gebieten des Lebens eine grenzenlose Verwirrung. „Ich fand mich", schrieb seine Tochter und Nachfolgerin, „ohne Geld, ohne Credit, ohne Armee und ohne Rath; das Volk in der Hauptstadt war zaumlos und schwierig und alles in Zerrüttung". In der äußeren Politik folgten Maria Theresia und ihre Söhne Joseph II. und Leopold II. den Traditionen ihrer Väter, welche an die Selbständigkeit Oesterreichs, an die Vorherrschaft in Deutschland und die alten Familienrechte anknüpften. Maria Theresia hatte im Beginn ihrer Regierung einen schweren Kampf zu bestehen, aber sie behauptete ihr gutes Recht und die Existenz und Selbständigkeit Oesterreichs. Auch die deutsche Kaiserkrone kam nach dem Tode des unglücklichen Karl VII. wieder an das Haus Oesterreich. Einen zweiten Krieg führte Maria Theresia mit fremden Mächten verbündet gegen Friedrich II. von Preußen, den „bösen Mann", dem sie Schlesien wieder abnehmen wollte. Die Folge war, daß Deutschland fortan unter der dualistischen Hegemonie von Oesterreich und Preußen stand und der neue Staat Preußen eine Großmacht wurde, mit welcher Europa künftig zu rechnen hatte. Ein Jahrzehent später betheiligte sich Maria Theresia, wiewohl ungern an der Theilung Polens, aber sie wünschte so wenig wie Friedrich II. in den letzten Lebensjahren einen neuen Krieg. In

der bairischen Erbfolgefrage statt sie sich zum Ausgange zu einem friedlichen Ausgleich geneigt und begnügte sich im Frieden von Teschen mit einem Theile des westbairischen Landes. Die Politik Josephs II. griff weiter aus, so daß er den fremden Mächten wie ein rücksichtsloser Eroberer schien. Der Versuch, Baiern für Belgien einzutauschen, mißlang, aber er konnte im Bündniß mit Rußland hoffen, die türkischen Gebiete bis zum Balkan und dem schwarzen Meere von der Türkei loszureißen. Auch in seinem Siechthum schien er entschlossen, Preußen, das seine Politik durchkreuzte, mit den Waffen zu begegnen. Sein Bruder und Nachfolger Leopold II. entsagte jedoch dieser kriegerischen Politik, schloß Frieden mit der Pforte und Preußen und stützte sich bei der Aussicht für den großen Weltkrieg auf Deutschland und insbesondere auf die Bundesgenossenschaft mit Preußen. Jedenfalls hatte Oesterreich seit 1740 eine Einbuße in Deutschland erlitten, aber es behauptete seine Oberherrschaft in Belgien, in Oberitalien, in den östlichen Donauländern und damit seinen Einfluß in allen europäischen Verwickelungen. Seine Macht war gefürchtet, seine Meinung geachtet, sein Bündniß begehrt. Der Venetianer Delfin konnte 1793 seiner Regierung berichten: „Oesterreich ist durch seine Hilfsquellen einer der mächtigsten Staaten Europas und übt durch seine politischen Verbindungen den größten Einfluß auf jede öffentliche Angelegenheit aus“.

In der inneren Politik schlugen Maria Theresia, Joseph II. und Leopold II. Wege ein, welche von denen der letzten Habsburger wesentlich verschieden waren. Das Ziel war dasselbe: die Wahrung der absoluten Souverainität und die Verstärkung der Staatsmacht; aber sie suchten diese in der Vereinigung und Vertiefung der Regierung, in der Loslösung von der kirchlichen und ständischen Gewalt, in der Allgemeinheit und Gleichheit der Gesetze und in einer neuen Wirthschafts- und Handelspolitik. Die Staatsordnung der Ferdinande war der feudale Absolutismus, die Staatsordnung Maria Theresia's und der Habsburg-Lothringer wurde die absolute bureaukratische Monarchie. Maria Theresia und Joseph II. können von der Schuld nicht freigesprochen werden, die Verfassung in Oesterreich, statt sie zu beleben und zu verjüngen, angebrochen und

unterdrückt zu haben. Maria Theresia ließ noch wie Friedrich II. die Form der Ständeverfassung unberührt, aber sie nahm gleich ihrem großen Gegner einzelne Rechte heraus und legte sie der Regierung zu. Die ständischen Körperschaften wurden weder in der Gesetzgebung noch in der inneren Verwaltung gefragt. Die ersten großen Reformen, die Fixirung der Steuer und das neue Militärsystem führte Maria Theresia mit und ohne Einwilligung der Stände durch. Als 1775 die bäuerlichen Lasten im Schooße der Regierung berathen wurden, äußerte die Kaiserin: „Mit den Ständen ist Nichts zu richten, haben keine Köpf und keinen Willen, man muß vorschriftlich vorgehen"; und als die böhmischen Stände gegen ein einseitiges Vorgehen der Regierung protestirten, entschied Maria Theresia wie einst Ferdinand III.: „Bei Landtagsverhandlungen über die allerhöchsten Befehle haben die Stände nicht bei der Frage: ob, sondern nur über die Frage: auf welche Art zu berathschlagen". Ihre Minister waren derselben Anschauung. Der eine schrieb 1760: „Die ständischen Privilegien können den Souverain nicht einschränken, aber es ist nicht rathsam, die Ständeverfassung aufzuheben, weil die Abänderung langdauernder Zustände gefährlich". Auch Kaunitz sprach sich scharf gegen Adel und Stände aus. Der Staatsrath, in dessen Schooße alles „Gute und Böse", was über Oesterreich gekommen ist, berathen wurde, hat die Frage der Verfassung nur selten, die Beschränkung der absoluten Gewalt niemals berührt; er huldigte vielmehr dem strengsten Absolutismus. Dessenungeachtet genossen die Stände bei dem Ausgang der Theresianischen Regierung noch wesentliche Rechte: die Bewilligung der Grundsteuer, die Rekrutenstellung, die Militärverpflegung, die Bewilligung der Auslagen für die Landesökonomie, die Verwaltung des ständischen Vermögens, die Besetzung der ständischen Aemter. Joseph II. hatte sich aus erlernten Ansichten und persönlicher Neigung ein neues politisches System zurechtgemacht, welches durchaus dem aufgeklärten Despotismus seiner Zeit entsprach. Er sprach wie Friedrich II. das Wort aus: „Der Fürst ist der erste Diener des Staates". Auch Leopold II. schrieb noch 1789: „Ich glaube, daß der Souverain, auch der erbberechtigte, nur der delegirte Beamte

des Volkes ist". Aber zwischen dieser revolutionären Theorie und der Praxis lag eine tiefe Kluft. Wehe dem, der an der Souverainität des Fürsten rütteln wollte! Joseph II. erblickte in der ständischen Verfassung nur die Herrschaft der Großen, veraltete Privilegien und ein Hemmniß der Regierung. „Die öffentliche Wohlfahrt", äußerte er in einem Briefe von 1788, „soll hervorgehen aus dem vereinten Wirken der ganzen Gesellschaft für die öffentlichen Pflichten, für die Vertheidigung des Landes, für die Verwaltung der Justiz und die Regierung im Allgemeinen, welche den Souverain mit den Individuen und diese wieder unter einander in der Gesellschaft vereinigt." Gleich im Beginne seiner Regierung setzte er der Thätigkeit der Stände enge Grenzen und ließ ihnen nur die Geschäfte der Steuerrectification und der Landesökonomie. Er schaffte das alte Ceremoniell, die Ehrenwache der Landesofficiere, die Vorrechte der ständischen Mitglieder bei den öffentlichen Aemtern, die Mauthfreiheit ab, er beschränkte das Patronatsrecht, die Fideicommisse, das Jagdrecht, er verbot die Abstiftung der Unterthanen, die Einziehung der Bauerngründe. 1782 wurden alle Zahlungen der Stände ohne Bewilligung der Regierung untersagt; 1783 wurden die ständischen Ausschüsse und die Collegien der Verordneten, sowie das ständische Steueramt aufgehoben. 1784 ließ der Kaiser den böhmischen Ständen eröffnen, daß er ein neues Steuersystem einführen wolle, sie hätten auch hier nicht über das Ob, sondern über das Wie zu berathen. Auch das Wie hat Joseph II. nicht abgewartet, denn die Steuerpatente von 1785 und 1789 wurden ohne Einvernehmen mit den Ständen veröffentlicht und ihnen nur die Art der Anlage, die Vertheilung und Einhebung zur „Ausführung" mitgetheilt. Die Versammlungen der Stände wurden eine Ceremonie, ein „leerer Schatten", wie die böhmischen Herren sagten. Auch dieser Schatten mußte weichen, denn das kaiserliche Edict vom 1. December 1788 gestattete den Ständen sich nur dann zu versammeln, wenn Seine Majestät den Gegenstand für geeignet erkennen würde. Das Gesetz war jedoch nicht allgemein. In Steiermark trat noch im November 1789 der Landtag zusammen, um die Steuer- und Urbarreform abzulehnen; auch der ständische Ausschuß bestand in Innerösterreich

fort. In Tirol, wo der Kaiser einige magere Rechte bestehen ließ, wurde 1789 der „perpetuirliche Congreß" in einen Ausschuß verwandelt. Joseph II. hat die ständische Verfassung nicht aufgehoben, aber unterdrückt, sistirt und auf das geringste Maß der Thätigkeit herabgebracht in derselben Zeit, wo in Frankreich die Reichsstände berufen waren und dem dritten Stand die Führerschaft der Nation zugesprochen wurde.

Maria Theresia hatte sich in den ersten Kriegsjahren überzeugt, daß die schwerfällige ständische und provincielle Verwaltung für allgemeine Zwecke nicht mehr ausreichte. Sie war deßwegen vor allem darauf bedacht, die Regierung der böhmisch-österreichischen Erbländer zu vereinigen, zu stärken und in die Tiefe des Volkes zu führen. Sie vereinigte die böhmische und österreichische Hofkanzlei in ein Ministerium, sie bildete die ständischen Landesregierungen in den Provinzen in staatliche Behörden um, sie trennte die Justiz von der Verwaltung, sie schuf eine oberste Justizstelle, sie übergab der Hofkammer die gesammte Finanzverwaltung, sie reformirte das Heerwesen im Sinne der Einheit und Gleichförmigkeit und nahm die Rechte des Staates gegenüber der Kirche wieder auf. Die Theresianische Regierung hat zuerst in Oesterreich den Feudalismus durchbrochen, die provincielle Verschiedenheit überwunden und in Staat und Volk das Gefühl der Einheit, Kraft und Selbständigkeit wieder lebendig gemacht. Diese Regierung blieb jedoch auf halbem Wege stehen, wurde unsicher und löste die Gegensätze nicht. Sie gewährte den Ständen weder ihr altes noch ein neues Recht, sie ließ in der Verwaltung den feudalen Unterbau und räumte auf dem kirchlich politischen Gebiete nur einzelne Hindernisse hinweg. Maria Theresia erneuerte das placetum regium, sie untersagte den unmittelbaren Verkehr mit Rom, die Vermehrung des Klostergutes, die Geldsendung der Geistlichen ins Ausland, sie schränkte die Kloster- und Festtage ein, aber sie konnte sich nicht entschließen, den Protestanten in Oesterreich die bürgerliche Gleichberechtigung, Religionsfreiheit oder auch nur Duldung zu gewähren. Sie war eine Gönnerin der Mönche und der Jesuiten und beschützte die letzteren noch im Untergange des Ordens.

Was Maria Theresia begonnen, setzte Joseph II. fort, nur schärfer, tiefer und nachhaltiger. Kühn und rücksichtslos setzte er sich über das historische Recht, über die nationale und provincielle Besonderheit, über die feudale und kirchliche Macht hinweg. Sein politisches Ideal war die Staatseinheit und Staatsallmacht, die absolute Monarchie, aber mit der Herrschaft des Gesetzes, mit der Gleichstellung der Stände und der Befreiung des Geistes. In der Gliederung der Regierung, welche seine Mutter eingerichtet, hat Joseph II. wenig geändert, nur verschärfte und vertiefte er die Wirksamkeit dieser Regierung und unterstützte sie durch neue Verwaltungs- und Justizgesetze. Diese beseitigten die letzten Reste der corporativen Freiheit, schufen ein neues Civil- und Strafrecht, ein nur von der Staatsgewalt abhängiges Unterrichtswesen und eine neue Staatswirthschaft, welche sich auf die Landwirthschaft und Industrie stützte und für den Handel ein strenges Schutzzollsystem verkündigte. Einzelne Gesetze berührten die tiefsten Nerven der alten Ordnung in Volk und Staat. Das neue Eherecht von 1783 erklärte die Ehe als ein bürgerliches Rechtsverhältniß und forderte von der Kirche nur die Mitwirkung. Die Erbfolgeordnung von 1784 erweiterte die individuelle Freiheit gegenüber dem Standes- und Familienrecht. Das bürgerliche Recht von 1786 schuf ein gleiches Personenrecht und das Strafrecht von 1787, sowie der Strafproceß von 1788 milderten und begrenzten das Theresianische Strafgesetz; sie beseitigten die alten Rechtsgewohnheiten und die schreckliche Praxis der städtischen und ländlichen Criminalgerichte. Am auffallendsten erschienen die kirchlich politischen Reformen; man hat später die ganze Richtung als Josephinismus bezeichnet. Den Versuch einer deutschen Nationalkirche hat Joseph II. abgelehnt, auch den Gedanken einer österreichischen Landeskirche ließ er fallen, aber er hat zeitlebens die unbedingte Herrschaft der Curie bekämpft. Die Erneuerung des placetum regium, das Toleranzedict, die Emancipation der Juden, die Ausscheidung der fremden Diöcesen, die Beschränkung der kirchlichen Gewalt, die Aufhebung der Klöster, die Pfarreintheilung, die Verordnungen für den Cultus und die Bildung des Clerus haben die unabhängige Priesterherrschaft unter-

graben und unter den Staat gestellt. Das Toleranzedict gewährte jedoch nicht die unbedingte Glaubensfreiheit, sondern nur Duldung und die bürgerliche Gleichberechtigung der Protestanten; auch das Klosterwesen wurde nicht zerstört, sondern nur eingeschränkt und gemindert. Durch die Klosteraufhebung von 1780—1790 sind in Deutsch-Oesterreich 477 Manns-, 261 Frauenklöster erloschen; 1425 Klöster mit 28.250 Mönchen und Nonnen sind geblieben. Deßungeachtet haben diese Maßregeln das Volk in allen seinen Schichten ergriffen. Die Toleranz hatte nicht allein die Meldung von geheimen Protestanten, sondern zugleich einen Abfall vom Katholicismus zur Folge. In Deutsch-Oesterreich wurden 1782 73.722, 1785 107.454 und 1788 155.864 Protestanten gezählt. Die Klosteraufhebung war nicht bloß eine kirchliche und politische, sondern ebenso eine durchgreifende sociale Reform; sie schuf einen neuen Zustand von Eigenthums- und Wirthschaftsverhältnissen, machte eine Summe von todten Capitalien lebendig und führte eine Menge Männer und Frauen, welche hinter den Klostermauern den Pflichten des Lebens entrückt waren, wieder der Arbeit und Familie zu.

Die Theresianischen und Josephinischen Reformen waren mehr staatlich als volksmäßig, mehr fiscalisch als wirthschaftlich; sie haben nicht die politische Freiheit der Selbstregierung gebracht, aber sie waren nothwendig, praktisch und sind dem Volke wahrhaft zu Gute gekommen. Eine Agrarreform war in Oesterreich wie in ganz Europa seit 1750 als nothwendig erkannt. Regierung und Stände stimmten darin überein, nur in der Frage wie und wann gingen sie auseinander. Maria Theresia sprach 1769 als Grundsatz aus: „Der Bauernstand, der als die zahlreichste Classe der Unterthanen die Grundlage und größte Stärke des Staates ausmacht, ist so zu erhalten, daß derselbe sich und seine Familie ernähren und in Friedens- und Kriegszeiten die allgemeine Landesanlage bestreiten kann; hieraus fließt von selbst, daß weder ein Urbar, noch ein Vertrag, noch ein so altes Herkommen bestehen kann, welches sich mit der Aufrechthaltung des Unterthans nicht vertragen kann". Sie wollte die alte Ordnung nicht stürzen, sie erkannte die Robot als

ein wohlbegründetes Recht und Eigenthum des Grundherrn. Ihre Regierung begann noch 1769 mit der Regulirung der Robot in Böhmen. Die Stände verbaten sich 1773 jedes einseitige Vorgehen der Regierung und hielten eine Reform nur durch ein freies Uebereinkommen zwischen Bauern und Grundherren für möglich. Mitten in den Verhandlungen brach 1775 der Bauernaufstand im nordöstlichen Böhmen aus. 15.000 Bauern erhoben sich gegen die Grundherren, verwüsteten Kirchen und Schlösser und forderten die gänzliche Aufhebung der Robot. Auch in Mähren, Steiermark, Oesterreich gährte es in der Bauernschaft. „An unseren Thoren", schrieb die Kaiserin, „hier bei uns wagen sie es, die größte Frechheit zu begehen". Die Regierung unterdrückte den Aufstand mit großer Energie und erließ die Robotgesetze von 1775 und 1777, welche die bäuerlichen Besitzverhältnisse ordneten, die Robot ermäßigten und den Bauern gegenüber der Willkür des Grundherrn gesetzlichen Schutz gewährten. Auch Joseph II. war nicht geneigt, die Rechte der Grundherren und die Robot „durch einen Machtspruch" abzuschaffen. Er begnügte sich, durch eine Reihe von Einzelngesetzen die Existenz der Bauern in einem gemäßigten Unterthansverhältnisse zu sichern, die straffen Bande mit den Grundherren zu lockern, ihre gegenseitigen Rechte und Pflichten abzugrenzen und dem Bauer ein festes Eigenthum zu gründen. Joseph II. hat in der That redlich dafür gearbeitet, das Unrecht der alten Zeit zu sühnen und den Bauer wieder in die freie Volksgesellschaft zurückzuführen. Eines seiner ersten Gesetze war 1781 die Aufhebung der Leibeigenschaft, ein zweites und drittes Gesetz stellte den Bauer unter den Schutz der staatlichen Behörden und gestattete die Freizügigkeit. Auf den kaiserlichen Domänen hörte alle Hörigkeit und Robot auf. Jeder Unterthan konnte wieder frei nach Willen heiraten, ein Gewerbe ergreifen, sein Grundeigenthum verkaufen, vertauschen, vererben, nur nicht über zwei Drittel verschulden und nicht gegen das gesetzliche Ausmaß zerstückeln. Außer dem Todfalls- und Abfahrtsgelde erloschen alle Abgaben an den Grundherrn. Zahlreich sind die Verordnungen für die Bodencultur, für den Waldschutz, gegen die Willkür der Jagdberechtigten. Insbesonders war

die Josephinische Regierung für eine gleichmäßige Besteuerung thätig. Das Patent von 1785 und das Steuerpatent von 1789, welches über die Grundsteuer und die Abgaben an den Grundherrn entschied, betonen ausdrücklich die Gleichheit der Besteuerung für alle Provinzen und alle Stände. Die Grundsteuer soll nur 12 Procent betragen, bei Wäldern und Hutweiden weniger, bei Weingärten und Aeckern mehr. Die Abgaben an die Grundherren sind in Geld und nur im Falle einer besonderen Vereinbarung in Frohnden und Lohndiensten zu leisten. 70 Procent des Grunderträgnisses bleiben frei. Bauern, Häusler und Inwohner können die Robot ablösen. Herrengut und Bauerngut bleiben gesondert. Das Gesetz war klar und einfach, einige Härten konnten gemildert werden, aber niemand war damit zufrieden. Obwohl das Gesetz erklärte, daß es „nicht in die Rechte der Obrigkeiten eingreifen, sondern nur dem Schwanken ein Ende machen wolle", wurde dasselbe doch als eine gewaltsame Störung aller Rechts- und Besitzverhältnisse verrufen. Leopold II. hat das Gesetz sogleich nach Antritt seiner Regierung aufgehoben. Die Bauern waren von den Josephinischen Reformen nicht vollständig befriedigt. Sie klagten über die Geldabgaben, über die Theilbarkeit der Güter, über die Entwerthung des Grundbesitzes, über die Robot und obrigkeitliche Gerichtsbarkeit. Joseph II. hatte noch 1788 verfügt: „Jeder Unterthan ist nicht nur den landesfürstlichen Behörden, sondern auch seiner Grundobrigkeit Gehorsam und Unterwürfigkeit schuldig". Im Ganzen hatten jedoch die Bauern, was sie 1680 und 1775 verlangt hatten, eine gelinde Robot und den gesetzlichen Schutz. Der Bauer war nicht frei, weder für seine Person, noch für seine Arbeit, aber durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, durch die Sicherung des Grundeigenthums, durch die Milderung der Frohndienste, durch die gleichmäßige Besteuerung und die religiöse Duldung erhielt die Bauernschaft wieder die Keime eines staatsbürgerlichen Daseins. Vor Joseph II. war die Bauernschaft nur eine Volksclasse, nach Joseph wieder ein Stand mit öffentlichen Rechten und Pflichten. Die Frucht und der Segen dieser Reform sind nicht ausgeblieben. Wo die Erbpacht eingeführt war, stiegen wie mit einem Zauberschlage neue Häuser und Dörfer empor, in

den deutschen und slavischen Provinzen kam die Cultur des Landes in neuen Flor und die Bauern behielten die Ahnung, daß eine künftige Zeit ihre Fesseln vollständig lösen werde. Sie bewahrten Maria Theresia und Joseph II. ein dankbares Andenken. Der Letztere hieß, seit er eines Tages in Mähren den Pflug eines Bauern in die Hand nahm, der Bauernfreund. Die Agrarreformen Maria Theresia's und Josephs II. haben in Oesterreich den englischen und italienischen Grundpacht sowie die französische Theilbarkeit der Gründe unmöglich gemacht und jene riesenhafte gleichförmige Masse freien Eigenthums geschaffen, welche der Grund und Kern unseres Volksthums geworden ist.

Das Bürgerthum erhielt durch die neue staatliche Reform so wenig eine öffentliche Freiheit als das Bauernthum, weder eine würdige Vertretung in der Standschaft, noch die Selbstregierung oder die Gleichstellung der freien und unterthänigen Gemeinden. Eine Belebung der alten städtischen Corporationen war nothwendig und möglich, aber das Verständniß dafür war in der Regierung und im Bürgerthum selbst verloren gegangen. Im Staatsrath und im Ministerium sprachen nur wenig Stimmen für eine Reform des städtischen Selfgovernments, die Regierung betrachtete dasselbe vielmehr als ein Hinderniß ihrer Thätigkeit. Wo sie auf das bürgerliche Leben Einfluß nahm, geschah es zunächst nur für staatliche Zwecke: für die Steigerung der Steuer- und Wehrkraft und für die Vermehrung der Bevölkerung. Die Regierung trug auch Bedenken, eine neue allgemeine Gemeindeordnung einzuführen. Die alten bürgerlichen Zustände sind in Oesterreich auch nicht durch einen Stoß, sondern allmälig durch eine Reihe von Verwaltungsmaßregeln vernichtet und hinweggeräumt worden. In der Theresianischen Zeit 1745—1765 wurden den städtischen Gemeinden die Gerichtsbarkeit, die Policei, das Volksschulwesen und die ökonomische Verwaltung abgenommen und den staatlichen Beamten zugetheilt. Ueber die Verwaltung des Gemeindevermögens herrschten unsichere wechselnde Grundsätze; von 1752—1761 wurde dieselbe verpachtet, von 1761 bis 1763 wieder dem Stadtrath, von 1763—1792 besonderen Wirthschaftsdirectoren zugewiesen, und 1792 wieder den Gemeinden

unter staatlicher Aufsicht überlassen. Bürgermeister und Stadtschreiber mußten von der Regierung bestätiget werden. Keine Deputation durfte zu Hofe, ohne früher die Bewilligung eingeholt zu haben, die Mauth- und Dienstbotenordnung wurden abgeändert, die Gemeindeweiden zerstückelt, der Verkauf von Gewerbsrechten untersagt, die städtischen Güter in Erbpacht gegeben, alles Eigenthum der Gemeinden, Güter, Meierhöfe, Brauhäuser als verkäuflich erklärt, sogar die Mantelkleider der Rathsherren abgeschafft, ohne früher die ehrsame Gemeinde zu fragen. Die Josephinische Regierung ging in dieser Bevormundung noch weiter und räumte die letzten Reste der bürgerlichen Autonomie hinweg. Die neuen Justizgesetze entschieden allein über Leben, Vermögen und Ehre der Bürger, jede besondere Gerichtsbarkeit der Städte oder Universitäten hörte auf. Das Amt eines Syndicus, welches seit 1621 bestand, erlosch, der Stadtrath oder Magistrat bestand hinfort aus rechtsverständigen Männern, welche von der Regierung bestellt, von der Gemeinde bezahlt wurden. Die neuen Einrichtungen der Magistrate von 1785 schoben das ganze alte Regiment der Primatoren, Senatoren, Consulenten, Patricier und Zünfte hinweg. Der Gemeinde und dem Stadtrath blieben nur die Sicherheits- und Gesundheitspolicei, die Marktfreiheit, die Einhebung der Steuer, die Verleihung des Bürgerrechtes, das Patronatsrecht, das Vorschlagsrecht für die städtischen Beamten, die Armensorge und einige Ehrenrechte. Leopold II. gab 1796 die Verwaltung des Vermögens und Verleihung von Gewerberechten wieder an die Magistrate zurück. Die Theresianische Regierung hat die alte freie Gemeindeverfassung erschüttert, die Josephinische hat sie aufgelöst und die städtischen Gemeinden unter den Schutz und das Recht des Staates gestellt. Unläugbar hat diese Bevormundung einen wohlthätigen, befreienden Einfluß auf das bürgerliche Leben genommen, die verschiedenen Gemeinden einer Stadt wurden vereinigt, der Unterschied der Stadt- und Vorstadtgewerbe verschwand. Die Verpflichtung der Stadtobrigkeiten, der Kirche zu dienen, z. B. über die Fasten und Beichtgebote zu wachen, hörte auf, der Zunftzwang wurde gesprengt, die Fortbildung des Handwerks begünstigt. Das Bürgerthum richtete sich aus seiner

Apathie und Gebundenheit auf, und fand wieder in seinem Beruf Freude und Ehre. Der Besitz wurde beweglich, das Capital lebendig, Industrie und Handel blühten auf, aus den bürgerlichen Kreisen ging eine Reihe von Beamten, Gelehrten und Künstlern hervor. Durch die Thore der Städte, welche Joseph II. geöffnet hat, zog ein neuer Geist, ein neues Leben ein, welches nicht wieder zum Stillstande gekommen ist.

Die Centralisation und die neue Gesetzgebung richtete sich zunächst gegen den Feudalismus und seinen vornehmsten Vertreter, den Adel. Die absolute Regierung hatte die politische Stellung des Adels erschüttert, aber sie suchte dessen sociale Rechte, Sitten und Vorurtheile zu erhalten. Bekanntlich hat sich diese Erscheinung bei jeder absoluten Regierung von Augustus bis Ludwig XIV. erhalten. Maria Theresia überhäufte den Adel mit Ehren und Würden, sie nahm Einsicht in seine Familienverhältnisse, verheiratete die Söhne und Töchter, zeigte dem Adel Vertrauen und pflegte sein Standesbewußtsein. Nach wie vor erschien der Adel als die natürliche und berechtigte Stütze des Reiches. 1774 schrieb der Minister Graf Hatzfeld: „Ein prächtiger Hof, ein reicher Adel trage viel zur Volkswohlfahrt bei; es müsse für jene, welche an der Spitze der Regierung stehen, ein Hauptgrundsatz sein, sich die Erhaltung des Adels angelegen sein zu lassen". Im Verfassungspatent für Galizien wurde betont, „daß der Adel von allen übrigen Insassen zu unterscheiden sei und ihm besondere Vorzüge und Vertrauen zugewendet werden müßten". Der österreichische Adel hat Maria Theresia dafür gehuldigt, gedient und große Opfer gebracht. Ihre vornehmsten Räthe und Generale waren böhmische und österreichische Edelleute, wie Kaunitz, Haugwitz, Hatzfeld, Chotek, Khevenhüller, Daun, Traun, Liechtenstein u. a. Erst die neue Zeit von 1760 an brachte die bürgerlichen Elemente empor. Der Staatsrath, der in allen Gesetzesfragen entschied, bestand zumeist aus Männern bürgerlicher Herkunft, der Freiherrntitel hatte ihnen nur den Schein des Adelthums verliehen. Auch sie wurden von der feudalen Aristokratie in Schatten gestellt, denn die Hofämter, Minister- und Gesandtenstellen, die Bischofsitze und Militärcommando wurden fast ausschließlich mit

Personen des hohen Adels besetzt. Joseph II. bekämpfte die politische und sociale Stellung des Adels. Seine Mutter hat ihm schon zur Zeit der Mitregentschaft den Vorwurf gemacht, daß er „die Zernichtung der Graßen unter dem speciosen Vorwand den mehreren Theil zu conserviren" anstrebe. In allen Josephinischen Gesetzen steht die „allgemeine Wohlfahrt, der Nutzen und das Beste der größeren Zahl" voran. Diese Gesetze griffen gewaltsam in den Stamm- und Grundstock des Adels, in die Familienrechte und das feudale Eigenthum ein. Sie entzogen dem Grundadel die Bauernschaft, die Abgaben, sie forderten eine gleiche Steuerpflicht, sie schränkten den Einfluß der Wirthschafts- und Justizämter ein. Joseph II. gestattete 1785 die Fideicommisse zu allodifiren, er unterwarf den Adel für das bürgerliche Recht dem Landrecht, für Straffälle dem allgemeinen Strafgericht. Die feudale Aristokratie warf dem Kaiser vor, daß sie in allen ihren Rechten verletzt, daß an der Geschichte Oesterreichs Verrath geübt werde. Die Grundherren waren empört von dem Satze, welchen die Einleitung zum Steuergesetz enthielt: „Ist es nicht Unsinn zu glauben, daß die Obrigkeiten, Grundherren, Dominien das Land besessen, bevor noch Unterthanen waren und daß sie das Ihrige unter gewissen Bedingungen an die letzteren abgetreten haben?" Noch 1847 citirte eine ständische Schrift diesen Satz und fügte bei: „Was Joseph II. Unsinn nennt, ist Wahrheit". Der Adel war aber mächtiger als Joseph II., trotz aller Reformen behielt er seine feste Wurzel und die erste Stellung in der Volksgesellschaft, er blieb auf dem platten Lande Gerichts- und Grundherr, er übte seinen Einfluß auf die Regierung und umgab nach wie vor den Hof. In der allgemeinen Gährung, welche die Josephinischen Reformen veranlaßten, verbanden sich die Privilegirten zum Sturze des Josephinischen Systems. Das Volk war ohne Theilnahme und Vertrauen, die aristokratischen und clericalen Elemente hofften die Herstellung des föderativen Feudalstaates wie zur Zeit der Ferdinande und Leopolds I.

Die Wünsche und Begehren der ständischen Corporationen aus den Jahren 1790 und 1791 geben ein getreues farbenreiches Bild der Zustände und Stimmungen jener Zeit. Als Leopold II.

im März 1790 die Regierung übernahm, fand er die ständischen Bestrebungen durch ganz Oesterreich lebendig. „Die inneren Angelegenheiten", schrieb dieser kluge, gescheidte Fürst im Jahre 1790, „sind in der größten Verwirrung; es fehlt mir an fähigen Leuten, alle Provinzen sind in Aufregung; Provinzen und Städte, Adel und Kaufleute, Bischöfe und Mönche verlangen Rechte und Privilegien, sie gehen zurück bis auf die Zeit Karl des Großen und wollen alles gleich". In Toscana hatte Leopold den Grundsätzen eines aufgeklärten Absolutismus gehuldigt, in Oesterreich zeigte er sich geneigt, die alte Provincialverfassung anzuerkennen, sie vielleicht in Generalständen zu vereinigen und dem Bürgerthum eine starke Vertretung zu gewähren. Die kaiserlichen Briefe vom Mai und Juni 1791 beriefen die Landtage von Provinz zu Provinz. Sie sollten die Geschichte ihrer Verfassung und Wirksamkeit darstellen und ihre Begehren durch Abgeordnete der obersten Regierung vorlegen. Wie die Landesordnungen vorschrieben, erschienen die adeligen Herren, die geistlichen Würdenträger, nebenbei bescheiden und gedrückt die wenigen Repräsentanten der Städte und in Tirol die freie Bauernschaft. Die Ordnung, das Auftreten, selbst die Kleidung war wie in der alten Zeit, auch der Geist, der sich in diesen Versammlungen kundgab, schien derselbe wie in der Zeit Leopolds I. und Karls VI.; aber weder die Regierung noch die Stände, weder der Adel noch das Bürgerthum hatten eine sichere Kenntniß und das richtige Verständniß für das alte Ständewesen. In der Commission der Regierung, welche die Verfassung berathen sollte, wurden die verschiedensten Anschauungen ausgesprochen. Einige Mitglieder verlangten die Berufung des Bürgerthums und der Bauernschaft, die anderen erklärten, die Bauernschaft sei durch die Grundherren vertreten, eine Gleichberechtigung sei gefährlich und gegen das geschichtliche Recht. Bei den Ständen selbst wurde das neue Staatsrecht mit den alten ständischen Institutionen vermengt. Die Stände in Böhmen sprachen von einem Vertrag zwischen Fürst und Volk, sowie von der Theilung der Gewalten, die in Steiermark nahmen sogar in rationalistischer Weise den „Ursprung der Gesellschaft" zum Ausgangspunct. Das Recht des Landesherren, die „Reprä-

sentation" zu verbessern, zog niemand in Zweifel. „Von Dir, geliebter Vater so vieler Nationen, deren Millionen Herzen Dir entgegenstreben, von Dir erwarten wir unser Glück", heißt es in einer Adresse. Der Föderalismus überragte die Centralisation, die Interessen der Privilegirten jene des Gesammtvolkes. Die Böhmen sprachen von ihrem König, die Steirer und Kärntner von ihrem Herzog. Nicht eine Standschaft verlangte eine Gesammtverfassung oder eine allgemeine Vertretung des Bürger- und Bauernstandes, nicht eine sprach für die Lösung der Robot, für die volle persönliche Freiheit der Bauernschaft, und dieß in derselben Zeit, wo in Frankreich durch die Verfassung von 1790 der Bruch mit den alten Zuständen vollzogen und das allgemeine Bürger- und Wahlrecht ausgesprochen war.

Die Hefte, welche die verschiedenen österreichischen Standschaften ihren Abgeordneten nach Wien mitgegeben haben, sind merkwürdige Documente unserer Verfassungsgeschichte. Allgemein wurden verlangt die Herstellung der ständischen Verfassung und provincialen Regierung wie vor Joseph II. und Maria Theresia: die jährlichen Landtage, die alte ständische Gliederung, die Mitwirkung an der Gesetzgebung, die Steuerbewilligung, die Wahl der ständischen Ausschüsse und Verordneten, die freie Verwaltung des ständischen Vermögens, das freie Vorschlags- und Versammlungsrecht, die Verleihung des Incolats, die Abschaffung aller Josephinischen Gesetze, welche die allgemeine und gleiche Rechtspflege, das Verhältniß der Grundherren zu den Bauern und das Schulwesen betrafen. Der geistliche Stand verlangte die Anerkennung der katholischen Kirche als Staatskirche, die Aufhebung der Generalseminarien, das Recht der Bischöfe für die Büchercensur, die Anstellung der theologischen Professoren an den Universitäten, die Rückgabe des Klostervermögens, die Verwaltung des Religionsfondes durch die Stände, die geistliche Gerichtsbarkeit und die Reform der Ehegesetze durch die Bischöfe. Der zweite und dritte Stand, d. h. der Herren- und Ritterstand, begehrte den Vorsitz in der Standschaft, den privilegirten Gerichtsstand, die Herstellung der Landesämter und die Wiedereinsetzung der ständischen Beamten und Diener bis zum Landschaftstrompeter,

Trabanten und Hausknecht herab, die Mauthfreiheit, das alte Jagdrecht, die Aufrechthaltung der Fideicommisse, die Abschaffung der bäuerlichen Erbfolgeordnung, die Beschränkung des Erbrechtes der adeligen Töchter, den Heimfall eines erblosen Gutes, das ausschließliche Brau- und Schankrecht und vor allem die Herstellung der Rechte der Grundherren. Der böhmische Adel forderte insbesonders die Anerkennung der Landesordnung von 1627 als Grundgesetz und die Herstellung der böhmischen Hofkanzlei, der mährische Adel die Beschränkung der Zahl der Advocaten und Ausschließung der Juden. Die steirischen Stände wünschten einen Landesminister aus ihrer Mitte. Die Tiroler Stände brachten auf dem Landtage von 1792 zweitausend Beschwerden vor. Sie verlangten die Bestätigung der Privilegien wie 1712, die Verwaltung des Vermögens wie 1720, die Aufhebung aller Josephinischen Gesetze, der Toleranz, der Klösterreduction, des Eherechtes, der neuen Civil- und Strafgesetze und der Rekrutirung. Der Adel begehrte das Recht der Edelleute auf die Anstellung in Civil- und Militärdienst, die Zoll- und Mauthfreiheit, den Anspruch auf große Lehen und Pfandschaften und die Ritteruniform. Ein Edelmann rief im offenen Landtage: „Was geht den Tiroler an, was in Böhmen, Mähren und in anderen Ländern geschieht? Die Tiroler haben ihren eigenen Souverain, ihre eigenen Rechte, ihre eigene Verfassung“. Der vierte oder der Bürgerstand beklagte nicht weniger die Josephinischen Reformen: die neue Justiz, die Aufhebung der Klöster, die Gleichstellung der Stadt- und Vorstadtgewerbe, der städtischen und Bauerngüter, die Vermehrung der Meisterrechte, das Verbot des Meilrechtes, d. h. des Ausschankes des städtischen Bieres innerhalb einer Meile. Einzelne Städte nahmen Beschwerden auf über das Verbot des Hausirens, über das Pflastergeld, die Landstraßen, die Armenversorgung, sogar über das Verbot der städtischen Amtstracht. Weder in Böhmen noch in Mähren trat das Bürgerthum für sein öffentliches Recht ein. Die Aufnahme eines Vertreters der Wiener Universität in die niederösterreichische Standschaft erschien als ein besonderes Zugeständniß. Nur der Bürgerstand in Steiermark verlangte neben den veralteten Rechten der Mauthfreiheit und des Jagdrechtes auch das Wahlrecht

der einunddreißig bürgerlichen Gemeinden und die Aufnahme ihrer Abgeordneten in die Landschaft und in den ständischen Ausschuß. Adel und Geistlichkeit erklärten dieß jedoch als eine Anmaßung, auch die Landesregierung in Steiermark fand eine stärkere Vertretung des Bürgerthums als rechtlich nicht begründet, überflüssig und kostspielig. Im Ganzen zeigen diese Documente die maßlosen Ansprüche der Privilegirten, die Schwäche des Bürgerthums, eine vollständige Unreife des Volkes in politischen Dingen.

Die Regierung conferirte mit den Abgeordneten, welche die Wünsche und Begehren der verschiedenen Standschaften nach Wien brachten, aber bei dem Particularismus der Provinzen, bei den feudalen Bestrebungen des Adels und der Geistlichkeit, erschien eine durchgreifende Reform der Verfassung nicht möglich. Leopold II. gab dem Drängen nach und stellte die Provincialverfassung wieder her, aber nur in Form und Inhalt der Theresianischen Zeit, insbesondere des Jahres 1764. Er nöthigte die Stände zur Resignation und versöhnte sie zugleich durch formelle Zugeständnisse. Die absolute Gewalt der Krone blieb unberührt, in der Steuerfrage soll das alte Herkommen entscheiden, wenn in Kriegszeiten mehr verlangt wird, sollen die Stände nicht über das Ob, sondern das Wie berathen. Kaiser Leopold stellte die ständischen Ausschüsse wieder her, er gestattete die Landesehrenämter, das alte Ceremoniell, die besonderen ständischen Beamten, die Verwaltung des ständischen Vermögens, jedoch unter staatlicher Aufsicht; die geheimen Räthe und Kämmerer erhielten wieder Sitz und Stimme im Landtage. Abgelehnt wurde das freie Vorschlags- und Versammlungsrecht, die Wiedereinführung der Mauthfreiheit, des alten Jagdrechtes, des eigenen Gerichtsstandes und insbesonders das Verlangen eines Landesministers. In Inneröſterreich und Tirol blieb der Landeshauptmann, in Oesterreich der Landesmarschall, in Böhmen wurde der Gouverneur der Regierung zugleich Präsident der Stände. Die Staatsgewalt blieb centralisirt und der Träger des öffentlichen Staatslebens. Leopold II. gab nur das verhaßte Steuergesetz vom Jahre 1789 preis, aber die Josephinischen Agrar-, Justiz- und Administrativgesetze hielt er unbedingt aufrecht. Er opferte den

Geistlichen die Generalseminarien, überließ dem Bischof wieder die geistliche Ausbildung, den Einfluß in Glaubens- und Disciplinarsachen, aber er verweigerte die Aufhebung des Toleranzgesetzes, die Restauration der Klöster und die Uebergabe des Religionsfondes an die Kirche. Wie Joseph II. ein Freund der Bauern, so war Leopold II. ein Freund der Städte, des Bürgerthums. Er gab demselben das Wahlrecht der Magistrate, die Verleihung der Gewerbe und die Verwaltung des Vermögens zurück. Das Gleichgewicht des vierten Standes in der Verfassung vermochte er nicht herzustellen, nur in Steiermark konnten künftig aus jedem Kreis zwei bürgerliche Abgeordnete in den Landtag gewählt werden, der ständische Ausschuß blieb ihnen jedoch verschlossen.

Leopold II. hat vielmehr eine Restauration als eine Reform vollzogen und auch diese nicht durch einen allgemeinen Staatsact, sondern durch besondere Resolutionen an die Provincialstände (April, Mai, Juni 1791). Diese restaurirte Verfassung hat in Oesterreich mit geringen Abänderungen fortbestanden bis zum Jahre 1848. Franz II., seit 1804 Kaiser von Oesterreich, ließ die Stände fortvegetiren, er verletzte sie nicht in der Form, aber er gestattete ihnen nur den geringsten Einfluß auf die Verwaltung, und beinahe gar keinen auf die Gesetzgebung. Ihr Recht und ihre Thätigkeit bestand nur in der Bekanntmachung der directen Steuer, in der Vertheilung und Einhebung derselben, in der Führung der Adelsbücher und der Landtafel als eines öffentlichen Archivs, in der Besorgung des ständischen Vermögens, der Schulden und des Credits, der Stellung und Unterbringung der Rekruten. Dessenungeachtet bewahrten die Stände diese mageren Rechte als einen kostbaren Schatz der Landesfreiheit. Noch 1847 hoben die niederösterreichischen Stände mit Stolz hervor, daß der Landesfürst die Steuern und Soldaten von den Ständen begehre und die Grundherren auf ihren Gütern die Gerichtsbarkeit und das Patronatsrecht ausüben. „Diese Landstände", sagt ein österreichischer adeliger Staatsmann, „hatten nicht mehr den Charakter von Volksrepräsentanten, sie waren privilegirte Körperschaften, welche nur ihre eigenen Rechte vertraten, sie haben das allgemeine Volksinteresse nur insofern vertreten, als es mit ihrem zusammentraf."

Erst 1848 erinnerten sich Regierung und Stände des ausgeschlossenen Volksthums. Die Regierung war geneigt, dem Bürgerthum eine verstärkte Vertretung und ein neues Gemeinderecht zu gewähren. Der mährische Landtag gab 1848 den sieben Städten die Virilstimmen zurück und beschloß die Aufnahme des Bauernstandes. In Niederösterreich und Böhmen erklärten sich die Stände bereit, den Grund und Boden vollständig zu befreien und dem Bürgerstande eine unabhängige Vertretung zu geben. Die Revolution und die Reichs- und Landesverfassung von 1848 haben jedoch das weitschichtige trümmerhafte Verfassungsgebäude gänzlich hinweggeräumt und die Wiederaufrichtung des alten Ständewesens unmöglich gemacht.

Man würde sehr irren, wenn man die ständischen Documente von 1790 und 1791 als einen vollständigen Ausdruck der österreichischen Volksgesinnung gelten lassen wollte. Die Josephinischen Gesetze, die Aufklärungstendenz und der Geist der deutschen Bildung hatten einen Kern freiheitlicher Gesinnung erschaffen, der nicht wieder vertilgt werden konnte. Der geistvolle Georg Forster sagte von Joseph II.: „Aus der Fackel seines Genius ist in Oesterreich ein Funke gefallen, der nicht wieder erlischt". Gegenüber der föderalistischen und aristokratischen Strömung von 1790 sprach Leopold II. als Grundsatz aus, daß in Deutsch-Oesterreich nur ein Recht, ein Gesetz gelten soll. Eine einzige Novelle von 1791 berücksichtigt die provincialen Verschiedenheiten. Auch Kaiser Franz II. erklärte 1792 die Rechtseinheit in den deutsch-österreichischen Ländern als Regel. Als eine Revision des bürgerlichen Rechtes im Sinne der Privilegirten verlangt wurde, erklärte die Gesetzgebungscommission 1794: daß sie gerne die aus Umständen der Zeiten so verhaßten Worte von bürgerlicher Freiheit und Gleichheit der Rechte ganz hinweglassen wolle in der Ueberzeugung, daß dem Kopf und dem Herzen des Gesetzgebers wie seiner Rathgeber die für die Ruhe und Zufriedenheit der Völker so nothwendige Lehre tief eingeprägt sein werde, daß Rechte und Pflichten alle Classen der Unterthanen gleich treffen und die Freiheit des Menschen nicht weiter, als es das wahre Wohl der bürgerlichen Gesellschaft fordert, beschränkt werden soll. In dem Streit zwischen Ständen und Bureaukratie lebte das Volk,

das allein dauernde im Staate, ruhig seiner Arbeit, seiner Bildung, seinem Genusse. Das Volk war den Ständen entfremdet und fürchtete die Regierung. Es erwartete weder von der einen noch von der anderen Gewalt etwas für sich Förderndes und Gedeihliches, aber der Bauer hoffte die Lösung der Robot, der Bürger das freie Recht der Arbeit, die Vertretung und die Selbstverwaltung in einem verfassungsmäßigen Rechtsstaate. Seit dem dreißigjährigen Krieg war in Oesterreich die eigenartige Volksindividualität und seit Maria Theresia die Vaterlandsliebe erwachsen, welche anderen Völkern unbegreiflich schien und doch vorhanden war und ist. Trotz der verschiedenen nationalen Beziehungen bewahrte das österreichische Volk die Erkenntniß der Nothwendigkeit, daß jede Provinz und jeder Stamm ein Glied des Ganzen sei und dieses Ganze erhalten und gefördert werden müsse. Durch lange Zeit fand es seine Befriedigung in der Behaglichkeit eines gesicherten Rechtszustandes und in der emsigen Sorge für die materiellen Interessen. Daß aber die gemeinsame Thätigkeit, die Energie und gemeinsame Begeisterung nicht erloschen war, zeigte sich in den blutigen Revolutionskriegen 1797 und 1809.

Niemals war das österreichische Volk dem Geiste und der Lebenskraft des deutschen Volkes vollständig entfremdet, selbst nicht in der Zeit der staatlichen und kirchlichen Gewaltherrschaft von 1650—1750. Was in jener dumpfen armen Zeit von Bedeutung war, wurde in Oesterreich gesucht, gepflegt und nachgeahmt. Wie noch im siebzehnten Jahrhundert die deutschen Bauern mit Pflug und Spaten in die slavische Welt vorgerückt sind, haben in der Aufklärungszeit die Lehrer, Schriftsteller und Dichter den deutschen Geist in die Schule und in das Leben eingeführt. Der Bruch mit der mittelalterlichen Zeit begann unter Karl VI. Die Regierung selbst klagte über die Jesuiten, über den mangelhaften veralteten Unterricht in den Gelehrten- und Volksschulen. Eine Reform erfolgte jedoch erst in der Theresianischen und Josephinischen Zeit, und zwar nicht mit einem Schlage, sondern ruckweise und nicht immer gleichartig. Die Universitäten erhielten 1749—1753 und nach dem Sturz der Jesuiten 1773 eine neue Einrichtung, aber nicht im Sinne der deutschen und altösterreichischen Universitäten

für die freie wissenschaftliche Forschung und Lehre, sondern durch und für den Staat. Die Wissenschaft sollte zunächst die staatlichen Zwecke unterstützen, der Universitätsunterricht tüchtige Beamten und Lehrer heranbilden. Die Leitung und Aufsicht erhielt eine oberste Unterrichtsbehörde, die Studienhofcommission, anfangs selbständig, seit 1778 unter der Hofkanzlei. Im Gymnasialunterrichte blieb auch nach dem Sturz der Jesuiten ihre Methode, welche die Piaristen, die Väter der frommen Schulen, aufgenommen hatten. Die lateinische Sprache und Literatur war das Hauptfach, die griechische Sprache, Mathematik, Geographie und Geschichte wurden als Nebenfächer angefügt; die deutsche Sprache war seit 1774 allgemeine Unterrichtssprache, für den Religionsunterricht sorgten die Bischöfe. Es blieben die Classenlehrer, die monatlichen Prüfungen, der Formalismus im Geist und in der Methode des Unterrichtes. Für das Volksschulwesen schrieb die Schulordnung von 1771 die allgemeinen Grundsätze vor, das Gesetz von 1774 führte dieselben aus. Die Kosten der Schulen wurden wie früher von den Stiftungen, von den Gemeinden und Klöstern bestritten. Der Unterricht wurde nicht allgemein. „Jeder Unterthan soll nach seinem Stande und Beruf den nöthigen Unterricht erhalten", hieß es im Gesetze. Die größeren Städte und Klöster erhielten sogenannte Normalschulen mit einem umfassenden Unterrichte, die kleineren Städte und Dörfer Trivialschulen für den elementaren Unterricht. Das Volk kam der neuen Schule nicht freudig entgegen; 1781 besuchten von 776.000 schulpflichtigen Kindern nur 208.850 die Schule. Joseph II. ging einen Schritt vorwärts, verschärfte den Schulzwang, verlangte geprüfte Lehrer und unterwarf die Schulen weltlichen Inspectoren, die Reform zerfiel jedoch in dem Widerstande des Clerus, der Gemeinden und Familien. Die spätere Regierung hat die Schule wieder der Willkür der Beamten und Pfarrer preisgegeben und die Erfolge blieben aus. Seit der Reformationszeit war für die allgemeine Bildung ein Jahrhundert versäumt worden, von den Theresianischen und Josephinischen Bestrebungen blieben nur wenige lebendig und es verfloß abermals ein Jahrhundert, bis die öffentliche Verwaltung sich auf diesem Gebiete zu neuer Thätigkeit aufraffte.

Dem wissenschaftlichen Geiste war jedoch trotz der mangelhaften Reformen seit Maria Theresia und Joseph II. eine neue Bahn gebrochen, denn die Lebensfrage der Wissenschaft, die Befreiung von der theologischen Herrschaft, war gelöst. Die österreichischen Gelehrten der Aufklärungszeit folgten im Allgemeinen der deutschen Richtung in der Wissenschaft des Geistes und der Natur. Ihre Leistungen sind nicht immer selbständig, aber sie geben Zeugniß von einer freimüthigen Forschung, von ernster Arbeit, von dem geistigen Erwachen des Volkes. Namentlich zeichnete sich die medicinische und die Schule der Rechtsgelehrten und Geschichtsforscher aus, ihr Licht leuchtete noch in die Lehre und Praxis des neunzehnten Jahrhunderts herein. Auch die Dichtung in Oesterreich folgte den deutschen Vorbildern. Jede Phase der deutschen Literatur von der Naturschilderung und der Ossianischen Gefühlspoesie an bis zu den stolzen Bardieten und der freien schönen Liedform fand in Oesterreich Pflege und Nachahmung. Die österreichischen Dichter der Aufklärungszeit sind nicht selbständig, auch nicht volksthümlich, aber ihre Schöpfungen bilden einen Zweig des deutschen Geisteslebens und enthalten wahrhaft dichterische Züge und Bilder: so die Oden von Denis, die epischen Gesänge des Alxinger, selbst die Freimaurerlieder des Blumauer. Zu dem hohen Ziel der klassischen Dichtung, welche den griechischen und deutschen Geist vermählte, konnte sich die Dichtung in Oesterreich nicht aufschwingen und erst in unserem Jahrhundert trieb dieselbe in der Epik und Lyrik neue blühende Zweige. In der Aufklärungszeit setzte sich die deutsche Bildung auch an die zähen nationalen Elemente der Slaven und Magyaren an; sie belebte und vergeistigte ihre Sprache und Literatur. Dieser Strom des deutschen Culturlebens hatte in Deutsch-Oesterreich alle Kreise ergriffen; sie hat am Hofe die italienische Poesie verdrängt, den Adel und das Bürgerthum neuerdings gewonnen und die besten Stoffe in die Tiefe des Volkes abgesetzt. Wie wurden Lessing und Winckelmann in Oesterreich gefeiert und aufgenommen, wie beliebt war Gellert in Oesterreich. Seine Fabeln waren in Städten und Dörfern zu finden. Derselbe Adel, der sich so ablehnend gegen die Reformbewegung des achtzehnten Jahrhunderts

verhielt, zeigte eine reiche Theilnahme und freisinnige Förderung der literarischen Bestrebungen. Die Bibliotheken in den adeligen Schlössern enthielten die besten Werke der französischen, englischen und deutschen Literatur. Wenn ein österreichischer Edelmann Deutschland bereiste, unterließ er nicht, hervorragende Schriftsteller aufzusuchen und eine geistige Verbindung anzuknüpfen. Klopstock ließ in jedem Briefe nach Oesterreich den „kleinen Bathyany" grüßen, ein Esterhazy gehörte zu den ältesten Freunden Wielands, ein Windischgrätz stand mit Jacobi, Graf und Gräfin Harrach mit Herder in brieflichem Verkehr. Goethe genoß als Dichter und Minister die Verehrung, die er verdiente. Namentlich pflegten die böhmischen Herren die deutsche Art und Kunst. In der alten Slavenstadt Prag herrschte eine geistige Rührigkeit ohne Gleichen, deutsche Schulen, deutsche Bücher waren über das ganze Land verstreut. In jener Zeit haben die Deutschböhmen die nationale Bildung wieder gewonnen, welche noch heute ihre treibende Kraft ist. Den bürgerlichen Söhnen war es nicht vergönnt, deutsche Universitäten zu besuchen, aber die jungen österreichischen Standesherren zogen ungehindert nach Deutschland, studirten in Göttingen, Jena, und behielten zeitlebens eine Vorliebe für geistige Bestrebungen. Erst unter Leopold II. und Franz II. trat ein Rückfall in diesen Kreisen ein.

Die bildenden Künste entwickelten sich in Oesterreich vom Ende des siebzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in einem solchen Reichthum und in einer solchen Schönheit, daß man sie als einen selbständigen Factor im deutschen und europäischen Kunstleben bezeichnen muß. Stattlich und schön war der Eintritt der Renaissance, großartig und prunkhaft die Barocke, zierlich und gefällig das Rococo. Nicht alle Künstler waren geborne Oesterreicher, aber die fremden fanden in Oesterreich Gunst und Arbeit und ihre Werke sind Werke österreichischer Kunst geworden. Die Blüthezeit der Baukunst ist an die Namen Karl VI. und Maria Theresia geknüpft, ja mit Ausnahme der romanischen und gothischen Epoche hat sich die Bauthätigkeit auf österreichischem Boden niemals so reich und mächtig entwickelt, als in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Die Kirchen- und Palastbauten sind durchwegs im

Barockstil aufgeführt, er war der Stil der Zeit und entsprach den österreichischen Verhältnissen: der Pracht des Hofes, dem stolzen Sinn des Adels und dem üppigen Leben des Clerus. Wir bewundern noch heute die großartige Form und reiche Schönheit, in welcher die Fischer von Erlach, Martinelli und Hillebrand ihre Palastbauten darzustellen und die Portale, Stiegenhäuser, Säle und Corridore auszuführen verstanden. In Wien erhielt der Barockstil eine eigenthümliche österreichische Färbung. Wien wirkte auf die Provinzen, und wer in Oesterreich Stadt und Land durchwandert, findet in Adelsschlössern, in Abteien, in den Raths- und Wohnstuben der Städte, Spuren jenes glänzenden lebendigen Stils. Das Rococo gehört der Zeit Maria Theresia's an und hat zumeist für die Decoration geschaffen. Seine schönen Wand- und Deckenverzierungen sind noch heute zahlreich zu finden, in Böhmen und Mähren sind auch einige Schlösser in dieser reizenden spielenden Form ausgeführt. Am Ende des Jahrhunderts hat die Barocke vollständig aufgehört und an ihre Stelle trat der nüchterne französische Classicismus, der unserer Anschauung durchaus fremd blieb. Die Bildhauer in Oesterreich waren theils Italiener, theils in Italien gebildete Deutsche, sie huldigten wie alle Welt der Barocke, in ihrer gesunden ernsten Richtung wie in ihrer Ausartung. Neben den extatischen heiligen Jungfrauen und den dicken Putten der Jesuitenkirchen haben wir in Oesterreich zahlreiche Statuen, Portraits, Büsten und Reliefs, welche den besten Theil der Barocke, die frische Lebendigkeit, die zarte Weichheit und einen gefälligen Reiz offenbaren. Der große Rafael Donner hat sich von der Tradition der Bernini'schen Richtung losgesagt und wieder den Satz Dürers zur Geltung gebracht: die Kunst steckt in der Natur, nimm sie heraus. In der Theresianischen Zeit folgte für die Plastik eine wüste Entartung, bis Zauner und Martin Fischer die Reinigung vollzogen und die formale Antike zur Geltung brachten. Die Barockmaler in Oesterreich waren wie die Baukünstler Meister in der Composition und Durchführung. Ihr Blick ist stets auf das Große gerichtet, sie haben eine spielende Leichtigkeit der Erfindung, beherrschen die Technik, wenden sorgsam die Gesetze der Perspective und

Optik an und wissen mit dem Winkelmaß so sicher zu hantiren wie mit dem Pinsel. Der größte Meister und Maler in Oesterreich war Daniel Graun. Er hat seine Vorgänger Rottmayer und Lott, wie seine Zeitgenossen Strudel und Altomonte weit übertroffen. Winckelmann nennt seine kolossale Allegorie in der Wiener Hofbibliothek „ein erhabenes Werk, ein malerisches Heldengedicht". Die Epoche, welche mit Joseph II. begann, hielt sich an Winckelmann und Klopstock. Ihr malerischer Ausdruck ist Füger, der seit 1783 in Oesterreich lebte. Mit seinem „sterbenden Germanicus" 1789 übernahm er die Führerschaft der antikisirenden Richtung in der Malerei, welche bis in die neue Zeit vorherrschte. Die österreichischen Maler des achtzehnten Jahrhunderts waren nicht nur auf dem Gebiete der großen Kunst heimisch, sie hinterließen zugleich lebensvolle Bildnisse unserer Kaiser, Fürsten und Gelehrten, sie entwickelten nach niederländischer Art eine ausgezeichnete Miniaturmalerei, eine Genre- und Blumenmalerei, eine Holzschneide- und Kupferstecherkunst, welche mit den besten Leistungen der Franzosen wetteifern konnte. Die Blätter der Stecher Schmutzer und Haid werden noch heute hochgeschätzt. Die österreichische Kunst ist nicht aus dem Volke hervorgegangen wie die Kunst in Holland, dafür fehlte die bürgerliche Grundlage; sie verdankte ihre Blüthe der Vorliebe der Großen und Vornehmen. Sie war auch nicht national, aber von echt künstlerischen Ideen beseelt und hat eine Fülle von Werken geschaffen, welche viel zu wenig bekannt und gewürdigt sind. Die österreichischen stolzen Mäcene haben Gallerieen und Sammlungen angelegt, welche dem künstlerischen Sinne noch heute zu Gute kommen; sie hatten bei ihren Bauten und Bildern nicht die Nützlichkeit, sondern die Schönheit vor Augen, ließen den Künstlern freie Hand und setzten sich zuweilen wie in der schönen Zeit der Mediceer in ein patriarchalisches Verhältniß zu den Künstlern. Viele Talente sind verkommen, aber einzelne Meister bezogen fürstliche Honorare und lebten in Selbstbewußtsein und Befriedigung. Der Hof- und Kammermaler Peter Strudel gründete aus eigenen Mitteln die erste Kunstschule, welche von Leopold I. favorisirt, von Karl VI. 1726 als eine öffentliche Kunstschule begründet und von Maria Theresia 1772 als eine

Akademie für bildende Künste erklärt wurde. Bis in die Josephinische Zeit dauerten auch die bürgerlichen Malerschulen und Zünfte fort und durch sie erhielt sich, obwohl der politische Sinn todt war, im Bürgerthum eine regsame Kleinkunst und Kunstindustrie. Die Tischler, Schlosser, Töpfer, Bildschnitzer arbeiteten im Barock und im Rococo nicht weniger fleißig und zierlich als ihre Väter in der Renaissancezeit. Die Wiener Schmiedwerke des achtzehnten Jahrhunderts, die eingelegten Kästen, Tische und Rococouhren, die Oefen, Thon- und Glasgeschirre sind auserlesene Arbeiten. Erst die neue gelehrte Kunst, die Revolutionskriege und die Noth der Zeit haben diese kunstgewerbliche Thätigkeit ausgelöscht. Der Sinn des Volkes zog sich von dem fremdartigen antikisirenden Geschmack in ein anderes künstlerisches Gebiet zurück, in das Reich der Musik, in welcher die drei großen Meister Gluck, Haydn und Mozart eine neue Welt voll Schönheit und unvergänglichem Zauber geschaffen haben.

Die folgenden Bilder und Portraits gehören der Zeit an, die hier geschildert ist, dem Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung. Wie die geschichtlichen Gestalten im ersten Bande, so charakterisiren auch diese auf Grund eigenhändiger Aufzeichnungen die verschiedenen Volksclassen und geistigen Richtungen. Maria Elisabeth Stampfer ist der Mittelpunct einer Familie, welche durch ihre bergmännische Thätigkeit in Steiermark und Kärnten berühmt war; Graf Sigmund Joachim Trautmannsdorf ist der Soldat und Officier, Fürst Ferdinand Schwarzenberg der landsässige Edelmann und Hofherr aus der Zeit Leopolds I., Graf Sigmund Khevenhüller der Edelmann im ständischen und staatlichen Dienste zur Zeit Karls VI. Graf Karl Zinzendorf bezeichnet die bureaukratische, namentlich financielle Thätigkeit der Theresianischen und Josephinischen Regierung, Friedrich Justus Riedel ist eine typische Gestalt aus der Aufklärungszeit und die zwei Bürger aus Olmütz und Graz stellen das ehrliche, fleißige Bürgerthum in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts dar.

I. Maria Elisabeth Stampfer.

1637—1695.

In den österreichischen Alpenländern wurde im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert ein blühender Bergbau betrieben, und ein großer Theil der Gewerbsthätigkeit, des Volkswohlstandes und der geistigen Bildung kam auf Rechnung dieser Arbeit. Die Bergwerke in Tirol, Kärnten, Krain und Steiermark lieferten Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Quecksilber und Arsenik. Die Hänge und Thäler der Tauern waren mit zahlreichen Hütten- und Pochwerken bedeckt und tausende von fleißigen Arbeitern darin beschäftigt. In Oberkärnten, namentlich im Möll- und Drauthal ging die Anzahl der Gold- und Silbergruben in die Tausende und der Werth des producirten Goldes betrug in den Jahren 1460 bis 1560 etwa 15,800.000 Mark, eine für die damaligen Werthverhältnisse gewiß außerordentlich große Summe [1]). In Steiermark, im Enns- und Paltenthal, in der Gail, im Thal der Ingering wurde auf edle Metalle, im Walchengraben, in der Klamm, bei Irdning auf Kupfer und Blei getrieben. Die Goldwäschereien bei Knittelfeld und Leoben waren berühmt. Im Admonter Thale, bei St. Gallen, gewährten die reichen Salzborne eine ergiebige Ausbeute. Seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts ist jedoch dieser

[1]) Wöllner, Nachrichten über den vorm. Gold- und Silberbergbau in Oberkärnten. Kärntner Zeitschrift 1820, II. 88—187. Vgl. Carinthia 1829, 17, 18. 1863, 9.

alte Bergbau wie vergessen und verschollen. Nur die Ruinen der Schmelz- und Pochwerke und verstreute archivalische Nachrichten geben Kunde davon, und auch diese Kunde klingt mehr wie eine Sage durch das Volk, wie ein Märchen von unermeßlichen Schätzen, welche die Natur in diesen Gebirgsländern aufgespeichert hat. Den ersten Stoß erhielt dieser Bergbau durch die Verödung der Handelswege aus Italien und das Sinken des Preises von Edelmetallen. Die Gegenreformation hat ihn noch tiefer geschädigt und der große deutsche Krieg vollends ruinirt. Durch den unduldsamen Ferdinand II. wurden 1599 und 1604 wegen der Religion tausende von fleißigen Arbeitern in die Fremde getrieben. Die Regierung ließ sogar in beschränkter zünftiger Auffassung die Salzquellen bei Hall und Weißenbach zu Gunsten Aussee's und des Stiftes Admont verschütten, so daß kaum mehr eine Spur davon zu finden ist. Auch hat die Regierung von 1604—1738 keinen wesentlichen Versuch mehr gemacht, die verlassenen Gold- und Silberbergwerke in den Alpenländern wieder emporzubringen. Die Entwicklung dieser reichen Industrie, der gesammte wirthschaftliche Fortschritt wurde dadurch für mehr als ein Jahrhundert unterbrochen. Erst die Regierung Karls VI. und Maria Theresia's erinnerte sich wieder des alten Bergbaues. Sie ließ einige Gruben auf eigene Rechnung wieder anbauen, aber ohne den Rath verständiger Bergleute, ohne geübte Arbeiter und ohne die beschränkenden, drückenden Gesetze abzuschaffen. So übernahm die Regierung 1738 die Erzlager im Graagraben, 1765 den Goldbau im Fleißner und Zirknitzthal, mußte jedoch die Werke 1770 und 1793 wieder einstellen. Der Goldbau in der Sieflitz, wo 1551 nicht weniger als zehn Gruben im Umtriebe waren, wurde 1746 aufgenommen und 1754 wieder aufgelassen. Alle Versuche der Regierung sind mißglückt und noch heute ist das Zauberwort nicht gesprochen, welches diese Quellen der Arbeit und des Wohlstandes wieder der allgemeinen Cultur zuführen würde. Wohl sind einzelne Werke erschöpft oder liefern so geringhaltige Erze, daß sie die Arbeit nicht lohnen. Die Berichte der Regierung schweigen über Kärnten; in Steiermark betrug 1848 die Silberausbeute nur 458 Mark, aber Viele sind der Meinung, daß die alten Werke einer

Untersuchung und sogar die Schlackenhaufen des Durchschmelzens werth seien.

Nur der Eisenbau, die Herzader aller industriellen Thätigkeit in den Tauern, erhielt sich immer in einer gewissen Höhe, obwohl auch hier durch die Protestantenverfolgung eine Einbuße und Abnahme erfolgte. In Steiermark gab es im sechzehnten Jahrhundert acht Eisenwerke in Neuberg, Mariazell, Radmer, Pöllau, Liezen am Höllerberg, in der Retz und am Erzberge. Einige davon sind in der Reformationszeit eingegangen. Der Eisenbau am Stallberge bei Liezen dauerte bis 1608, jener im Admonter und im Jonsbachthale bis 1632. In St. Gallen wurde 1509 in siebzehn Hammerstätten gearbeitet. Der Mittelpunct des steirischen Eisenbaues ist jedoch seit mehr als einem Jahrtausend der Erzberg in Obersteiermark, ein Ausläufer des Reichenstein zwischen der Enns und Salza. Vom Prebüchl aus stellt er sich dem Beschauer dar als ein kegelförmiger bewaldeter Berg von mäßiger Höhe, aber er ist ein wahrer Magnetberg, ein so großartiger Eisenkoloß, daß seine Erzschichten noch für mehr als ein Jahrtausend ausreichen. Nirgends findet man die sogenannte Eisenblüthe in solcher Vollendung. Durch den einfachen Tagbau wird das Eisen so rein und unvermischt gebrochen, daß es ohne weitere Scheidung in den Schmelzofen kommt und wie die Kundigen versichern, gibt es in ganz Europa kein besseres Eisen zur Stahlfabrication.

Die alten Schriften nennen den Erzberg „das Kleinod, die Schatzkammer des Landes, den uralten Brunnquell der gottgesegneten Eisenwurzel". Die Ueberlieferung läßt den Eisenbau daselbst im Jahre 712 n. Chr. entstehen, aber er ist jedenfalls älter, stammt sicher aus der Keltenzeit und wurde niemals ganz aufgegeben. Die eisernen Schwerter und Lanzen, die Ringe und Spangen, welche in den Gräbern von Hallstatt gefunden wurden, gehören der älteren Eisenzeit an und stammen vom Hüttenberg in Kärnten oder vom Erzberg in Steiermark. Bei geringer Nachforschung müßte man hier wie im Berner Jura Schmelzöfen aus vorrömischer Zeit finden. Die ersten, welche die Eisenerze in der Nähe des Prebüchl zu Tage brachten, waren die Bewohner von Trofaiach. Unter Karl dem

Großen siedelten sich Colonisten am Fuße des Berges an, aber die Eisenproduction und Industrie kam erst in die Höhe, als 1158 die Gruben bei Zeiring versunken sind. Seitdem drängte sich auf und an dem Erzberg eine rührige Thätigkeit zusammen. Was Industrie und Wirthschaft, Maschinenkraft und Menschenhände zu leisten vermögen, wurde hier aufgeboten, um dem widerstrebenden Erdgeiste seine Schätze abzuringen. Die Zwerge, welche nach dem Volksglauben diese Schätze bewachen, haben längst Eigenthum und Arbeit an die Gewerker, Techniker, Arbeiter, Holzfäller und Köhler überlassen. Die Eisensteine werden in die Thäler gebracht, im Schmelzofen oder Blahhaus geschmolzen und in flachen Stücken, sogenannten Flossen, in die Eisenhämmer an der Enns, Mur und Mürz geführt. In zahllosen Werkstätten wird das Erzberger Eisen zu Waffen, Haus-, Wirthschafts- und Schiffgeräthen geschmiedet. Die Schwerter, mit denen unsere Väter gegen die Türken gefochten, die Stäbe und Nägel der Schiffbauer in Venedig und Triest, waren und sind aus steirischem Eisen gearbeitet. Nahrung und Wohlstand, der wirthschaftliche und geistige Fortschritt in diesem Lande hängt mit dem Eisenbau zusammen. Der Erzberg hat die Orte Eisenerz und Vordernberg im Norden und Süden geschaffen. Schon im dreizehnten Jahrhundert unterschied man „inner dem Berg", Innerberg, Eisenerz zum Unterschiede von dem Orte „vor dem Berg", Vordernberg. Die primitiven Ansiedlungen des Mittelalters sind heutzutage Industriestätten mit einem riesigen Beiwerk an Maschinen und Menschenkraft, wie man sie nur in England, Belgien und Oberschlesien findet. Wie überall galt auch hier der Grundsatz, daß der unterirdische Reichthum nicht zu dem Grund und Boden, sondern dem Landesherrn gehöre. Der Erzberg und seine Colonien waren „Kammergut", die Eigenthümer der Gruben, die Radmeister und Gewerker hießen „des landesfürstlichen Kammergutes Beförderer". Die Gemeinden von Eisenerz und Vordernberg behielten ihre bürgerliche Freiheit und wurden vielfach begünstigt, aber die Regierung setzte den Bergrichter, den Amtmann ein und regelte in besonderen „Eisensatzungen" die Arbeit, den Preis, den Zoll und Handel des Eisens. Die älteste ist von Friedrich III. 1448, die letzte von Maria

Theresia 1748. Diese Gesetze sind von culturellem Interesse, denn sie spiegeln die Rechtsverhältnisse, den Fortschritt oder Rückgang der Eisenindustrie, das Recht der Herren und Arbeiter ab.

Der Markt Vordernberg liegt in dem engen Thal, welches der Bach südlich von Prebüchl ausgehöhlt hat. In alter Zeit standen die Wohnhäuser und Schmelzwerke näher dem Berge; später rückten sie vom Wildwasser und von Lawinen bedrängt weiter hinaus, aber noch immer ist die Schlucht schmal, der Verkehr beengt. Auf der einen Seite erhebt sich die Vordernberger Mauer mit ihren zackigen Felsen, auf der anderen der Kohlberg mit grünen Matten und Wäldern. Ein Blick von der Höhe zeigt uns den Flecken: die rauchenden Hochöfen, die Schutthalden, die schönen Wohnhäuser der Gewerker, die Kohlgärtlein und Brunnen. Der Bach ist die Lebensader des Thales. Seine Wasserkraft treibt weit hinaus Eisen- und Stahlwerke, Blechhämmer, Schmieden, Mühlen und Walken. Alles trägt den Charakter des Hochlandes, der Wald und die Menschen. Der Winter dauert hier sieben bis acht Monate. Nur spärlich leuchtet dann die Sonne in das Thal, scharfe Nordwinde blasen herein, Lawinenstürze verwehen die Straße und gefährden Leben und Eigenthum; aber Luft und Arbeit haben hier einen kräftigen altdeutschen Volksstamm gezeitigt. Wie die Kinder verschollene altdeutsche Namen tragen, Hitta, Litwina, Frida u. a., so haben sich in Brauch und Sitte altdeutsche Züge erhalten. Die heimischen Bergmannslieder sind fromm, ernst und schildern das Leben und Treiben des Bergmanns von der Geburt bis zum Tode. Einige, wie der Eisenerzer Bergreyen oder die fünf Bergwünsche, gehören einer frühen Zeit an[1]). Bis ins sechzehnte Jahrhundert gingen die Arbeiter bewaffnet, bis in unsere Zeit trugen sie die Gebirgstracht, Bundschuhe, Strümpfe, den rothen Brustfleck und die Lodenjoppe. Oftmals wurde das „Glückauf" der friedlichen Arbeit von dem wilden Schrei der Selbsthilfe und Empörung unterbrochen. In der Reformationszeit standen in Eisenerz wie in Vordernberg evangelische Kirchen. 1599 wurden die Prediger verjagt, die pro-

[1]) Schlossar, Oesterr. Cultur- u. Literaturbilder 1879, 291.

testantischen Bücher verbrannt, aber die Reformationscommission mußte 300 Scharfschützen zu Hilfe rufen, um das Bergvolk zu bekehren. Achtzehn Radmeister wanderten damals aus. Noch 1683 erhoben sich die Arbeiter gegen die Jesuiten. Deßungeachtet schonte die Regierung diese Berggemeinden und verlieh ihnen schon von Friedrich III. her besondere Rechte und Freiheiten [1]). Ferdinand II. befreite sie 1625 von allen Militärlasten, Leopold I. löste alle Berg- und Hüttenarbeiter von der Wehrpflicht los, und das blieb bis in unsere Zeit. Die Oberleitung der Regierung war jedoch mehr eine fiscalische als eine wirthschaftliche. Sie bestimmte den Preis des Eisens, den Zoll, sie unterband die Erwerbsthätigkeit durch Taxen und Monopole. Schon Ferdinand I. hatte 152 Bürgern von Leoben Häuser, Wälder, Almen als Eigenthum zugesprochen und ihnen das Monopol des Vordernberger Eisens ertheilt. Das Gesetz öffnete dem Eisenhandel nur bestimmte Wege und Märkte. Das Innerberger Eisen durfte nur über Steier und Linz „ins Reich", über Wien und Krems nach Böhmen wandern. Das Vordernberger Eisen ging über Murau und das Lavantthal nach dem Süden, über Rottenmann, Aussee und Salzburg nach dem Westen. Eigenthümlich war die sogenannte Widmung, d. h. jeder Radmeister mußte eine Anzahl Hammermeister mit Roheisen, diese wieder gewisse Verleger mit Schmiedeisen versehen, während umgekehrt diese an die Radmeister Geld und Lebensmittel zu liefern hatten. So war das Zeller, Aflenzer, Mürzthal und der Murboden den Radwerken „verwidmet", ja es bestand eine Kohlenwidmung, d. h. die Köhler durften ihre Holzkohlen nur an bestimmte Radwerke verkaufen. Dieses Zwangssystem dauerte von 1570—1781. Erst Kaiser Joseph II. löste den mittelalterlichen Bann und überließ Absatz und Handel wieder der freien Betriebsamkeit.

Von alter Zeit her unterschied man im Organismus der Eisenindustrie die drei „Eisenglieder": Radmeister, Hammermeister und Verleger, als Erzeuger, Arbeiter und Verkäufer. Radmeister oder Radgewerker hieß derjenige, der einen Antheil am Erzberg

[1]) Wartinger, Privilegien des Marktes Vordernberg 1811.

und einen Hochofen besaß. Im sechzehnten Jahrhundert waren in Eisenerz neunzehn, in Vordernberg vierzehn Radmeister. Sie vereinigten sich schon 1510 in Genossenschaften, schlossen Verträge, kauften Häuser, Bauern- und Herrengüter, Wälder, Holztriften. Aber zahllos waren auch die Streitigkeiten über Wald- und Wasserrecht, über Gruben und Werkstätten. Da sich die Gewerkschaften von Innerberg und Vordernberg im Grubenbau auf dem Erzberg begegneten, mußten sie sich von Jahrhundert zu Jahrhundert über die Grenzen ihres Eigenthums vergleichen. Schon die Bergordnung Ferdinands I. von 1524 bestimmte eine solche Scheidelinie, „Ebenhöhe" genannt. 1669 wurde abermals eine horizontale Linie gezogen und mit eisernen Pflöcken bezeichnet. Die Gewerkschaft von Innerberg erhielt den unteren Theil, die Communität von Vordernberg den oberen Theil zugesprochen. Nach zwei Jahrhunderten, 1868, mußte diese Scheidelinie wieder erneuert werden.

Die Verwaltung dieser Gewerkschaften scheint niemals befriedigt zu haben, denn die Klagen über das „schlechte Geschäft" gehen von Jahrhundert zu Jahrhundert. Der Verleger drückte den Hammermeister, dieser den Radmeister, die Regierung drückte alle, es fehlte an fähigen Technikern, an Controle und Ordnung, an einer Verbesserung der Transportmittel und des Hüttenbetriebs, der noch sehr primitiv war. Weil die Gewerkschaften ihre Angelegenheiten nicht zu ordnen vermochten, griff die Regierung einigemal gewaltthätig ein. Ferdinand II. vereinigte 1625 durch einen Machtspruch, die sogenannte Capitulation, alles Eigenthum der Hammer- und Radmeister in eine Masse, ließ die Schulden abschreiben und theilte die Interessenten neuerdings in die Hauptgewerkschaft von Innerberg und die Communität von Vordernberg. Die letztere hatte damals bei einem Vermögensstand von 40 Millionen 925.960 fl. Schulden und 946.630 fl. Reingewinn. Unter Leopold I. 1669 wollte die Regierung die Innerberger Hauptgewerkschaft wegen der großen Schuldenlast auflösen, bis die Entdeckung eines schweren Erzstückes, der sogenannten „Wunderstufe", der verzagten Genossenschaft wieder Muth einflößte und den Eisenerzer Bergbau wieder belebte.

Die Rad- und Hammermeister sind mit geringen Ausnahmen aus dem Bauern- und Bürgerstande hervorgegangen. Viele wurden reich. Wie Edelleute lebten diese Gewerker in ihren Häusern und Schlössern, hochgeachtet im In- und Ausland, gesund, frisch, mäßig im Genusse, stark in der Arbeit, verständig im Betrieb. Aber ihre Geschlechter haben sich selten ins vierte oder fünfte Glied erhalten. Ihre Nachkommen wurden Beamte, Grundbesitzer, oder sie verarmten und traten in die Masse des Volkes zurück. In dem Vertrag der beiden Gewerkschaften von 1670 sind genannt[1]): Von Innerberg Franz von Kriechbaum auf Kirchberg, Radmeister, Mitgewerk und Vorgeher der Hammerwerkwirthschaft, Mathias Morgen, Rath in Steier, Hans Bernhard Bischoff, Hans Gerstl, Hans Scheuchenstuel, Mathias Steuber, Johann Christoph Weißenberger als Mitgewerker, Wolf Holler, Kastner, Joachim Stachel, Marktschreiber in Eisenerz. Von Vordernberg: Hans Adam Stampfer, Radmeister und Marktrichter, Hans Christoph Reichenauer von Reichenau, Rath und Radmeister, Wolf Riedlmayr und Johann Simon von Leuzendorf als Radmeister, ferner als Abgeordnete der Stadt Leoben, welche in der Communität war: Wilhelm Pantleier und Paul Egger, Räthe von Leoben, Wolf Springenfels, Verweser der Stadt Leoben in Vordernberg.

Der vornehmste dieser Radmeister des siebzehnten Jahrhunderts war der genannte Hans Adam Stampfer, geboren den 24. Juni 1623, gestorben den 3. Juni 1695. Nach allem, was wir von ihm wissen, war er ein verständiger Bergmann, ein erfindungsreicher unternehmender Kopf, voll Herz und Sinn für das Gemeinwesen, dabei ein ehrbarer wohlhabender Hausvater und der Gründer einer Familie, welche erst in unserem Jahrhundert ausgestorben ist. Stampfer war aus Leoben gebürtig, besaß von seinem Vater ein Haus in Leoben, übersiedelte nach Vordernberg, kaufte 1656 von Lintschingers Erben das Radwerk Nr. 2, erwarb das Gut Pögl und den Glögglhof bei Hafning. In den Jahren 1653—1684 wohnte er in seinem Hause im unteren Theile des Marktes bei der

[1]) Capitulirte Erbbergwerksordnung 1670.

sogenannten Jägermühle. 1684 kaufte er ein Haus im oberen Theile des Marktes und baute es um [1]). Es hieß ehemals „das fränkische Haus", war in der Reformationszeit ein protestantisches Bethaus und gehörte später dem Radmeister Riedlmayr. Noch ist über der Thür der Psalm 103 zu lesen: „Herr wie groß und herrlich sind deine Werke! Du hast alles weislich gemacht, die Erde ist mit deinen Gütern erfüllet. 1684." An der Rückseite des Hauses war eine Inschrift zu lesen, welche seine Geschichte erzählte: „Solches hab ich Hans Adam Stampfer von Walchenberg, des inneren Raths, k. Kammerguts-Beförderer und 31jähriger Radmeister allhier, auch freier Kupferbergwerks-Gewerke in der Walchen, nachdem das Gemäuer durch zwei Feuersbrünste sehr ruinirt worden, ao 1684 unterschiedlich ausbrechen und in diese jetzige Form ausbauen lassen. So ao 1686 verfertigt worden. Der höchste Gott segne und beschütze es sammt allen Inwohnern lange Jahre" [2]). Die Inschrift ist jedoch heutzutage übertüncht.

Stampfer hatte seinen Reichthum weniger dem Eisenbau als anderen Bergwerken zu danken. 1666 kaufte er das Kupferbergwerk „in der Walchen" bei Oeblarn in Obersteiermark. Das Bergwerk bestand schon seit 1496, wurde aber erst unter Stampfer ergiebig, der hier reiche Kupfererzlager mit Gold- und Silbergehalt aufdeckte. Er brachte einst seiner Frau eine Silberplatte heim, welche einen Centner wog. 1679 ließ er seiner Frau von den Goldplättchen aus der Walchen zwei goldene Ketten machen, die eine vierzig, die andere zwanzig Dukaten schwer. Noch 1706 bis 1715 betrug die Ausbeute in der Walchen 1000—1400 Ctr. Kupfer. Stampfer wurde der reichste Mann in Vordernberg. Schon 1684 konnte er ein Capital von 21.000 fl. auf vier Procent anlegen. Er gab jeder seiner Töchter ein Heiratsgut von 6000 fl., kaufte ihnen Eisenhämmer und Wirthschaften. Als die Regierung 1689 bei Beginn des Türkenkrieges ein öffentliches Darlehen ausschrieb, vermochte er 10.000 fl. anzubieten. Der Kaiser verlieh ihm dafür

[1]) Nr. 115.
[2]) Göth, Steiermark II, 147.

den Titel „von Walchenberg“. Wenige Jahre später, 1691, kaufte er in Oberkärnten ein Bergwerk „in der Fragant“, ebenfalls auf Kupfererz und dabei ein kleines Rittergut mit dem Schloß Drabuschgen, welches landtäflich war, und dem Landesverweser Graf Attems gehört hatte. Stampfer baute in der Fragant neue Gruben, erzeugte Vitriol und trieb alles mit glänzendem Erfolge, so daß er schon 1692 einen Reingewinn von 8000 fl. verrechnen konnte. Noch in demselben Jahre übergab er die Werke in Vordernberg seinem zweiten Sohne und übersiedelte mit der Familie nach Kärnten. Den Sommer verbrachte er in der Fragant oder in seinem Schlößchen bei Obervellach, den Winter in Klagenfurt in einem Hause, das er gekauft und eingerichtet hatte. Die kärntnerischen Landherren begrüßten ihn als einen der Ihrigen; noch 1693 verliehen sie ihm die Landmannschaft und zeichneten ihn in jeder Weise aus. Sie hofften von ihm die Wiederbelebung des Bergbaues in Kärnten. Gewiß hatte er dafür den Verstand und Muth, war aber schon ein alter Mann und starb bald nachher am 3. Juni 1695, zweiundsiebzig Jahre alt, in Obervellach.

Nur wenig können wir von Hans Adam Stampfer berichten, desto mehr aber von seiner Frau, Maria Elisabeth Stampfer, geborne Delator, welche von 1666—1694 ein „Gedenkbüchel“ geführt [1]), und darin alles aufgezeichnet hat, was sie und ihre Familie in Glück und Unglück berührte: Geburt, Heirat und den Tod ihrer Kinder, ihre eigenen Sorgen und Freuden und von den großen Ereignissen soviel, als in ihre Heimat hereinschlug. Sie war die Tochter eines Beamten in Graz, des Kriegskanzelisten Andreas Delator [2]), geboren 1637, kam als ein junges siebzehnjähriges Mädchen zu ihrem Onkel Demgen, der als kaiserlicher Amtmann in Vordernberg angestellt war. Hier lernte sie den Radmeister Stampfer kennen und heiratete ihn am 18. Juli 1655. „Hat nit nach Geld und Gut gefragt“, schrieb sie dreißig Jahre später, „hat mich so

[1]) Mſ. Eigenthum des Grafen von Meran in Graz.

[2]) Die Nachkommen fingirten eine Abstammung von dem italienischen Fürstengeschlechte della Torre. Die Frau Stampfer schreibt „Delator“, das Stadtpfarrbuch in Graz „Telatori“.

gerne gehabt, meine Erbschaft ist in allem 800 fl. gewest. Gott hat's uns reichlich vermehrt." Ihr Mann war vierzehn Jahre älter, ernst und streng, aber voll Vertrauen und Zärtlichkeit für sie. Sie liebte ihn und kannte nichts anderes, als sein Glück und Leben. „Wir hausen jetzt", schrieb sie 1678, „drei und zwanzig Jahre mit einander und wünsche mir keine größere Gnad, als daß mich Gott noch einige Jahrl mit meinem liebsten Ehewirt ließ leben, bis ich meine kleine Kinderlein könnt helfen versorgen und noch größer aufziehen, nacher will ich mich in Gottes Willen ergeben." Wir haben kein Bild von ihr, aber wir können sie uns vorstellen als eine stattliche lebhafte Frau mit ausdrucksvollen Gesichtszügen und in der Tracht der Gewerkerfrauen jener Zeit: im schwarzen Rock, das Wamms mit Pelz oder Goldborten ausgeschlagen, um den Hals eine Schnur Perlen oder eine goldene Kette, die Goldhaube mit Perlen gestickt, den Gürtel mit Silber und Gold eingelegt. Gering waren damals die Ansprüche auf die Bildung einer Frau. Bei Bürger- und Edelfrauen wurde mehr auf häusliche Tüchtigkeit als auf geistige Bildung gesehen. Die „Stampferin" legte, wie andere Frauen im Lande, selbst mit Hand an, nähte, spann, sorgte für Küche und Keller, besaß einige ärztliche Kenntnisse und leitete die Wirthschaft. Bücher hat sie nicht gelesen, auch nicht die Bibel, denn das Bibellesen war von den Jesuiten und den Landgeistlichen, welche die Jesuitenart angenommen, streng verboten. Schwerlich hat sie in ihrem Alpenwinkel von Moscherosch, von den Schäfergedichten und dem Schwanenorden gehört. Sie hat wenig Reisen gemacht, aber das Land in allen Winkeln kennen gelernt. Oftmals fuhr sie im Schlitten das enge Thal heraus zu ihren Töchtern in Mürzzuschlag, Murau, Steier, in die Stifter Neuberg, St. Lamprecht, nach Mariazell, nur nicht nach Wien. Sie und ihr Mann hatten eine gewisse Scheu vor der Hauptstadt, ja sie versagten ihre Tochter einem jungen Manne nur deßwegen, weil sie in Wien leben sollte. Aus ihrem „Gedenkbüchel" kann man herauslesen, wie fromm, ehrbar und gottesfürchtig sie im Hause waltete, wie sie ihrem Mann in Liebe und Gehorsam ergeben war, welches Mitgefühl sie für die Leiden der Armen, welche

Theilnahme sie für das Wohl und Weh des ganzen Volkes bewahrte.

Sie hat ihrem Mann sechzehn Kinder geboren. Einige starben gleich nach der Geburt, einige in jungen Jahren. Mit Herzeleid und Ergebung berichtet sie davon. So nach einer Niederkunft: „Das Kindlein ist gleich gestorben, hab' also ein liebes Engerl im Himmel droben." „1679 am 4. October", fährt sie fort, „habe ich zehn Kinder am Leben gehabt, wenn mir Gott die Gnad gäb, daß ich's kann zu ihrer Seligkeit aufziehen. Ein ehrlich und gut Stück Brot hat mir Gott wohl dazu geben, für welches ich ihm hunderttausendmal Dank sage. Unser große Gott nehme sie alle in seine heiligen fünf Wunden auf und verleihe ihnen nach diesem vergänglichen Leben die ewige Freud und Seligkeit. Amen." Als der eine Knabe, Karl Sigmund, 1689 an den Blattern erkrankte, schrieb sie: „Wie verständig er ist, ist gar nit zu schreiben, hat Gott alleweil angerufen, hat bet, wie er nur hat reden können; hat auch ein Testament gemacht, sein Schatztrüchel begehrt und seiner alten Maria einen Dukaten herausgeben; auch einen Dukaten in die Kirchen und einen zur h. Dreifaltigkeit, dem Herrn Vater einen Thaler und mir auch einen Thaler. Die Herren haben sich verwundert über ihn, denn sie sind alle da gewest und gesagt, von einem solchen Bübel, das erst ins sechzehnte Jahr geht, hätten sie solches niemals erhört. Ach mein Gott, was haben wir für Herzeleid gehabt. Erstlich hat er uns erbarmt und nacher ist uns sein großer Verstand so zu Herzen gangen und seine Anrufung zu Gott; er wär gar so gern gesund worden." „Hab alle Mittel braucht, und vermeint, wir werden ihn davonbringen", fügte sie nach dem Tode des Knaben hinzu, „ist aber Gottes Willen gewest und er hat ihn am 4. März von dieser Welt genommen, Gott sei gebenedeit, daß er meine lieben Kinder zu dem Himmel auserkoren hat, ist mein Wünschen und Begehren, meine Kinder zu der Seligkeit geboren zu haben."

Ihre älteste Tochter Eva Maria machte ihr schwere Sorgen. Als der Bräutigam des Mädchens, ein Kaufmann aus Judenburg, plötzlich starb, wurde sie tief traurig, blieb jahrelang schwermüthig

und entschloß sich erst spät, einen anderen zu heiraten. Die Mutter erzählt davon: „Im 1677. Jahr ist Herr Hierstel zu Judenburg mit unserer Eva Maria versprochen worden, wir sind auch zu Judenburg gewest und haben seine Hauswirtschaft besicht, hat uns allen gar wol gefallen und haben hernach ordentlich ein rechtes Versprechen gehabt und seind alle zwei content mit einander gewest. Ist hernach auf den Grazer Markt gereist, hat unten die hitzige Krankheit bekummen, ist krank heim nach Judenburg gereist und dazu die bekümmerniß erfahren, daß man in sein gewölbel hat einbrechen wollen. Sein Zustand hat man uns nit recht gestanden, sondern alleweil vertuscht, bis aus mit ihm ist gewesen; hat vielleicht auch keine rechte Wartung gehabt und hat die Krankheit so gar überhand genummen, daß er also in Gott seliglich entschlafen ist. Hab vorher die Everl in einem Klagkleid nach Judenburg zu der Bestattung geschickt, auch ein schönen grünen Rosmarinkranz binden lassen, den sie ihm auf den Kopf gelegt und ins Grab mitgeben hat, das Brautgewand und andere Sachen, die er ihr geben, seind ihr blieben. Sie hat ein großes Leid gehabt, ist dann in der hitzigen Krankheit gar krank gewesen, hab vermeint, sie wird ihrem Bräutigam nachfahren; hat nacher lang nit geheirat. Weil Gott es hat so haben wollen, müssen wir alles in seinen Willen befehlen und mit Geduld annehmen, bis Gott weiter segnen thut." „Im selben 1677. Jahr", fährt sie fort, „ist Herr Georg Anderl Körner nach Vordernberg kummen, hat eine Lieb zu meiner Tochter Anna Elisabet gefaßt; sie ist ihm versprochen und die Hochzeit bald gehalten worden. Im 1679. Jahr seind Herr Körner und seine Ehewirtin alle zwei in der hitzigen Krankheit auf den Tod gewesen und wir haben schon vermeint, es wär aus mit ihnen, hat aber der allmächtige Gott allen zweien wieder Gesundheit verliehen, hausen auch Gottlob gar einig und friedlich mit einander und hat ihnen Gott schon zwei Kinder geben." Auch die „Everl" hat sich von ihrem Leid erholt und ist 1680 im Pestjahr, als ihre Eltern auf ein Gütlein bei Hafning geflohen waren, eine glückliche Frau geworden. „Anno 1680", erzählt die Mutter, „ist Herr Christian Diewalt von Murau kummen um das Everl, haben hernach gleich

den 26. September das Versprechen in der Huben gehalten. Seind dabei gewest der H. Pfarrer von Trofaiach, Herr von Leuzendorf, H. Riedelmayr, der Gegenschreiber und seine Frau und H. Georg Gasteiger, welcher Mittwoch darauf gestorben ist. Herr Diewalt ist zu uns in die Huben kummen, und hat rechte Bekanntschaft gemacht. Wir haben nacher die Hochzeit im Haus zu Leoben angestellt. Ich hab es selber ausgericht am 5. November, hab in der großen Stuben den Kasten herausgethan und das Bett, so seind drei Tafeln stattlich gestanden und haben Platz gehabt. Seind die Grazerischen Leut dabei gewest, Herr Hochkofler, seine Frau und Töchterl, H. Doctor Prandtauer und seine Frau, Frau von Kolstäm und ihre Tochter, lauter gute Herren und Frauen. Seind gar frölich und guter Ding gewest. Nacher seind der Herr Vater, die Baberl und der Joseph mit ihr auf Murau gereist und haben H. Diewalt seine Braut heimgeführt. Gott gebe ihnen Glück und segne ihren Ehestand, Amen."

Nicht leicht, nur durch harte Arbeit, Glück und Fleiß sind die Stampfer zu einem gedeihlichen Wohlstand gekommen. Betrügerische Menschen, Elementarunfälle, Wasser und Feuer haben ihr Eigenthum geschädigt, und erst nach Jahren konnten sie sich wieder herausarbeiten. „Im 1666. Jahr", berichtet die Frau, „hat mein liebster Ehewirt die Walchen gekauft, hat uns viel Müh und Arbeit kost, haben auch große Trübsal gehabt, hat uns der Verweser Postl um 2800 fl. bracht und nichts dafür bekummen, ist gar ein schlechter loser Mensch gewesen, haben ihn im Gefängniß gehabt. Derweil ist uns die Walchen abbrunnen, dabei allein um 600 fl. Kolen; eine Schneelän hat uns großen Schaden gethan, sieben Personen erschlagen, viel hundert Kübel Erz in einen Graben verworfen. Der Arbeitslohn und was die Leut versäumt hat über 500 fl. austragen. Das Jahr darnach hat uns ein großer Wassergus Schaden than, das Holz weit wegtragen, und eine Lattensäg, welche ganz neu erbaut war. Wir hatten durch diese Unglück über 9000 fl. Schaden und seind in große Schulden gesteckt, daß wir schier vor Betrübniß nit gewußt, was anfangen." In ihrer Seelenangst ging sie, wie so viele tausend kummervolle Menschen, nach

Mariazell wallfahrten. Sie erzählt nicht, welchen Weg sie genommen, über Eisenerz oder über Aflenz und Seewiesen; die frische Alpenluft, der Glanz der Berge und Wälder erquickten sie nicht. Still, in sich gekehrt, fuhr sie die Bergstraße, nur in Gebet und Seufzern bedacht, wie sie den Segen der heiligen Jungfrau für sich und ihre Familie erflehen könne. „Haben", fährt sie zu dem Jahr 1666 fort, „in unserer großen Not zu Gott dem Allmächtigen fleißig bet, hat uns Gott gnädiglich wieder gesegnet, bin zu unserer lieben Frauen auf Zell kirchfahrten gangen. Wie ich auf den oberen Gang bin die Tafel anschauen, so komm ich auf das Chor und find in dem alten Getäfel ein altes Crucifix, dabei ein gemeines Mensch, die mit ausgespannten Armen andächtig betet und thut von Herzen weinen. Ich schau ihr eine Weil zu, wie sie weg geht, so geh ich auch hinzu, bet auch und sag: mein Gott, ich seh, daß du da in ein Winkel lehnst, daß dir also gar wenig Ehr widerfahrt. Ich verspreche dir, mein lieber Jesu, wann du uns einmal wirst mit unserer Walchen segnen und wirst unser Kreuz und Betrübniß von uns nehmen, so will ich dein heiliges Crucifix und Bildniß in die Kirchen hinablassen machen, damit dir auch mein Gott die Leut und Kirchfahrter ein Vaterunser mehr beten. Ueber ein Jahr kumm ich wieder und find meinen Gott noch im Winkel lehnen. Da geh ich zu den H. Patern und bitt, sie wollen das Crucifix in der Kirchen auf einem Pfeiler aufmachen, sollen es putzen lassen und geb zehn Dukaten her von meinem Schatzgeld. So haben sie es herabbracht und steht bei dem Hochaltar droben. Nacher hat man mir wieder gesagt, sie wollten es auf dem Friedhof aufmachen. Bin ich wol betrübt worden, bring wieder vier Dukaten und bitt, sie sollen es in der Kirchen lassen. Weiß nit, was sie noch werden anheben. Wenn sie es gar nit wollen in der Kirchen leiden, so will ich bitten, daß sie mir's geben und wann ichs bekumm, so führ ichs nach Vordernberg, denn ich hab so große Gnad von Gott empfangen und Gott hat uns auch so hoch mit der Walchen und anderen Sachen gesegnet, daß ich Gott mein Lebtag nit genug danken kann." Wie es scheint, haben die Geistlichen in Zell kein Gefallen an dem Crucifix gefunden, denn die Frau Stampfer ließ

dasselbe im Pestjahr 1680 auf dem Gries in Vordernberg aufstellen und stiftete eine Frühmesse dazu.

Die furchtbaren Leiden, welche in den nächsten Jahren über das Volk in Oesterreich hereinbrachen, löschten alle Fröhlichkeit aus und erschütterten Glück und Wohlstand der Familien bis in die fernsten Alpenwinkel. Die Türkennoth, welche Steiermark 1664 bedroht hatte, war durch die Schlacht bei St. Gotthard glücklich abgewehrt. Die inneren Wirren in Ungarn, der Ministerwechsel in Wien berührten das Volk nicht tiefer, aber es kamen die schrecklichen Pestjahre 1679 und 1680, und der Türkenkrieg von 1683, der die Hauptstadt dem Falle nahe brachte und räuberische Schaaren bis ins schöne Raabthal führte.

Von 1480—1680 war die Pest nicht weniger als zwölfmal in Steiermark eingekehrt [1]). In den letzten dreißig Jahren war die furchtbare Krankheit mehrmals aufgetreten, 1656 zeigte sie sich in der nordöstlichen Steiermark, 1678 in den benachbarten ungarischen Comitaten, bis sie 1679 und 1680 ganz Oesterreich und den Süden von Deutschland ergriff. Es war eine Heimsuchung ohne Gleichen, schrecklich, unheimlich im Anfang und Ende, ein wahrhaftiger Todtentanz, wie ihn die Künstler des sechzehnten Jahrhunderts dargestellt haben. Noch verkünden Kirchen, Kapellen, Votivgemälde, Bildsäulen die Angst und Noth des Volkes in jener Zeit. Die Krankheit war die orientalische Beulenpest, eine Blutvergiftung der ärgsten Art. Die Verbreitung war furchtbar und rasch, miasmatisch und contagiös. Ein bekannter Wiener Arzt schrieb: „Sie entsteht zu jeder Jahreszeit, durchstreift Städte und Land, achtet weder Stärke noch Werke, weder Jugend noch Tugend, weder Geschlecht noch Recht, weder Gunst noch Kunst, weder Gestalt noch Gewalt, weder Gut noch Muth, sondern macht bald diesem bald jenem den Garaus". Sie übersprang manches Thal, manches Dorf, aber wo sie einkehrte, forderte sie in jedem Hause ihre Opfer. Ein leichtes Fieber ergriff den Kranken, in wenig Tagen lag er auf der Bahre. Weder das Volk noch die Regierung waren zur Abwehr

[1]) R. Peinlich, Geschichte der Pest in Steiermark, II. Bd.

vorbereitet. Wohl ließ die Regierung 1679 eine „Infectionsordnung" kundmachen, befahl Hunde, Katzen, Tauben zu vertilgen, verbot das Reisen, den Handel mit Salz und Eisen, Tanz und Spiel, aber in der größten Noth 1680 fand sie kein anderes Mittel, als zum Gebet zu ermahnen. In den Städten wurden Lazarethe erbaut, ein Sanitätsrath versah die Gesundheitspolicei, auf dem Lande walteten ständische Pestcommissäre ihres Amtes, aber die Mittel reichten nicht aus. Einsame Ortschaften und Häuser wurden ihrem Schicksale überlassen. Die Aerzte waren rathlos. Dr. Adam Lebenwaldt, Arzt in Graz, hat ein dickes gelehrtes Werk über Ursache und Abwehr der Pest geschrieben, aber er wußte so wenig als die anderen. Es gab Pestpulver und Pestpillen in Menge. Allgemein war das Mittel, gedörrte Kröten in Essig erweicht oder ein Pulver von gedörrten Kröten als Medicin oder Amulet zu verwenden. Die Jesuiten verfehlten nicht, die Pest als eine Strafe des zornigen Gottes für den Protestantismus darzustellen. Wer fliehen konnte, floh, der Adel auf seine Schlösser, der Bürger in seinen Meierhof oder Weingarten, die Bauern in die einsamen Gehöfte und Hütten auf den Berghöhen. Dazu kam noch die Lösung aller Ordnung, der wilde Egoismus, das Treiben der Bettler und Diebe und der entsetzliche Aberglaube. Die Regierung bezeichnete den Kometen von 1680 als die „aufgezogene Ruthe des strafenden Gottes". Das Volk betrachtete ihn als Mahner und Schließer der schrecklichen Zeit. Man war der Meinung, er sei aus pestartigen Gasen zusammengezogen und reinige die Luft. Auch Dr. Lebenwaldt legte ihn gut aus und gab die trostvolle Versicherung: das hochlöbliche Haus Oesterreich habe niemals einen unglückseligen Kometen gehabt. In Graz gab es 1680 399 versperrte Häuser und 2490 Pesttodte, in Marburg 483, in Pettau 234. Einzelne Gebiete blieben verschont, so Vorau, Aussee, Eisenerz. In Vordernberg wurde die Pest von Wiener Flüchtlingen eingeschleppt. Im November und December starben 32, im Mai bis zum October 1680 60 Menschen. Alle Werke standen still, die Eisenstraße war durch Monate abgesperrt, die Arbeiter kamen um ihren Lohn, die Radmeister waren mit ihren Familien entflohen.

Die Stampfer hielten 1679 noch getreulich in Vordernberg aus. Frau Maria Elisabeth erzählt, wie die Wiener Flüchtlinge durch das steirische Hochland zogen, „Handwerker und Studenten, Vornehme und Gemeine", wie der Seuchenstoff eingeschleppt wurde, wie im Pfarrhof zu Tragöß allein dreizehn Personen starben. Noch glaubte sie nicht an die Pest: „Man kann nicht sagen, daß eine Pestkrankheit gewesen, aber wir haben Furcht und Schrecken empfangen". Auch ihr Gesinde hat „Hitz und Kälte" ergriffen. Sie bereitete eine Medicin aus Heilkräutern, Kirschwasser und Mithridat, ließ den Kranken im Bett liegen, tüchtig schwitzen und hatte die Freude, ihn nach drei Tagen wieder gesund zu sehen. Sie war von der Heilkraft ihres Hausmittels fest überzeugt. Ihre Leute mußten täglich einnehmen und gerne theilte sie den Nachbarn davon mit. Aber im Sommer 1680, als es ärger wurde, flüchtete die ganze Familie in ihre Huben bei dem Dorf Hafning[1]) und brachte dort den Sommer und Herbst zu.

Ihre Berichte über jene Jahre enthalten so viele frische, lebendige Züge aus dem Familienleben, daß wir Einzelnes daraus mittheilen: „Anno 1680 hat man wol Hoffnung gehabt, es wäre keine Pest in Vordernberg. Die Leut seind so gottlos gewest, daß sie alles geleugnet haben und seind unter die Leut gangen; wie aber so viel gestorben, nacher haben wir glauben müssen, daß die leidige Pest ist gewest. Im Mauthaus der Egidi mit seinen Leuten, zwei Schuster im Gräberischen Haus, im Pfarrhof, im Meßnerhaus, beim Binder, Schmied, Wagner, Ringelschmied, Zellerbäcken, im Holzmeisterhäusl, welches unser ist gewest, in der Leobner Mühl seind an der Pest an 90 Personen gestorben und Kinder auch. Es ist eine erschreckliche Furcht gewest. Auch H. Georg Gasteiger ist am 19. Juni gestorben. Vor Schrecken seind gar viele Leut auf die Berg geflohen. Wir seind auch alle in die Huben hinaus. Bin nacher in drei Wochen Kindbetterin worden, hab ein Dierndl geboren, hab niemand gehabt als ein Weib und wol viel Betrübniß ausgestanden. Der Malmüller, der Schreiber auch ein altes Weib

---

[1]) Zwischen Vordernberg und Trofaiach.

seind im Haus hierin blieben, wir hätten uns sonst nit dürfen weg machen; die Mül haben wir nit dürfen einstellen, aber die Leobner Mül ist ausgestorben. Auch in Gräz ist das Sterben gewest und die Leut seind haufenweis herauf geflohen auf Lueben, Bruck, Judenburg, Mautern. Im September hat es Gott Lob und Dank aufgehört. Vorher ist ein Soldat kommen; der hat sich brauchen lassen und den Leuten gewartt, die Häuser ausgeraucht, seind mit ihm gar wol zufrieden gewest, ist aber nacher auch gestorben und mit Gott der letzte gewest, für welche große Gnad wir Gott tausendmal Dank gesagt und auch schöne Processionen gehalten, mit dem h. Sacrament um den Markt gangen, ist eine schöne Andacht gehalten worden. Gott der Allmächtige wolle uns vor solchem Unglück gnädiglich behüten. Unser Herr Pfarrer Christian Schazer ist zu den inficirten Leuten gangen, hats Beicht gehört und mit unserem Herrn versehen; hat die Krankheit mit seinem Gewand heimbracht, die Köchin und der Uebergeher seind im Pfarrhof gestorben, der Pfarrer ist davon kommen. Am h. Barbaratag, da man bei uns das Fest gar schön gehalten, seind der Herr Pfarrer und zwei Jesuiter beim Gasteiger gar lang bei Tisch gesessen und alle frölich gewest; jähling fällt der H. Pfarrer vom Tisch ab, hat ihn die rechte Frais angriffen, ist gar nit mehr zu sich selber kommen, daß er nur hätt beichten können, und ist gestorben. Gott wolle ihm gnädig und barmherzig sein. So lang als warm ist gewest, seind wir in der Huben wol zufrieden gewest; aber wie's kalt ist worden, ist uns das Haus schier zu eng worden, hab aber Gott wol tausendmal dankt um dieses Oertl. Nacher wie die Hochzeit der Diewalt ist vorüber gewest, seind wir den 11. November mit guter Gesundheit Gott Lob Ehr und Preis wieder in Vordernberg hereinzogen, was mir eine große Freud ist gewest. Gott behüt uns vor solchem Wandern."

„1680 den 29. December seind wir nach Hafning hinausgefahren und haben den großen Kometen gesehen. Seinesgleichen gedenkt kein Mensch. Der Besen ist gangen über das Hubenhaus und über den Stadl, ist wol recht furchtsam anzusehen gewest. Ueberall hat man ihn gesehen, in Vordernberg erst gegen die letzt und wie er schon klein worden. Der H. Vater hat gesagt, er nähm

wol den dritten Theil des Himmels ein. Was er bedeut, weiß unser lieber Herrgott im Himmel droben. Ein Theil profezeit schlecht und sagt von großem Krieg und Sterben. Müssen uns in Gottes Willen begeben und erwarten, was er mit uns zu machen willens ist. Das Beste ist fleißig beten und sich allezeit bereiten zu sterben. 1681 bin ich am h. Dreikönigtag zu Murau bei der Everl Diewaltin gewest und hab's heimgesucht, hat mir ihre Hauswirtschaft, Hammer und Mül gar wol gefallen. Gott geb ihr tausendmal Glück und segne ihr Stückl Brot. Hab auch H. Diewalt Frau Aehnl kennen lernen, eine gar liebe verständige Frau. Sonntag vor h. Dreikönig bin ich auch zu S. Lambrecht im Kloster gewest, ist des H. Prälaten Frau Mutter Frau Kaltenhausen 81 Jahr alt gestorben. Den 12. Februar ist Herr Diewalt mit der Everl zu uns kummen und haben uns heimgesucht; seind gar wol auf gewest. Wir seind gleich nach Trofaiach gefahren, hab dort die h. Dreifaltigkeitssäul aufsetzen lassen und wieder heim. Aber ich meint, ich müßt vor Schmerzen im Gesicht und Hals vergehen, hab nit schlingen können und Tag und Nacht kein Ruh gehabt, bin aber Gottlob wieder besser worden. — Den 1. März ist H. Körner und seine Annaliesl hereinkummen und haben uns ihr Töchterl, mein erstes Enkerl hereinbracht; ist drei Jahr und gar ein gescheidtes Dierndl, hab ihr ein neues Gwandl geben und aufputzt, hat überaus Freud damit gehabt. So aufputzt hab ich's zu ihrer Frau Urähnl auf Lueben gefürt, welche auch eine große Freud mit ihr gehabt hat. Gott geb, daß sie zu seiner Ehr auferzogen wird. — Im Mai ist unser ältester Sohn Hans Joseph in die Walchen hinaufgereist; er muß oben alles recht lernen, schmelzen und bei dem Bergwerk alle Sachen recht erfahren. Gott geb ihm seine Gnad. — Den 4. October 1681 ist ein so großes Wasser gewest und hat auf vielen Orten großen Schaden gethan. In Weißkirchen hat's uns den neuen Kolborn mit sammt den Kolen wegtragen, ist uns um 500 fl. Schaden. Gott hat's geben, hat's genummen, kann wieder geben, der Name des Herrn sei gebenedeit. Auch unserer Diewaltin hat das Wasser bei dem Hammer und der Mül großen Schaden gethan, um 400 fl. Wolltens wol selber gelitten haben, seind junge Haus-

wirt und schon so großen Schaden. Gott wird es ihnen wieder ersetzen und seinen reichen Segen mittheilen. — Den 12. November bin ich mit dem Herrn Vater in die Walchen gereist und haben einen gar schönen Augenschein genommen. Gott sei Lob und Dank. Bin selbst in den neuen Stollen eingefahren; hab schönes gelbes Erz gefunden und mich gar hoch erfreut. Gott wolle noch ferner seinen Segen dazu geben, daß wir es noch genießen können."

„Anno 1682 den 24. Januar ist eine so große und grausame Schneelän gewest, dergleichen in Vordernberg niemals gesehen worden. Hat des H. Springenfels Haus sammt dem Stall und Wagenschupfen verschütt und zerbrochen, ein Weib erdrückt, die anderen haben noch beim Fenster hinausschliefen können. Dem Kürschner hats sein Häusl noch erhalten, wiewol die Schneelän herum gelegen ist; er und sein Weib haben noch können beim Fenster hinaus. Bei dem Leobner Schmiedhäusl ist die Län nur ein klein wenig an die Eck angangen, aber in dem Kammerl, wo sie seind gelegen, ist der Boden eingefallen und hat den Schmied und sein Weib gleich erschlagen. Herunter nacher ist des Kristaller Häusl gestanden. Dasselbige hat es ganz zusammengeworfen, auch ein paar Mann und Weib, welche geschlafen haben, erdrückt. Die noch auf seind gewest, seind davon kommen. Hat die ganze Nacht kracht und gearbeit, wir haben uns gefürcht und gemeint, wir müssen alle Augenblick begraben werden. In der Nacht um 11 Uhr kommt Herr Springenfels vors Fenster und ruft uns, wir sollen uns gleich aus dem Haus begeben, bei ihm oben hätt' es übel gehaust, wir wären auch in Gefahr. Ich steh geschwind auf, weck die Leut alle auf und schick zum Herrn von Leuzendorf, und laß bitten, er sollt uns hinüber erlauben, schick Bettgewand und laß die Kinder hinüber tragen. Wir seind kaum fünf Vaterunser lang unten gewest, ist gleich ober des Leuzendorf Hauses eine große Län abgangen und in den Bach, daß das Wasser auf die Straßen kummen ist und daß man hat über die Knie müssen im Wasser gehen, hat schier ein Aussehen gehabt, als wollt der jüngste Tag werden. Der Schnee ist groß gewest, der Wind ist gangen und inwenten hats alleweil kracht. Sonntag darauf seind wir alle in

die Kirchen gangen, hat ein Geistlicher seine erste Meß gelesen, H. Stefaner, der bei H. Reichenauer Präceptor gewest. Wir haben müssen in lauter Wasser hinauf. Unser lieber Herrgott wolle uns gnädig behüten und bewahren; dieses 1682. Jahr ist uns wohl recht schwer und unglückselig. Alles opfere ich zu Gottes Ehre auf und bitt, er wolle uns dieses Jahr glücklich enden lassen. Wollten wol von Grund des Herzens frölich sein, wenn nur Gott einmal ein ruhiges Leben und die liebe-Gesundheit thät geben. Sonsten ist mir das Leben zuwider, hab auch wenig Freud gehabt auf dieser Welt als allein meinen liebsten Ehewirt, der ist mein Freud, obwol wir schon alt werden. Jetzt zu Allerheiligen haben wir wollen unseren Hans Joseph auf Gräz zu einem Doctor schicken. Da ist auf einmal das Geschrei, daß die Türken ankommen. Die Rebellen in Ungarn haben auch schon die Jesuwiter austrieben, seind viel auf Leoben kommen. Jetzund haben die Jesuwiter mit den Leobnern Händel wegen der Mühl. Sie wollen nit das Wasser durch den Gries herlassen und haben alles verbaut, daß den Leobnern großer Schaden ist geschehen. Seind also die Bürger mit Hacken hinauskummen und haben das Werk abgehackt. Die Jesuwiter habens hoch empfunden, aber es ist ihnen recht geschehen. Ich bin selber als ein einfältig Weib gangen schauen und hab wol gesehen, daß die Leobner höchstes Recht haben. Die Jesuwiter habens nur von ihnen bekummen, also seind sie vor Gott und der Welt schuldig, ihnen das wieder zu geben, was sie so hoch bedürftig. Die Jesuwiter können nichts davon genießen, sondern wenden ihre Spaziergänge ein. Mein Gott, sollt eine ganze Gemein wegen eines Spaziergangs leiden, das wär höchst unbillig."

„Den 28. Januar 1683 hats bei uns sechs Wochen nacheinander geschneit und einen großmächtigen Schnee geben. Wir haben uns vor der Schneelän so hart gefürcht, auch die Herren haben uns gerathen, wir sollen aus unserem Haus, möcht gähling ein Regen dreinkommen, so würden wir in der größten Lebensgefahr sein. Seind also den 28. alle hinaus nach Lueben in unser Haus und sechs Wochen dort gewest, ist aber Gottlob keine Län abgangen. Die Leut, die im Haus blieben, haben sich wol mächtig gefürcht,

seind alleweil in der unteren Stuben blieben. Bei H. Kielenprein oben ist der Schnee so hoch gewest, daß man mit der Axt an das Dach ansetzen konnte und die Kirchengasse war voll Schnee bis über die Planken hinaus. Ueberall hat man müssen in die Häuser fünf bis acht Staffel hinabgehen. Von unserem Holzmeisterhäusl hat man gar nichts gesehen als den Gang oben, die Leut haben nur ein Loch gehabt, daß sie haben können ins Häusl schliefen. Unser Herrgott wolle uns gnädig vor solchem Schnee behüten. Zu Lueben hats uns gar wol gefallen. Bei den Jesuwitern waren alle Tag zwei Predigt und drei Kirchgäng, in allen Kirchen ein Gottesdienst über den andern, hat man also wol Gelegenheit gehabt Gott zu dienen. Die H. Jesuwiter seind auch alle Wochen drei oder viermal kummen uns heimsuchen. Die Luebner haben uns auch alle gern gehabt und gewünscht, daß wir gar draußen bleiben möchten; hat mich gefreut, daß wir noch überall gute Freund haben, hab aber auch alle Ehr bewiesen, so es nach meinem Vermögen hat sein können. — Den 22. März 1683 denselben Abend als wir heimkommen, haben wir das große Herzeleid und Elend erfahren, daß die Stadt Bruck ist abprunnen. Wir seind um neun Uhr in der Nacht zu dem Eck, wo der Franz Geiger wohnt, gangen und haben die Stätte und das Gewölk voll Feuer herauf bis Leoben gesehen. Die Brunst ist Nachmittag zwei Uhr bei einem Wirth auskummen. Kein Mensch hat mehr löschen können und ist der Ort, wo die Häuser an einander gewest, ganz abprunnen. Der Goldschmied in Bruck ist auch ganz abprunnen. Er hat von uns um etliche hundert Gulden Werth in Arbeit gehabt: ein silbernes Kandl, ein ganz goldenes Crucifix mit Diamanten und Rubinen versetzt, silberne Nadeln und noch Gold, hat uns aber alles gar fleißig zugestellt. Seind auch viel Leut verprunnen. Unser lieber Herrgott wolle uns gnädig vor solchem Unglück behüten; fürcht mich vor dem Feuer, ist alles hölzern und die Ställ gar bei dem Haus. Wenn ein Unglück sollt auskommen, könnts kein Mensch erwehren. Verlaß mich also allein auf Gott. — Den 6. Juni 1683 seind wir auf Zell gereist mit unserem Kreuz. Am h. Pfingstmontag seind wir in der Kirchen gewest und um acht Uhr gleich zur Beicht

gangen. Da ist ein großes Erdbeben gewest und hat einen solchen Kracher gethan, daß ich vermeint, die Kirchen möcht einfallen. Die Leut seind vom Markt in die Kirchen gelaufen und haben gefragt, was es wär. Weil jetzt der große Türkenkrieg ist, haben wir gedeut, es gäb etwa ein Anzeichen, daß Gott und unsere liebe Frau wollt helfen und einen glücklichen Sieg geben. — Den 30. Mai 1683 hat unsere Tochter Maria Waberl ihr Versprechen mit H. Johannes Lorenz von Lorbeerau, und den 29. Juni am h. Peter und Paultag ihre Hochzeit gehabt. Seind gar viele Herren und Frauen dabei gewest, habens in unserem Haus in Leoben selber ausgericht auf fünf Tafeln, drei den ersten Tag, zwei den anderen Tag. Haben auch einen Gegenritt gehabt und viele Herren dabei wacker geschossen. Der Joseph und der junge Springenfels waren Brautführer. Gleich in einer Stund seind die Hochzeitleut mit der Braut, dem H. Vater und den anderen Kindern aus Vordernberg nach Leoben kummen; der Diewalt sammt seinem Everl von Murau, die Körnerin von Mürzzuschlag, hab also in einer Stund von dreißig Meilen Weg meine neun Kinder zusammenbracht, was mich und meinen liebsten Ehewirt hoch erfreut hat. Seind auf der Hochzeit gar lustig gewest. Gott sei in Ewigkeit Dank gesagt. Wie aber die Everl ist heimgereist, hat sie ihre besten Sachen unterwegs verloren: ein guldene Ketten, ein Perlengürtel, Ringel. Wir habens auf allen Kanzeln verkünden lassen, hats ein Bauer bei S. Stephan gefunden und habens Gottlob wieder bekummen."

Mitten in diesem fröhlichen Sommer, wo die Frau Stampfer all ihre Kinder um sich sah und voll Freude und Glück in die Zukunft blickte, kam die Nachricht, daß die Türken vor Wien erschienen und die Stadt zu belagern begannen. Im Frühjahre 1683 war das türkische Heer von Adrianopel aufgebrochen. Wie in der Zeit der großen Völkerstürme flutete eine gewaltige Menschenmasse über die Ebenen Ungarns, nach Sieg, Raub und Beute begierig. Am 13. Juli erschienen die ersten türkischen Reiter vor Wien, am 17. Juli war die Stadt umschlossen, am 12. September wurde mit Hilfe der Polen und Deutschen an den Mauern von Wien die Schlacht geschlagen, welche die türkische Armee vernichtete und Oester-

reich für immer von aller Türkennoth befreite. Aber in diesen Monaten wurde das Volk an den Grenzen furchtbar heimgesucht. Dörfer und Kirchen waren zerstört, die Felder zerstampft, Frauen und Kinder fortgeschleppt. Auch Steiermark wurde vom Kriege berührt. Ungarische Insurgenten streiften bis Vorau, eine Türkenhorde in das schöne Raabthal. Der Schrecken ging bis in das Mürzthal. Tausende von Menschen flüchteten in das Gebirge: Beamte, Hofdiener von Wien, Edelleute, Mönche und Nonnen. Aus Kirchberg an der österreichisch-steirischen Grenze flüchtete die Priorin eines Klosters mit vierundzwanzig Nonnen nach Hohenwang im Mürzthal und weiter in die Veitsch. Regierung und Volk empfanden, daß an das Schicksal von Wien die Existenz der Monarchie geknüpft sei. „Der ganze Staat", schrieb der Minister Jörger schon im December 1682, „ist in Gefahr, Ungarn ist dem Fall nahe, der obere Theil, wo die Kraft und Stärke Ungarns, ist verloren; erst wird Wien, dann Regensburg, das Grenzhaus fallen, die Vormauer der Christenheit geht verloren." Als die Nachricht von der Befreiung Wiens kam, athmete alles freudig auf. Aber welche Opfer brachte das Volk noch in dem vierzehnjährigen Kriege. Das steirische Infanterieregiment, 1682 errichtet, focht bei Wien, Parkany, Neuhäusel, Ofen und Zenta.

Die brave Frau Stampfer war von den Ereignissen tief ergriffen. Sie fürchtete für ihr Heimwesen, für das Land, für den Kaiser und seine Familie. Sie haßte die Franzosen und ihren König, der sich mit den Türken verbunden. Ihr Herz erbebte bei jeder Nachricht, welche die Flüchtlinge über den Semmering brachten. Jeden neuen Sieg begrüßte sie wie ein frohes Familienereigniß. Mit Freude zeichnete sie auf, daß der edle Herzog von Lothringen mit seiner „Königin", der Erzherzogin Eleonore, nach Bruck und Leoben kam. Ihre Berichte sind wie ein Reflex der Volksstimmung, und so wenig Neues sie auch bieten, ein Nachhall der großen Ereignisse. „Den 6. Juli 1683 hats gar eine schlechte Zeitung geben, ist der Türk völlig auf, von den Ungarn haben schon die meisten gehuldigt. Fürstenfeld haben sie abbrennt und seind gen Graz herauf, daß also eine erschreckliche Furcht ist und die meisten Grazer

herauf ins Obersteier geflohen sind: auf Knittelfeld, Judenburg, Murau, Rottenmann und Salzburg, aber der Fürstbischof will niemand mehr in Salzburg einlassen. — Den 21. Juli ist es in Oesterreich gar schlecht hergangen. Da seind die Türken kummen, haben die Vorstädt abbrennt und viel Leut gefangen weggefürt, auch gegen die Neustadt und alle umliegenden Oerter alles verderbt, auch gar gegen Steier hereingestreift und abbrennt, daß also in Eisenerz, Vordernberg, Leoben, Bruck und im ganzen Mürzthal eine große Forcht ist. Der Kaiser hat wollen noch auf die Jagd reiten, da seind ihm Leut begegnet, die geflohen und er hat sie fragen lassen, was das bedeut, und wie sie's ihm sagen, ist er wieder in die Stadt geritten. Wär er fortgeritten, hätten sie ihn im Wald ertappt. Nacher ist der Kaiser mit der Kaiserin und den Prinzen bei der Nacht in aller Still fort von Wien auf Linz und da die Türken und Rebellen auch auf Linz streiften, ist er weiter auf Passau. Daß Gott erbarm, so geht es auf dieser betrübten Welt. Von Wien seind viel Leut auf Linz, Salzburg und an die 300 Personen auch auf Vordernberg geflohen. Haben uns klagt und geweint, daß ein Stein hätt erbarmen mögen. Haben uns auch gefürcht, der Feind könne über das Gebirge zu uns kommen. — Den 23. Juli ist die Körnerin von Mürzzuschlag mit fünf Kindern hereingeflohen, weil sie auch in Gefahr gewesen. Der Semmering ist zwar gut verhackt aber wenig Leut auf der Wacht; der Feind ist gar oft kummen und hats versucht, ist aber mit Gotteshilf wieder abgetrieben worden. Wenn sie aber einmal hätten überhand genummen, wär das ganze Mürzthal und vielleicht auch Steier hin gewest. Von Mürzzuschlag ist auch alles geflohen und nach Leoben kummen. Ach mein Gott, was seind noch für Leut hereingeflohen, 2000 haben nit kleckt, hab mein Lebtag nit so fliehen und fahren gesehn Tag und Nacht. Dabei ist ein Weinen und Heulen gewest, daß einem das Herz hät bluten mögen. Es hat schon das Ansehen gehabt, als sollt alles zu Grund gehen, eine schlechte Zeitung um die andere ist kummen und es hat neun Wochen gewährt, daß der Türk ist vor Wien gelegen und hat die Stadt belagert und beschossen. Herr Graf von Starenberg ist den Wienern

ihr Glück gewest, der hat den Leuten ein Herz eingesprochen, hat sich wacker gehalten und gewehrt. Wie oft ist die Zeitung kommen, die Wiener könnten sich nimmer halten und erwehren, sie hätten nit Pulver oder Proviant. Ach was haben wir für Schrecken ausgestanden und zu Gott gebet't. Dreimal haben wir schon in die Walchen fliehen wollen, dann haben wir uns wieder gedacht, wenn Vordernberg hin sollt sein, so würden wir wol auch nit sicher sein und habens alleweil aufgeschoben. — Den 7. August 1683 hat sich gar ein schönes Stückl zutragen. Die landlerischen Holzknecht, die Blahhausleut und Knappen von Eisenerz auch von uns die Blahhausleut und Knappen, die von den Eisenerzern angereizt worden, haben eine Rebellion angehebt und den Jesuwitern ihr Gut in der Trafeng in Eisenerz ganz plündert. Sie haben vermeint, die Jesuwiter hätten ihr Geld hineingeflücht, wie sie aber keines gefunden, haben sie im Haus ärger gearbeit als der Türk, die Thüren eingestoßen, Oefen und Fenster eingeschlagen, und alle Sachen, was in einem Winkel gesteckt war, zu sich genommen. Sie haben gar auf Leoben wollen über die Jesuwiter und Klosterfrauen, seind gegen 800 gewest, auch die Bauern haben sich hören lassen, sie wollten mithalten. Wir seind wegen dieser schlimmen Leut in großer Forcht gewest; hat uns so hoch verdrossen, daß wir vor unseren eigenen Leuten nit sicher, da wir doch vermeint, wenn wir in Not wären, würden sie uns helfen wider den Feind. So haben wir müssen noch gute Wort ausgeben, daß man es gestillt hat, dieweil es mit den Türken ist am ärgsten hergangen und man keine Soldaten gehabt hat, die ihnen ein Ernst gezeigt hätten. Auch zu Admont ist ein großes Unwesen wegen der Bauern gewest und wir haben uns auch wegen der Walchen gefürcht. — Den 29. August seind wieder Zeitung eingangen, der Türk hätt unter der Wiener Stadt neun Minen graben lassen, daß schon 50.000 Christen gefangen und viel umbracht sein. Ach daß Gott erbarm, ist ein großmächtiges Elend. Mir erbarmen die armen betrübten Leut wol vom Herzen. — Den 16. September ist, Gott sei Lob in Ewigkeit, wieder einmal gute Zeitung kommen, daß die Türken aufs Haupt geschlagen und abgezogen seien. — Den 18. September ist H. Körner von

Mürzzuschlag kommen, sein Weib und Kind abzuholen und bringt die fröliche Zeitung, daß Gottlob die Türken völlig aufs Haupt geschlagen worden. Der Kaiser ist von Linz mit Hilfsvölkern ankummen, wie auch der König in Polen mit seiner Armee und haben um 12 Uhr in der Nacht angehebt am 12. September, erstlich mit Feuerwerfen, da die Türken im besten Schlaf seind gewest, und haben sie dann an sieben Orten angegriffen und in Gottesnamen verjagt zum Teufel. Der Feind hat über 100 Stück verlassen, des Vezier sein Zelt, in dem sie in Gold und Silber über 10 Millionen an Werth gefunden, auch ein goldenes Tischl mit Edelsteinen besetzt und ihre Mohammedfahn. Diese haben sie dem Papst auf Rom geschickt und das Tischl der Kaiserin zu ihrem Kindbett. Ist also eine große Freud, daß uns der allmächtige Gott erhört hat; ist ihm wol allein darum zu danken. — Den 1. September 1685 haben sie uns die fröliche Post bracht, daß unsere Völker wieder Neuhäusl bekummen und die Türken verjagt; haben auch einen großen Schatz erbeut und viel gefangene Christen erledigt. Da hat sich der Baierfürst wacker gehalten, hat auch zu dieser Zeit des Kaisers Tochter geheiratet, eine überaus schöne Prinzessin, so noch von der spanischen Kaiserin geboren ist. Gott gebe dem Haus Oesterreich Glück und Segen, auch ein langes Leben dem Feind zu Furcht und Schrecken. — Im September 1686 ist uns die erfreuliche Post kommen, daß die Unsrigen die Stadt Ofen in Ungarn mit stürmender Hand eingenommen. — Im 1687. Jahr hat unser lieber Kaiser Leopold gut Glück gehabt, hat Fünfkirchen und noch mehr Oerter, die ich nit alle nennen kann, wieder bekommen, ist auch im November mit seinen jungen Prinzen nach Preßburg gereist und alldort zum König gekrönt worden. Der junge Prinz soll ein stattliches Herrl sein, Gott geb ihm Glück, Segen und langes Leben. Geb Gott auch, daß Kaiser Leopold seinen Namen und Stand erhalte und glücklich regiere. Anno 1688 um den 20. September ist der Herzog von Lothringen mit seiner Königin[1]) in

[1]) Erzherzogin Eleonore, Witwe des Königs Michael in Polen, 1678 vermählt mit Herzog Karl V. von Lothringen.

Leoben ankummen. Da seind Joseph, die Stanzl und Lieserl auch hinaus, haben ihr aufgewart. Die Königin hat sie gar in das Zimmer gelassen, wo sie gespeist und sie haben dürfen vor der Tafel aufwarten und die Königin genug gesehen, haben gesagt, was sie für eine schöne Frau sei. Der Herzog ist nit zur Tafel gangen, war am Fieber krank. Er ist aus Ungarn vom Krieg heraufkommen, sein Gemahl die Königin von Wien her, seind in Bruck zusammkommen, wol in großer Freud. Die Leobner Herrn haben ihm gar schön aufgewart, seind ihm entgegen gangen, 24 Herren alle schön schwarz kleidet und aufputzt, nacher erst die gemeine Bürgerschaft mit dem Gewehr und seind so neben der Säuften gangen. Hat dem Herzog überaus wol gefallen, zu Gräz aber haben sie dem Herzog gar wenig Ehr angethan. Seind hernach auf Bruck herauf und haben ihm erst aufgewart, dieweil die Königin selber ist dabei gewest. Hat also den guten Herrn verdrossen, daß er für seine große Müh und Arbeit keinen besseren Dank hat gehabt. — Anno 1689 hat unser lieber Kaiser Leopold einen harten Krieg mit den Franzosen gehabt. Ach du mein Gott, steh dem frummen, gottesfürchtigen, lieben Kaiser bei, gib ihm Sieg wider seine Feind, den gottlosen König in Frankreich. Brich dem seine Gewalt und Kraft und gib ihm nit so viel Glück, denn er hats um dich mein lieber Jesu nit verdient. Erbarm dich doch unser und unseres gnädigen Kaisers und schenk uns den lieben Frieden. Zu diesem Krieg hat unser Kaiser Geld zu leihen genummen, hat ihm unser Herr Vater auch eines geliehen, den 1. September 1689 10.000 fl. bar Geld. — Anno 1690 soll der Krieg im Reich wider den Franzosen stark angehen. Gott geb unseren Leuten Glück und Segen, daß sie den Franzosen verringern könnten und einmal der erwünschte Frieden kommt. Am allerbesten wär's, wenn der Franzos stürbe, ist Gott und der Welt nichts nutz; er erkennt Gott nit, hat kein Gewissen, ist ärger als der Türk, seine Sünd und Laster seind der ganzen Welt bekannt. Er ist unsere Ruthe, Gott wirds einmal verbrennen. Gegen die Türken hat uns Gott Glück und Segen geben, daß man sie hat weit hinein verjagt. Soll aber heuer 1690 erst wacker angehen. Auch Kanisia hat sich ergeben,

muß ein fester Ort sein, weil sie sich so lang erhalten haben. Wird uns eine gute Schutzmauer wider die Türken sein."

Von diesem leidenschaftlichen Mitgefühl für das Allgemeine kehrte die Frau Stampfer, wie jede Frau, gerne wieder zu ihren häuslichen Freuden und Leiden zurück. Es kam die Zeit, wo Sorge und Krankheit ihre Kraft zu brechen drohten, wo die Kinder allmälig das Haus verließen, die Töchter heirateten, die Söhne in die Fremde wanderten, wo es einsam und still um sie wurde. „Hab in der Auferziehung meiner Kinder", schrieb sie 1684, „große Sorg, Müh und Arbeit angewendet, daß ich wohl recht schwach und müd bin worden, wollt auch einmal ein ruhiges Leben führen." Aber dieses ruhige Leben ist ihr nicht zu Theil geworden. Von Jahr zu Jahr hatte sie die Geburt eines Enkels, die Reisen der Söhne, den Besuch der Kinder und Verwandten zu verzeichnen. Mit besonderer Befriedigung schrieb sie von ihrem glücklichen Eheleben, von ihrem Manne, von seiner Sorgfalt für die Söhne, von dem Ansehen, das er genoß, und von dem Reichthum, den er erworben. „1684 hat unser Herr Vater dem Hans Joseph 100 Dukaten geben und hat ihn hintan gelassen, daß er sollt was sehen. Ist also von Salzburg ganz allein ausgereist, ich weiß die Städt nit alle zu nennen, auf Innsbruck, München, Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Köln am Rhein, hat alle sieben Kurfürsten gesehen, ist Ostern fort und zu Weihnacht wieder kommen, Gottlob mit Gesund und Freude. — 1684 den 4. Augusti hat uns Gott der Allmächtige die große Gnad erwiesen und seinen reichsten Segen dazu geben, daß wir 21.000 fl. bar Geld zu vier Perzent auf Interessen legen konnten. — Den 24. Juni 1686 am h. Sonnwendtag hat unser lieber Herr Vater Hans Adam Stampfer sein drei und sechzigstes Jahr gehabt. Gott geb ihm noch etlich Jahr sein Leben und den lieben Gesund uns zum Trost. — Den 18. Juli 1686 ist es dreißig Jahr gewest, daß ich und mein liebster Ehewirt haben Hochzeit gehabt. Wir haben Gott zu einer Danksagung einen schönen Kirchgang gehalten, auch die Herren zu Gast gehabt und den Frauen und Herren ein Schießen und Kegelschieben geben zu einer Gedächtniß. Gott sei Lob, Ehre und Preis um seiner heiligen Wolthat, Amen. — 1686 am

h. Katharinatag seind wir im Namen der h. Dreifaltigkeit und mit dem Geleit der Engel in das neue Haus im Markt heroben einzogen. Bin zwar krank gewest und hab vermeint, ich werd nit herauf kommen können. Weil aber schon die meisten Sachen oben gewesen und wir uns vorgenommen, heraufzuziehen, hab ich meinen liebsten Ehewirt gebeten, er soll mir's erlauben und hab mich lassen heraufführen. Bin nacher wol noch vierzehn Tag krank gewest an der hitzigen Krankheit, Gott hat mich aber wieder zu dem lieben Gesund kommen lassen. Und befinden uns gar wol heroben und thut uns wol von Herzen, daß es jetzt schön still und ruhig ist, auch wegen des Lichts, des stetigen Windes und der Mül, die uns viel tausend Nächt den Schlaf genummen hat. Gott sei tausendmal um diese Gnad Dank gesagt. — 1690 den 1. Juni bin ich in die Walchen ins Bad gereist, ist der Hans Joseph zum drittenmal aus fremden Landen frisch und gesund heim kummen und hat mich in der Walchen antroffen. Hab große Freud gehabt, ist hernach glücklich zum H. Vater nach Haus gereist. Ich bin noch ein Weil in der Walchen blieben und hernach mit Frieden heim gereist. Aber unser H. Vater ist nacher krank worden, daß ich hab großes Herzeleid gehabt. Gott der Allmächtige hat sich erbarmt und ihn wieder gesund werden lassen."

Die Liebe zu ihrem Mann blieb der Grundzug ihres Lebens, ihr Stolz, ihre Freude. Hat sie Logau's Sinngedichte und die Stelle gekannt: „Denn die angetraute Treu herrschet über Leid und Zeit, wird durch alt sein immer neu." Durch all die langen Jahre hat kein Schatten dieses wahrhaft innige Familienglück verdunkelt. Unbedingt fügte sich die Frau den Anordnungen ihres Mannes. Als er seinen Besitz in Vordernberg aufgab und nach Kärnten übersiedelte, folgte sie ihm ohne Klage und Widerspruch in die neue Heimat und übernahm wie in jungen Jahren die neuen Pflichten und Sorgen, bis sie beide der Tod hinlegte zur ewigen Ruhe. „Anno 1691 zum neuen Jahr", erzählt sie, „haben wir unserem Sohne Hans Friedrich unser gutes und wol eingerichtetes Radwerk übergeben mit allen Sachen und Grundstücken, Mül, Haus und Hof. Gott geb ihm Glück und Segen. Der Amtmann von

[illegible] aber hat sich geweigert, ihn zu installiren, hat wollen die Tax haben, als wenn der H. Vater gestorben wär. Mußten wir mit dem geizigen Menschen rechten. Man denkts in Vordernberg nit, daß ein solch eigennütziger und falscher Amtmann im Bergwerk gewest. Man kann ihm nit genug geben, begeht eine Falschheit über die andre. Gott helfe einmal von ihm, vielleicht hätten sie Hoffnung, daß es besser würde. — Anno 1691 hat unser lieber H. Vater in Kärnten zu Vellach ein neues Bergwerk bekommen. Es hat ein guten Augenschein, ist auch ein Kupfererz. Den 7. Mai seind ich, der H. Vater und der Hans Joseph hinein gereist, erstlich auf Klagenfurt, dann auf Vellach und wieder herab auf Spital, dann durch Gmünd, Kremsbrücken über den Katschberg nach Rastadt, Schladming in die Walchen. Bin also auf dieser Reis 72 Meilen Weg gereist. In Vellach hat mir alles gar wol gefallen. Gott gebe seinen Segen, daß es wol von Statten gehe. Den 2. Juni geht der Hans Joseph wieder hinein, wird drinnen bleiben, Schmelzhütten bauen und alles, was dazu gehört. — Den 27. August 1691 bin ich in Gottes Namen ins Kärntnerland gereist und hab Gottlob das Bergwerk in gutem Stand angetroffen. Der H. Vater hat alles von Grund aus bauen lassen und 120 Personen gebraucht, allerlei Handwerker, Maurer und Zimmerleut, meist aus dem Salzburger Land. Die haben müssen auch den Weg zum Erzberg machen. Wir haben dann zu Obervellach vom H. Grafen Attems ein Schlößl gekauft, die Trabuschgen genannt, mit 164 Pf Herrngilt, mit adeligen Freiheiten, Bergwerk und Unterthanen. Habens ihm bar bezalt mit 19.000 fl. und 100 Dukaten Leihkauf. Haben dem H. Grafen noch 3000 fl. dazu geliehen. Gott der Allmächtige geb uns seinen göttlichen Segen, daß wir es noch genießen können. — Wir seind hernach in Gottes Namen von Vordernberg ganz hinweg und haben uns völlig ins Kärnten gezogen, all unsere Sachen mit uns genummen und völlig auf dem Gut gewohnt, seind auch gar gut eingericht, ist auch schön gebaut, daß wir gar wol zufrieden sein. In Vordernberg haben wir unserem Sohn Hans Friedrich das Radwerk mit allem Zubehör mit Haus und Hof übergeben. Mein Haus zu Leoben und den

Glöglhof, das große Haus im Markt Vordernberg, das von uns neubaut ist worden, das haben wir noch selber behalten und das Pöglgut dazu. Wer von unsern Kindern es haben will, der kanns haben. Wie wir ein halbes Jahr in Trabuschgen gewohnt, hab ich müssen fünfzehn Wochen liegen, hab gräuliche Schmerzen in der Hüft bekommen, hab Tag und Nacht geweint und geschrieen, hab müssen auf Krücken gehen. Hat nichts geholfen als das Bad von Kranawettbeeren. Wenn das Wetter sich verändert, bekomm ich wieder Schmerzen, muß das schon in mein Grab nehmen, kann mir niemand helfen. Hernach seind wir auf Klagenfurt und den Winter dort verblieben. Haben ein Haus in Bestand genummen, darin ist der H. Vater krank worden, daß wir an seinem Leben schon verzweifelt. Wie er wieder gesund worden, haben ihn der Burggraf, der Landeshauptmann und andere vornehme Herren auf dem Landtag zu einem Herrn und Landmann aufgenommen. Die Herren auch der Burggraf haben ins Haus geschickt und dem H. Vater Glück wünschen lassen zu seiner neuen Würde. Haben den H. Vater lieb und seind froh, daß sie ihn ins Kärnten bekummen, der ihnen ihre Bergwerk aufricht und wieder Geld ins Land bringt. — Wir seind dann nach Vellach und Trabuschgen. Der H. Vater hat wieder mit seinem Bergwerk viel zu thun gehabt, und auch ein großes Gebäu aufgeführt. Seind 18.000 fl. aufgangen aber Gott lob auch wieder eingangen. Sie haben um 8000 fl. Kupfer gemacht und so ein schönes feines Kupfer, daß sie genug Kaufleut dafür haben; sie nehmen es auf der Möllbrucken und in Salzburg. Wenn Gott nur viel gäb, wir hätten Kaufleut genug dazu. Hans Friedrich hat uns auch auf der Trabuschgen heimgesucht, hat ihm gar wol gefallen. Er hat 1693 geheiratet des H. Primbisch seine Tochter Anna Maria, haust gar gut mit ihr und hat schon ein Töchterlein. — Anno 1694, da wir zu Klagenfurt im Winter gewohnt, hat unser lieber H. Vater dem Hans Joseph das Gut Meiselberg kauft. War ganz abgehettert, kein Zeug und Fahrniß vorhanden, habens ganz zurichten lassen. Ist uns mit der Einrichtung auf 12.000 fl. kommen. Auch hat der H. Vater den Hans Joseph für einen Mitgewerken in der Fragant angenummen und gibt ihm järlich zu

seinen Unterhalt 2000 fl. Gott hat ihm auch eine schöne Fräuln Braut bescheert, Fräulein Therese Kemetter. Die Hochzeit soll im October werden bei H. Dompropst zu Gurk. Gott der Allmächtige geb seinen Segen dazu. Der H. Vater hat im Winter von dem Rath ein eigenes Haus kauft und in- und auswendig bauen lassen. Ich hab mir von meinem eigenen Geld von H. Graf Khevenhiller ein Garten kauft, hab mit sammt dem Häusl 130 fl. zalt und ein Dukaten Leihkauf geben, ist mir gar lieb und handsam. Wie ich bin herauf auf die Trabuschgen kommen, hab ich Gottlob den H. Vater wolauf angetroffen; ist hernach in die Walchen gereist. Ich bin derweil zu Haus blieben, hab Brief bekommen, daß meine Töchter Miedl Vorigin und Annaliesl Körnerin auf den Tod krank gewest. Und solche Kümmerniß hab ich alleweil. Gott sei gelobt und sein göttlicher Wille geschehe." —

Hier bricht das Tagebuch ab. Wie es scheint, hat die Frau Stampfer noch den 2. December 1694, den Hochzeitstag ihres älteren Sohnes, erlebt, ist aber bald nachher gestorben, wahrscheinlich in Klagenfurt. Ihr Mann ist ihr bald nachgefolgt; er starb, wie erwähnt, am 3. Juni 1695 in Obervellach. Die Aufzeichnungen seiner Frau haben uns einen Blick in ihr Leben und Streben, in die Familie und damit in das Volksleben gewährt. Was ihre Seele bewegte, was sie in Glück und Leid berührte, spielte hinaus in weite Kreise, an die Stufen der Werkstatt, der Schachte und Stollen, wie an die Thore von Haus und Garten. Die Frau Stampfer ist ein getreues Bild jener ehrbaren fleißigen Gutsfrauen der alten Zeit, die nun allmälig absterben und einem jüngeren Geschlechte mit verschiedener Neigung und Thätigkeit Platz machen. Mit müder, zitternder Hand hat sie in ihr Tagebuch als letztes Wort geschrieben: „sein göttlicher Wille geschehe". Gewiß war dieses Wort auch der letzte Spruch, der letzte Hauch ihres Lebens. In der Sorge um ihre Kinder war sie lebensmüde geworden, aber wenn sie den Schleier der Zukunft hätte lüften können, wäre ihre Seele frei und froh geworden. Ihr Name blieb Enkeln und Urenkeln im Gedächtniß, ihr Geschlecht hat mehr als ein Jahrhundert gedauert und alle Ehren erworben, welche den Vornehmsten und

zuweilen auch den Besten vorbehalten sind. Ihre Enkel führten den Titel: „Grafen von Stampfer, Freiherren von Walchenberg, Herren auf Trabuschgen, Meiselberg, Oberreich, Wildaun, Leifling, Therberg, Walchen und Fragant".

Von den Töchtern waren die zwei älteren an wohlhabende Hammermeister in Murau und Mürzzuschlag, die jüngeren an Beamte und Eisenhändler verheiratet. Von den Söhnen der Frau Stampfer überlebten sie nur drei, auch der jüngste, Franz Adam, starb bald. Nur der ältere hat das Geschlecht fortgepflanzt. Seine Nachkommen führten nicht allein den Namen ihres Ahnherrn, sie folgten auch seinen Fußtapfen in ihrer ganzen Lebensrichtung. Sie besaßen Güter, trieben Bergbau oder widmeten sich dem öffentlichen Dienst als Bergwerksverweser, Berg- und Hofkammerräthe [1]). Hans Joseph Stampfer blieb nach dem Tode seines Vaters als Bergherr und Gutsbesitzer in Kärnten seßhaft. Frühzeitig hatte ihn der Vater in die Studien und Praxis des Bergwesens eingeführt und zu weiten Reisen ermuntert. Der junge Mann war 1684 in Deutschland, 1686 in Wien, 1687 in Holland und England, 1690 in Italien. Er übersiedelte mit seinen Eltern 1691 nach Kärnten. Um ihn selbständig zu stellen, nahm ihn der Vater als Mitgewerker an, kaufte ihm ein Gut und setzte ihm für seine Heirat eine jährliche Beisteuer aus. Er vermehrte sein Vermögen, war im Bergwesen sehr erfahren und diente der Regierung durch lange Jahre als Hofkammerrath und erster Commissär der ungarischen Bergstädte. Kaiser Leopold I. verlieh 1700 ihm und seinem Bruder den Titel „Freiherren von Walchenberg". Der Enkel des Hans Stampfer, Johann Gottlieb, leistete der Regierung als Bergcommissär und Bergrath in Ungarn ausgezeichnete Dienste und erwarb dafür den 12. Mai 1731 den Grafenstand. Er war ein Günstling und Gönner der Jesuiten und ließ sich auch in der Jesuitenkirche zu Schemnitz begraben. Sein Sohn und Erbe, Johann Joseph, war Beisitzer des Landrechtes in Klagenfurt,

[1]) K. k. Finanzarchiv in Wien. Archiv des historischen Vereins in Klagenfurt.

k. Bergrath, besuchte 1750 im Auftrag der Regierung die Bergwerke im Erzgebirg und im Harz, starb jedoch bald nachher. Er führte mehrere hochklingende Titel, aber das Vermögen ging abwärts. Seine junge Witwe, Katharina von Teuffenbach, klagte schon 1753 über den Verfall der Bergwerke in der Walchen und begehrte von der Regierung einen Steuernachlaß. Von ihren Söhnen starben einige frühzeitig, nur der jüngste, Johann Gottlieb, erreichte ein höheres Alter. Wie so viele junge adelige Herren studirte er im Theresianum in Wien und lernte gleich seinem Großvater den praktischen Dienst in den ungarischen Bergstädten unter dem berühmten Inspector Gerstorf. Er wurde 1758 Bergrath, 1764 Oberstkammergraf in den ungarischen Bergstädten, 1774 Hofrath, 1775 geheimer Rath, 1787 Vicepräsident bei der Hofkammer im Münz- und Bergwesen und trat 1801 in den Ruhestand. Die Reformen in der Verwaltung der Bergwerke unter Maria Theresia und Joseph II. waren zumeist seiner Anregung zu danken. Nach seiner Pensionirung zog er sich nach Klagenfurt in sein Haus zurück und starb dort am 9. Februar 1807 als der letzte seines Geschlechtes. Die Kupferwerke in der Walchen und Fragant hatte er schon 1802 verkauft; sie kamen für eine Zeit in Aufschwung, lieferten aber nie mehr die frühere reiche Ausbeute.

Hans Friedrich Stampfer, der zweite Sohn der Frau Elisabeth, welcher 1691 das Radwerk seines Vaters in Vordernberg übernommen hatte, behauptete den Besitz nur wenige Jahre. Er verkaufte das Radwerk schon 1700 an Johann Friedrich Hillebrand, übernahm dasselbe nochmals 1701 und verkaufte es 1703 wieder an Johann Wilhelm von Monsberg [1]). Die Regierung verwendete Stampfer als Bergwerkscommissär in Idria. Er wurde 1714 Hofkammerrath und starb 1730 ohne männliche Nachkommen. Das Radwerk und das Haus, welches Hans Adam Stampfer umgebaut und bewohnt hatte, gingen am Anfang dieses Jahrhunderts von

[1]) Besitzstandestafel der Vordernberger Radwerker. Mſ. Mittheilung des Freiherrn F. Mayr von Melnhof.

Hand zu Hand, bis sie 1822 der Erzherzog Johann kaufte und 1859 seinem Sohne, dem Grafen Franz von Meran, vererbte. Der Name Stampfer ist erloschen, so wie alle Geschlechter, welche im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert den Eisenbau am Erzberg betrieben haben, verschollen und vergessen sind. In jedem halben Jahrhundert tauchen neue Namen auf.

Heutzutage bestehen in Vordernberg vierzehn Radwerke oder Eisenschmelzhütten. Sie gehören der Vordernberg-Köflacher Montanindustrie-Gesellschaft, der Stadt Leoben, der Egidi-Kindberger Gesellschaft und einigen Privaten, die sich 1829 in die „Radmeister-Communität" für eine gemeinschaftliche Erzeugung und Förderung der Erze vereinigt haben. Seit 1871 führt diese Vereinigung den Namen „Vordernberger Erzberg-Verein". Die Regierung war seit einem Jahrhundert geneigt, jede Bevormundung und fiscalische Ausbeute fallen zu lassen. Joseph II. hat zuerst das erlösende Wort ausgesprochen, indem er die Widmung aufhob und 1782 der Gewerkschaft das Recht der eigenen Verwaltung eingeräumt hat. Damals waren jedoch die Gewerkschaften wie die Gemeinden dem Selfgovernment gänzlich entfremdet und wußten sich nicht zu helfen. Die Regierung mußte 1798 wieder die Oberleitung übernehmen und übte sich fortan in Versuchen zu mannichfaltigen Reformen. Heutzutage ist der Eisenbau vollständig frei, die Regierung hat weder in Vordernberg noch in Eisenerz einen Vertreter; nur für die rechtlichen und allgemein administrativen Verhältnisse stehen die Gewerkschaften unter dem Bergamt in Leoben, unter der Berghauptmannschaft in Klagenfurt und unter dem Ackerbauministerium. Seit der Einführung der Dampfmaschinen und Eisenbahnen ist eine neue Welt entstanden. Die Eisenindustrie der österreichischen Alpenländer ist im Hochofen und Hüttenbetrieb nicht zurück geblieben, aber die Klagen über das „schlechte Geschäft" sind nicht ausgestorben, obwohl die Eisen- und Stahlproduction riesig gesteigert ist. Von der Eisenerzeugung Obersteiermarks entfielen 1877 915,000 Metercentner oder nahezu 60 Percent bloß auf den Vordernberger Erzbergverein. Die Vertheuerung der Transportmittel und der Productionskosten, der Mangel an Stein- und Braunkohlen, vor allem

aber der Fall der Eisenpreise seit 1873, legen dieser Industrie eine größere Mühe und Entsagung auf als in früheren Jahrhunderten. Die überschwänglichen Weisen, in welchen noch die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts diese Industrie und ihren Einfluß auf den Wohlstand des ganzen Volkes preisen, sind vollständig verklungen. —

II. Graf Sigmund Joachim von Trautmannsdorf.

1636—1706.

Während in der Zeit Leopolds I. das innere Staatsleben völlig erstarrt war, vollzog sich im österreichischen Heerwesen der Umschwung zu einer geordneten stehenden Armee. Kern und Grundlage derselben wurde die kleine Soldarmee, mit welcher die Krone die Kämpfe des dreißigjährigen Krieges begonnen hatte. Der eigentliche Schöpfer derselben war jedoch der große Feldherr Wallenstein. Die Heere, welche dieser 1625 und 1632 ins Feld gestellt hat, bestanden allerdings nur aus geworbenen Truppen, aber er verpflichtete sie dem Haus Oesterreich, formte Fußvolk und Reiterei nach neuen Grundsätzen, löste die Selbstregierung der Regimenter und schuf die Soldatenzucht und den Soldatengeist, welcher das Heer vom Volksboden abhob. Aus der Schule Wallensteins ist zugleich eine Schaar von Officieren hervorgegangen, welche die Tradition seiner Kriegskunst auf die nächste Generation verpflanzte. Die Armee Wallensteins von 1632 ist nie wieder ganz aufgelöst worden. Die Oberste wechselten, die Regimenter blieben. Von der kleinen Soldarmee Buquoy's von 1619 und 1620 blieben 2 Kürassierregimenter, von der Armee Wallensteins 3 Kürassier- und 8 Infanterieregimenter, aber nach dem dreißigjährigen Kriege 18 Cavallerie- und 10 Infanterieregimenter. Die Regierung Leopolds I. hat diese Waffenmacht in den Jahren von 1672 bis 1705 verdoppelt und verdreifacht. Im Jahre 1672 zählte die österreichische Armee ohne die Artillerie und Grenzer 19 Infanterie- und

20 Cavallerieregimenter, 1705 bei dem Tode Leopolds I. 37 Infanterie-, 20 Kürassier-, 10 Dragoner-, 4 Husaren-, also 34 Cavallerieregimenter [1]). Wohl wurden nach dem Kriege einzelne Regimenter aufgelöst, aber der Stock blieb und die Regimenter, welche in jener Zeit am Rhein und in Ungarn gefochten haben, sind heute noch Glieder der österreichischen Armee. Die Errichtung einer großen stehenden Armee hat Leopold I. beharrlich abgelehnt, denn die Heere des siebzehnten Jahrhunderts waren nach unseren Begriffen kaum so stark wie eine Heeresabtheilung. Montecuculi hatte im polnischen Feldzug 1658 16.000 Mann, bei St. Gotthard ohne die Hilfstruppen nur 20.000 Mann, 1672 nicht mehr als 17.000 Mann kaiserlicher Truppen. Er meinte, er könne mit 10.000 Mann eigener Truppen mehr ausrichten als mit 40.000 Mann, welche von unsicheren Bundesgenossen gestellt würden. In dem Heere, welches 1683 Wien befreite, waren nur 27.000 Oesterreicher neben 31.000 Deutschen und 26.000 Polen. Prinz Eugen befehligte in den Niederlanden nie mehr als 20.000 Mann österreichischer Truppen, der Rest bestand aus englischen, holländischen und deutschen Truppen, welche von England bezahlt wurden. Die Kriegsnoth und der steigende Militarismus drängten jedoch zu einer fortwährenden Vermehrung der Truppenmacht. Die stärkste Armee hat Oesterreich im spanischen Erbfolgekrieg 1712 aufgestellt, sie betrug 103.920 Mann.

Neben dieser Armee, welche damals noch allgemein als „Ihrer kaiserlichen Majestät und des deutschen Reiches Kriegsheer" bezeichnet wurde, bestand das ständische Aufgebot unverändert fort, aber nur als eine Art Landmiliz oder Landwehr, welche nur in seltenen Fällen zur Vertheidigung der Grenze und Wahrung der inneren Ordnung berufen wurde. Die Stände hüteten dieses Recht als einen kostbaren Rest ihrer alten Freiheit und gestatteten nur ungern die Verwendung ihrer Truppen über die Grenzen der Provinz. In der großen Kriegsgefahr 1683 gegen die Türken und 1702 und

[1]) Franz Müller, k. k. österr. Armee I. Graeffer, Gesch. d. k. k. Kriegsvölker 1800. Meynert, Gesch. d. k. k. Armee.

1703 gegen die Franzosen und Baiern hat sich diese alte Landmiliz vortrefflich bewährt. Die Regierung Karls VI. wollte dieselbe umformen, modernisiren, und verhandelte deswegen mit den Ständen, aber die Reform scheiterte im Anbeginn und Oesterreich entbehrte deshalb bis ins neunzehnte Jahrhundert einer auf Besitz und Ansäßigkeit begründeten allgemeinen Volkswehr. Auch das stehende Heer war in der Stellung der Mannschaft, in der Lieferung der Waffen und insbesonders in der Verpflegung an die ständische Verwaltung angewiesen. Es gab bereits in der Zeit Leopolds I. steirische, böhmische, mährische, österreichische Regimenter. Jede Provinz bildete dafür einen oder mehrere Cantone. Der Hofkriegsrath schloß mit den Ständen einen Vertrag zur Stellung und Ausrüstung der Mannschaft. Die ständischen Behörden besorgten die Werbung und Aushebung des achtzehnten oder zwanzigsten Manns. Die Rekruten wurden auf bestimmten Musterplätzen gesammelt, in Eid genommen und den Regimentern zugetheilt. Die Leute sollten groß, stark, 24—35 Jahre alt, mit Kleidern und Waffen, die Reiterei insbesonders mit Carabinern und dem Sattelzeug wohl versehen sein. Die Regierung forderte für die Cavallerie nur Pferde deutscher Race, für die Kürassiere 14—15, für Dragoner 15 bis 16 Faust hoch. Nebenbei bestand noch die Werbung namentlich für die Cavallerie. Irgend ein tüchtiger Oberst erhielt vom Hofkriegsrath ein Werbepatent und schickte dann seine Officiere in die Provinz oder in das Ausland für die Werbung aus. Sie sollten sich des Menschenhandels enthalten, weder Franzosen noch Welsche, auch nicht Kriegsknechte aus Deutschland aufnehmen, weil sie sich schwer an Zucht und Kameradschaft gewöhnten. Es war verboten, reisende Handwerksbursche abzufangen oder die Rekruten wieder an die Grundobrigkeit zur Stellung zu verkaufen. Weil diese nicht selten allerlei Gesindel und unbrauchbare Leute stellten, erließ die Regierung strenge Befehle. „Die Rekruten", heißt es in einer Verordnung, „dürfen nicht ungeschickt, einfältig, dallig sein, müssen ein männliches Gesicht und gute Physiognomie haben, keine Schelme, Diebe oder Schinderknechte sein, am besten sind Schmiede, Fleischhauer, Fuhrleute, Bauernknechte; man trachte Handwerksleute,

Büchsenmacher, Schuster, Schneider und Bäcker zu bekommen." Sobald die Rekruten bei dem Regimente anlangten, wurden sie in die Compagnien vertheilt; die Leibcompagnie hatte unter der Mannschaft und unter den Pferden die Auswahl. Der Werbeofficier machte dem Oberst, dieser dem Hofkriegsrathe die Rechnung. Wie überall flossen hier mittelalterliche und neue Zustände in einander. Erst unter Maria Theresia wurde die ständische Mitwirkung theilweise ausgeschieden und die Aufbringung und Erhaltung des Heeres den landesfürstlichen Behörden übertragen.

Noch bestand der Name Fußvolk, das spanische Wort Infanterie wurde erst im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts allgemein. Statt den Fähnlein und Haufen unterschied man bereits Regimenter, Bataillone, Compagnien und Schwadronen. Ein Regiment zu Fuß zählte 2500—3000, ein Regiment Reiter 800—1000 Mann. Das Fußvolk bestand in der Zeit Leopolds I. noch immer aus Pikenieren und Musketieren. Die Pikeniere trugen einen Eisenhelm, ein eisernes Bruststück, den Degen und die 15—18 Fuß lange Pike. Sie wurden allmälig reducirt, Montecuculi duldete bei einem Regimente nur ein Drittel Pikeniere. Der Musketier trug eine Pikelhaube, den Degen, die schwere lange Muskete mit dem Luntenschloß, die Gabel zum Auflegen, das Bandelier mit Patronen, die Pulver- und Kugelflasche und einige Lunten. Die Officiere der Pikeniere führten Piken, jene der Musketiere Partisanen. Noch 1702 in dem Kampf gegen die Franzosen waren diese Officiere mit Partisanen bewaffnet. Allmälig erhielten die Musketiere Gewehre mit Radschlössern. An ihre Stelle traten 1684 die Füsiliere mit Steinschloßgewehren und Spundbajonneten, welche in den Lauf gesteckt und beim Feuern abgenommen wurden. Erst seit 1700 wurden die Bajonnete angeschraubt. Seit 1670 war jede Compagnie des Fußvolkes von 8 Grenadieren begleitet, welche Handgranaten auswarfen. Erst 1701 erhielt jedes Regiment 1 oder später 2 Compagnien Grenadiere. Die Grenztruppen, im dreißigjährigen Krieg Kroaten genannt, bildeten bis 1687 nur 3 Regimenter. Sie haben 1674 in den Niederlanden und 1683 gegen die Türken vortreffliche Dienste geleistet. Das Exercieren der Fußtruppen war schwerfällig

und zeitraubend. Für die Pikeniere galten 21, für die Musketiere 143 Commandowörter. Zum Feuern und Wiederladen waren allein 99 Tempos erforderlich. Die Ausbildung des Reiters und des Pferdes, die Fechtart und der Gebrauch der Feuerwaffen erforderten längere Zeit. Die Cavallerie bestand bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts nur aus Kürassieren und Dragonern. Die Lanziers oder Lanzenreiter, aus denen Wallenstein seine Leibwache gebildet hatte, waren seit dem dreißigjährigen Kriege verschwunden. Die Kürassiere vertraten die ritterliche Reiterei der alten Zeit und bildeten die vornehmste und tüchtigste Waffengattung. Die gefürchteten Eisenreiter haben auf den Schlachtfeldern in Ungarn und Böhmen oftmals den Entscheid gegeben. In der ersten Zeit Leopolds 1658 und 1672 trugen die Kürassiere noch die volle eiserne Rüstung, den Helm, Brust- und Rückenpanzer, Arm- und Beinschienen. Jedes Regiment hatte seinen eigenen Plattner oder Harnischmacher. Allmälig legten die Reiter ein Stück nach dem andern von ihrem Rüstzeug ab und behielten nichts mehr als den eisernen Helm und Küraß, auch dieser war oft nur von Leder. Die Waffen des Kürassiers waren der lange Stoßdegen mit dem eisernen Bügel, ein Paar Pistolen mit Radschloß, 20 Zoll lang und der Carabiner mit dem Rad- und später Flintenschlosse. Auch die Eisenschürze des Pferdes war weggefallen, nur die schweren bequemen Sättel sind geblieben. Die Dragoner, die ehemaligen Arquebusiers, waren bei den Kaiserlichen reitende Fußknechte und lernten wie diese schießen und exercieren. Sie trugen den Eisenhelm, den Brustharnisch, Achselschnüre zum Binden der Fourage und nebst dem Degen eine Flinte mit Bajonnet, was erst 1768 abgeschafft wurde. „Der Dragoner", heißt es in den Observationspuncten des Grafen Khevenhüller von 1729, „besteht darin, daß er treu, gehorsam und wachsam sei gegen J. M. als auch gegen seine Officiere. Er muß trachten höher hinauf zu kommen, die Bauernart muß heraus und die gute Soldatenart angenommen werden; er muß sich eine gute Air geben und in seinem Thun der Wolanständigkeit befleißen, auch sonst in keine Lüderlichkeit gerathen, sonst ihm Arrest in Eisen und Banden, Spießruthen oder Steigriemen, Prügel, Strafwachten und

dergleichen Züchtigungen zu Teil werden. Und ist nichts schändlicher, als wenn ein Mann mit Prügeln muß zu seiner Schuldigkeit getrieben werden. Was die Sauberkeit und Propertät anbelangt, so soll jeder Dragoner wenigstens 4 Hemder, 2 Paar Strümpf, 1 Paar Schuh, 2 schwarze Halsbindel, leinwandene Stiefelstrümpf, 1 Paar Stiefletten und die Bürsten haben. Auf daß, wenn er visitirt wird, er den Ruhm eines rechtschaffenen Mannes bekomme." Die Dragonerescadron hatte 10 Pferde in der Tiefe und 20 in der Breite. In der Schlacht mußten sie absteigen, die Pferde koppeln und sich so aufstellen, daß sie einen Zug Pikeniere in der Mitte und die Musketiere an den Flanken hatten. Die Husaren waren ursprünglich eine berittene Landwehr, eine Art irregulärer Reiterei; erst 1688 wurde ein stehendes Husarenregiment errichtet. Die Uhlanen kamen erst vor, als Galizien österreichisch wurde.

Die österreichische Artillerie hatte seit dem sechzehnten Jahrhundert nur geringe Fortschritte gemacht, unter Leopold I. wurde sie mit mehr Sorgfalt beachtet, aber sie entbehrte jeder tactischen Gliederung und trug noch immer den zunftmäßigen Charakter [1]. Ungeachtet der vielen Städtebelagerungen blieb die Artillerie nur eine Hilfskraft des Fußvolks. Noch 1685 hatte die österreichische Armee nur 600 Mann Artillerie. Bei Lützen waren nur 71, bei Breitenfeld 26, bei Wittstock 42, bei Wien 1683 schon 186, bei Ofen 202, bei Bonn 1689 130 Geschütze in Verwendung. Ein Artillerie-Zeughaus jener Zeit glich einer großen Rumpelkammer, denn die verschiedensten Geschütze wurden darin aufbewahrt. Noch waren die langen engen Rohre in Gebrauch; man unterschied ganze, dreiviertel, halbe Cartaunen, welche Kugeln zu 48, 36, 24 Pfund schossen, ferner ganze und halbe Feldschlangen, Falkone und Falkonette, kleine Schlangel u. a. Die Haubitzen schossen Feuerkugeln, die Mörser Steinkugeln von 24—100 Pfund. In der Feldschlacht wurden zumeist Vierundzwanzig-, Achtzehn-, Zwölfpfünder angewendet. Die Kanonen ruhten nur, wenn sie in der Batterie aufgestellt waren, auf Lafetten, auf Märschen wurden sie herabgenommen und auf

[1] Wetzer, Feldzüge Prinz Eugens I. 181—438.

besonderen Karren fortgeführt. An der Spitze der Artillerie standen ein Generalfeldzeugmeister, unter ihm der Oberst, Oberstlieutenant, Stückhauptmann und Stückjunker, der Zeugwart, alte und junge Feuerwerker, der Büchsenmacher, der Geschirrmeister u. a. Noch weniger als die Artillerie war das Sanitäts-, Train- und Brückenwesen entwickelt. Statt einer Genietruppe hatte das kaiserliche Heer einige Ingenieure und zünftige Mineure [1]).

Die Tactik des siebzehnten Jahrhunderts, welche Gustav Adolph geschaffen hatte, bestand in der Kunst, Infanterie und Cavallerie in und mit einander wirken zu lassen. Aber die geringe Manövrirfähigkeit ließ der Tactik nur einen geringen Antheil an den Schlachten. Die kriegerische Mechanik war nur unvollkommen, die Gewalt des Stoßes, die Kraft des Widerstandes galten mehr als die Richtung, welche ihnen die Kunst verlieh. Das Fußvolk hatte, obwohl die großen Vierecke der Landsknechte längst aufgegeben waren, nicht die Beweglichkeit, sich dem Boden und dem Gefechte anzupassen. Die Reiterei hatte noch ein entschiedenes Uebergewicht über die Infanterie. Erst im spanischen Successionskriege kam das Fußvolk wieder zu Ehren. Bei Hochstädt wurde Prinz Eugen von der Reiterei im Stiche gelassen und vermochte nur mit sechs schwachen Infanteriebrigaden Stand zu halten. Jene Feldzüge liefern unserer Zeit keine Muster, aber sie bleiben an moralischen Triebfedern und Kräften lehrreich [2]). Der persönliche Charakter des Feldherrn, die Kunst, auf die Gemüther der Truppen zu wirken, die Geistesgegenwart und Festigkeit entschieden so viel als der Massensturm. Die Stellung eines kaiserlichen Feldherrn war schwierig, denn er sollte ehrgeizige Verbündete, den Hofkriegsrath und die Soldaten befriedigen und zum Siege führen. Nicht die Liebe zum Vaterland, sondern nur die Disciplin und Beutelust hielten diese Massen zusammen.

Die Heeresleitung und Verwaltung versah der Hofkriegsrath als Centralstelle, die Generalate und Festungscommanden in den

---

1) A. a. O. I. 182. Leber, k. Zeughaus.

2) Schels, Feldzüge Montecuculi's gegen die Türken. Oesterr. Militärzeitschrift 1834, 7.

Provinzen und mit und neben ihnen eine Reihe von militärischen Aemtern: so das Generalkriegscommissariat, das Brückenschiffamt und andere. Der Hofkriegsrath in Graz oder Innsbruck hatte keine selbständige Wirksamkeit, sondern hing in allem von der obersten Behörde in Wien ab. In der Rangordnung der Armee folgten nacheinander der Generallieutenant, welcher nur dem Kaiser verantwortlich war, der Generalfeldmarschall, welcher eine Heeresabtheilung, der General der Cavallerie, der ein Cavalleriecorps, der Feldmarschalllieutenant, welcher Infanterie und Cavallerie commandirte, der Generalquartiermeister, der Generalmajor und der Oberst. Der Feldmarschalllieutenant galt damals weniger als heutzutage, der Oberst aber mehr als der General. Es gab viel zu viel Oberofficiere bei der Armee, die Oesterreicher hatten mehr Generale, aber weniger Officiere als die Franzosen. 1705 zählte das Heer 22 Feldmarschälle, 11 Generale der Cavallerie, 11 Feldzeugmeister, 36 Feldmarschalllieutenants, 60 Generalwachtmeister, also 140 Generale gegen 58 Oberste der Infanterie und Cavallerie. Der Oberst war der Herr des Regimentes, er sorgte für die Durchführung der Kriegsartikel und Dienstvorschriften. Zum Stab des Regimentes gehörten der Oberst, Oberstlieutenant, Oberstwachtmeister, Quartiermeister, 1 Secretär, 1 Adjutant, 1 Caplan, 1 Auditor als Richter, der Proviantmeister, der Feldscheerer, der Wagenmeister und Regimentstambour. Zu einer Musketiercompagnie wurden gezählt: der Hauptmann, Lieutenant, der Fähnrich, Feldwebel, Führer, Fourier, 6 Corporale, 4 Feuerschützen, 4 Spielleute, 12 Gefreite, 106 Gemeine, zusammen 140 Mann. Zu einer Reitercompagnie: der Rittmeister, Lieutenant, Cornet, Wagenmeister, der Fourier, Trompeter, Feldscheerer, 1 Sattler, Schmied, Plattner, 75 gemeine Reiter, zusammen 80—90 Mann und Pferde. „Die Capralcharge", heißt es in den Observationspuncten, „ist die schwerste und fatigalste der Compagnie, indem er Tag und Nacht keine Ruh hat, und alles zum ersten wissen und dem Wachtmeister rapportiren soll. Die Befehle bei der Compagnie gehen durch den Wachtmeister und Regimentsadjutanten, aber die Capralcharge ist die schwerste." Der Fourier hatte die Compagniebücher und Rechnungen zu führen,

die Mund- und Pferdeportionen zu vertheilen: „Er soll ein vertrauter, verschwiegener Mann sein, dessen Alter und gute Conduite wohlbekannt sind". Der Proviantmeister machte den Proviantentwurf, der Quartiermeister steckte das Lager ab und war zugleich des Regimentes Zahlmeister. Der Profoß war nicht allein der Gefangenwärter, er hatte auch die Spielleute, Marketender unter sich, wachte über Maß und Gewicht, Fleisch, Heu und über die Sauberkeit des Lagers. Der Secretär führte die Correspondenz mit dem Hofkriegsrathe, mit den Kriegscommissären, mit den Kauf- und Handwerksleuten. Der Fähnrich hatte nicht bloß die Standarte oder Fahne zu tragen, sondern auch die Aufsicht im Lager und war der Vertreter der Leute. Weil er für jeden Delinquenten Fürbitte einlegen mußte, nannte man ihn „die Mutter der Compagnie".

In der Uebergangszeit Leopolds I. hatten die Regimenter gewisse Privilegien. Der Oberst konnte noch die Chargen bis einschließlich des Oberstlieutenants vergeben, mußte jedoch den Officier der Mannschaft vorstellen und von dieser wenigstens der Form nach aufnehmen lassen. Der Verkauf der Stellen war seit Prinz Eugen, namentlich seit 1703, 1708 und 1721 streng verboten, aber es gab Taxen, Präsente und Discretionsgelder in Menge. Die Dragoner- und Infanterieregimenter hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit, die Besorgung der Wirthschaft und besondere Gebräuche, welche den Kürassieren als Nachfolger der ritterlichen Edelleute nicht zukamen. Das Dragoner- und Infanterieregiment hatte das Recht über Leben und Tod, bei den Kürassieren mußte an den commandirenden General und den Hofkriegsrath berichtet werden. Ein Soldat, der über drei Meilen von seiner Compagnie ein Verbrechen begangen hatte, verfiel dem bürgerlichen Gericht. Auch mancher fröhliche Zug der alten Zeit hatte sich erhalten: so das Neujahrsschießen und der alte Gebrauch der Dragoner, am 1. Mai einen Maibaum zu pflanzen, einen Maikönig zu wählen und den Officieren einen glücklichen Maitag zu wünschen. Weil aber der Brauch oft in eine Bettelei und Rauferei ausartete, wurde er verboten. Noch folgte der Armee ein Troß von Knechten, Weibern und Kindern. Strenge

Verordnungen suchten diese Landplage zu beschränken. Der Officier sollte keine Concubine mitschleppen, der Feldpater konnte es ihm untersagen. Wurde eine unter dem Namen einer Köchin mitgeführt, konnte sie der Profoß abschaffen und wenn sie zu Pferde war, dieses wegnehmen. Liederliche Weibsbilder wurden in die Fiedel gespannt oder durch Steckenknechte ausgezogen und ausgepeitscht. Es gab auch ehrliche verheiratete Soldatenweiber, aber ein Eheversprechen ohne Einwilligung des Commandanten war ungiltig. Ließen sie sich doch copuliren, wurde der Soldat gestraft, das Weib weggejagt. Wer heiratete, schenkte dem andern einen silbernen Löffel. Die Weiber mußten waschen, kochen, aber beim Marsche zurückbleiben. Noch waren Kirchen, Klöster und Friedhöfe Asyle, aber nicht für Straßenräuber, Todtschläger, Ketzer, Verräther und Deserteure. Die Strafen waren furchtbar: Arrest mit oder ohne Eisen, Stockstreiche, Spießruthenlaufen, die Ehrlosigkeit, der Tod am Galgen oder durch die Kugel. Den Gehenkten mußten drei Mann bis zum Abend bewachen, bis der Henker den Leib begrub. Die Duelle waren nach den Kriegsartikeln für die Officiere und die Gemeinen verboten. Graf Khevenhüller sagt: „Solche Raufhändel und Duelle entstehen meist bei Trunk und Spiel, wo sich solche Eisenfresser einfinden, die sich für die vornehmsten Raufer und Fechter halten und zu diesem End wieder andere rauflustige Gemüther aufsuchen, um mit ihnen eines zu wagen. Es ist ein gemeines Sprichwort: Wer sich unter die Kleie mischt, den fressen die Säue. Wer allzeit mit ehrbaren und braven Leuten umgeht, geräth nit leicht in solche Ausgelassenheit und Verdrießlichkeit, denn zwischen braven Leuten hält ein Degen den andern in der Scheide". Die Soldaten des siebzehnten Jahrhunderts führten ein trauriges, wüstes, abenteuerliches Leben. Noch war der Krieg für den Officier und den Soldaten ein Geschäft; sie waren auf Erwerb und Beute angewiesen, spärlich flossen Dank und Anerkennung. Wurde ein Regiment nach dem Feldzug reformirt, d. h. aufgelöst, mußte der Soldat mit dem Stock in der Hand in die Heimat wandern. Wer nicht ein Handwerk gelernt, dem war es schwer, eine bürgerliche Existenz zu gründen. Viele trieben sich als „gartirende", vaga-

bundirende Knechte herum wie die alten Landsknechte, vom Volke verachtet und gefürchtet. Unter den Soldaten gab es Weissager, Zauberer, Beschwörer, Wahrsager, Zeichendeuter, solche, welche die Todten befragten. Die einen wollten Kranke curiren, verlorene Dinge und Schätze wieder finden, die anderen trugen, um kugelfest zu werden, beschriebene eingenähte Zettel, Kreuze und Amulete bei sich. Die Strafen für solche Zaubereien waren streng, aber die Tradition erhielt diesen Soldatenaberglauben.

Im dreißigjährigen Kriege sorgten noch die Grundobrigkeiten und die Werbeofficiere, welche die Mannschaft stellten, für die Bekleidung der Soldaten. Seit 1657 hatte der Oberst dafür zu sorgen, seit 1699 die Militärbehörde; sie behielt dafür einen Theil des Soldes zurück. Die Soldarmeen Buquoy's und Wallensteins waren durchaus nicht uniform. Die Officiere unterschieden sich durch einen gleichfarbigen Rock und die Feldbinde, die Mannschaft nur durch den Hut, die Feder und die Waffe. Nur ständige Regimenter behielten auch ihre ständige Uniform. Das Kleid und die Uniform der österreichischen Soldaten des siebzehnten Jahrhunderts war bequem, passend und malerisch. Die Fußknechte trugen einen weiten bis ans Knie reichenden Rock mit breiten Klappen und einem schmalen Kragen, darunter ein Camisol mit engen Aermeln, kurze Lederhosen, Gamaschen, dicke Schuhe und einen Ranzen von Kalbfell. An die Stelle der Pickelhaube trat der dreieckige Hut, auf der einen Seite aufgeschlagen und mit einer Schnur eingefaßt. Die Grenadiere und Zimmerleute trugen hohe rauhe Mützen. Im siebzehnten Jahrhundert war noch das Bandelier mit den Kapseln für die Patronen allgemein. Das Lederzeug war weiß. Die Kürassiere trugen den Helm, unter dem Küraß einen farbigen Rock, tuchene Beinkleider, schwere Stiefel, und den Degen am Schultergehänge. Die Dragoner hatten einen wasserdichten Hut mit einer silbernen Tresse, einen rothen oder blauen Rock mit Aufschlägen und Achselschnüren, ein blaues oder weißes Camisol, Tuchhosen, einen weißen Tuchmantel einen spitzen Pallasch, Juchtenstiefel mit Sporen, Flinte und Pistole.

Der Unterhalt des Heeres kostete riesige Summen[1]), nach den Verhältnissen unserer Zeit fast das Dreifache an Sold und Verpflegung. 1672 wurden die Kosten der Armee auf 120.000 bis 130.000, 1674 und 1677 auf 210.000 fl. ohne die Gehalte der höheren Officiere berechnet; aber in Wahrheit kamen die Summen viel höher. Die Werbegelder allein betrugen 1673 für 4 Regimenter zu Fuß 138.420, für 3 Regimenter zu Pferd 161.460, für 4 Dragonerregimenter 70.200 fl. Ein Dragoneroberst brauchte für sich und sein Regiment monatlich 7000 bis 8000 fl. Die Armee von 1673 kostete mit Sold und Verpflegung 4,150.224 fl. Böhmen übernahm davon 1,152.840, Mähren 384.280, Schlesien 768.560, Inneröſterreich 922.272, Niederösterreich 614.848, Oberösterreich, d. h. Tirol und die Vorlande 301.421, also Deutsch-Oesterreich übernahm 3,144.224 fl. Die Stände zahlten an die Hoffammer, der Hofkriegsrath an den Oberst und dieser übergab den baaren Sold an die Mannschaft. Die Verpflegung bestand im dreißigjährigen Krieg in Speise und Trank. Von den Soldaten Wallensteins erhielt 1632 jeder Fußknecht einen monatlichen Sold von 4 fl., der Kürassier 9, der Arkebusier 6 fl.; jeder Mann hatte täglich 2 Pfund Brot, 1 Pfund Fleisch, 2 Maß Bier oder Wein zu fordern, der Reiter noch die Fourage für das Pferd. Der Oberst erhielt monatlich 500, der Oberstlieutenant 90 fl. Sold. Seit 1657 überließ die Regierung die Verpflegung den Officieren und Soldaten und zahlte die Rationen. Die Norm dafür gaben die Verpflegsreglements von 1642, 1645, 1672, 1679, 1697 und 1699. Bei der Armee von 1672 erhielt der Oberst eines Infanterie- oder Cavallerieregimentes monatlich 450 fl. und 12 Pferdeportionen, der Oberstlieutenant 120 fl. und 8 Pferdeportionen, der Oberstwachtmeister 50 fl. mit 6 Pferdeportionen, der Quartiermeister 40 fl., der Adjutant 30 fl., der Secretär 20, der Caplan 20, der Heerpauker 24, der Proviantmeister 20 fl. Bei der Compagnie erhielt der Rittmeister oder Hauptmann 175 fl. mit 6 und 3 Pferdeportionen, der Lieutenant 70 fl., bei der In-

[1]) Meynert a. a. O. III. 172. Cod. austr. Austria 1847, 65.

fanterie 40, der Fähnrich 18, der Feldscheer 15, der Feldwebel 13, der Corporal 18, der Gefreite 17, der gemeine Reiter 15, der gemeine Fußknecht $6\frac{1}{2}$ fl. Die Verpflegung wurde für den Krieg und Frieden, für Sommer und Winter berechnet. Noch 1697 waren die Soldaten und Unterofficiere an die „Hausmannskost" angewiesen. Von 1699 an erhielten die Soldaten nur das Brot und für die Kost einen Beitrag an Geld: der Gemeine $6\frac{2}{3}$ kr., der Gefreite 9, der Corporal 12 und der Feldwebel 18 kr. Nach dem damaligen Geldwerthe und nach dem Preise der Lebensmittel wäre der Sold und die Verpflegung hinreichend gewesen, aber nach den Berichten der Generale und Landstände begleiteten Noth und Mangel die Armee auf allen ihren Wegen. Die Oberste und Hauptleute betrachteten das Regiment und die Compagnie wie ein Gut oder Capital, aus welchem sie so und so viel Einkommen herausschlagen müßten. Bei der Werbung zahlte die Regierung für einen Mann zu Fuß 8, für einen zu Pferd 20 Thlr., aber der Werbeofficier warb die Fußknechte um 2 oder 3 Thlr., den Reiter für 10 oder 15 Thlr. und schob das andere in den Beutel. Die Klagen über das Proviantwesen, über den schlechten Zustand der Magazine, über die Unterschleife der höheren und niederen Officiere waren allgemein. Ein Kammerrath, der in die Verhältnisse eingeweiht war, rügte 1673 „die blinden Lucken" der Compagnie, den Unterschleif und die Willkür der Zahlherren, die Bereicherung der Oberste, Hauptleute und Feldwebel, die nachlässige Verwaltung von oben bis unten [1]). Die Kriegssteuern der Landstände reichten für die Armee und ihre Bedürfnisse nicht aus. Oesterreich konnte davon höchstens 80.000 Mann erhalten. Zu den ordentlichen Steuern kamen daher außerordentliche, die Personal-, Vermögens-, Kriegssteuer, Anlehen, welche die Regierung ausschrieb, aber die Klagen der Feldherren über den Geldmangel und die Noth der Soldaten sind niemals ausgestorben. Prinz Eugen schrieb an die Regierung: „Ich möchte doch endlich wissen, ob der Kaiser gar nicht remediren wolle; kein Geld, kein Volk, keine Magazine, keine

[1]) Oeconomia militaris, Kaltenbeck. Austria 1851, 11.

Munition, kein Ernst, kein Eifer, keine Sorge und doch gleichwohl Krieg führen, triumphiren und Kron und Scepter mit Land und Leuten gewinnen wollen, das sind Contradictoria, die ich nit auseinander klauben kann". Diesen Klagen muß man jedoch die Berichte der Landstände gegenüber stellen. Die „treu gehorsamsten Stände" leisteten alles, was die k. Commissäre verlangten, mehr Truppen, mehr Geld, aber sie bekennen offen, daß die Provinzen nie so beschwert wurden; auch waren die Lasten ungleich vertheilt. So stellte Böhmen, Mähren und Schlesien für die ganze Armee $11^3/_4$, die österreichischen Länder nur $6^1/_4$ Theile. Davon entfiel die eine Hälfte auf Oesterreich ob und unter der Enns, die andere auf Inneröfterreich; von dieser Hälfte übernahm Steiermark wieder den halben Theil, Kärnten drei Fünftel, Krain zwei Fünftel. Steiermark und Kärnten konnten nicht mehr so viel Rekruten stellen, als die Regierung verlangte, die Bevölkerung war gering, der männliche Nachwuchs im Gebirge wenig tauglich, die Berg- und Hüttenarbeiter von der Wehrpflicht frei. Die Klagen der Bürger und Bauern sind in keinem Protocoll aufgezeichnet, aber in den städtischen Chroniken finden sich demüthige Seufzer über die Kosten der Durchmärsche, über die Einquartierung, über die entlassenen Soldaten und die Soldatenweiber und Kinder.

Der Soldat stand überall feindlich zum Volk. Losgelöst vom Heimatsbegriffe, schlecht verpflegt, schlecht bekleidet, verschaffte er sich das Nothwendige durch List oder Gewalt. Eine Verordnung von 1672 befiehlt: „Der Bauer soll bei seiner Feldarbeit geschützt und nicht daran gehindert werden, auch den Reisenden soll keine Beleidigung zugefügt werden"; aber das alles half nichts. Wo die Armee ihr Lager aufschlug, wurden die Feldfrüchte insgesammt aufgezehrt. Bei den Festungsbauten wurden die Vorstädte abgebrochen, Bürger und Handwerker ins Elend verwiesen. Die Soldaten gingen aus dem Volk hervor, blieben aber dem Volke fremd und sahen geringschätzig auf Bürger und Bauern herab. Sie galten als ein verdorbener, abgestorbener Zweig des Volksstammes. Nur wenige kehrten in die Heimath zurück. Es war noch ein Glück, daß die Kriege, nachdem der erste Türkenstoß abgewehrt war, weitab vom

österreichischen deutschen Lande im tiefen Ungarn, am Rhein oder in Italien geführt wurden. Nur wenige unklare Nachrichten setzten sich in die Tiefe des Volkes ein. Der Bürger und Bauer begriff noch die Nothwendigkeit des Krieges gegen die Türken und Franzosen, aber die Frage, wer König in Spanien sein solle, blieb ihm völlig gleichgiltig.

Dessenungeachtet war die Armee eine österreichische, treu, verläßlich, verwendbar. Sie bewährte die alte kriegerische Kraft des Volkes, sie war der Zeuge und die Stütze der Zusammengehörigkeit, der Kitt des neuen Staatslebens. Die Zeit Leopolds I. war voll blutiger langdauernder Kriege. Auf den polnischen Feldzug von 1657 und 1658, wo Oesterreich für den Polenkönig Partei nahm gegen Rakoczy und die Schweden, folgten die Befreiungskriege in Ungarn: der Türkenkrieg von 1661—1664, geendet durch die Schlacht von St. Gotthard, zwanzig Jahre später der große Türkenkrieg von 1683—1699 mit den Siegen bei Wien, Ofen, Peterwardein, Mohacs und Zenta. In den Kriegen gegen Frankreich von 1672—1679, ferner von 1681—1684 und 1688—1697 vertheidigte Oesterreich die Freiheit Hollands und Deutschlands, im spanischen Erbfolgekriege 1701—1714 das dynastische Recht und das Uebergewicht in Italien. Oftmals wechselten Sieg und Niederlage. Jahre lang wurde über den Frieden verhandelt, während die Armeen sich noch im Felde schlugen. Zuletzt endete alles in Compromissen. Aber diese Schlachten in Ungarn waren nicht weniger werth als die Kämpfe gegen die Hunnen und Avaren und die Schlachten auf den belgischen und italienischen Ebenen berührten gleichmäßig die deutschen und österreichischen Interessen. Für Oesterreich bildeten jene Kriege nicht wie der große deutsche Krieg einen Zerstörungs-, sondern einen Verjüngungsproceß. Das Resultat war die staatliche Existenz Oesterreichs.

Aus dem Blut und Dunst jener Zeit tauchen Gestalten auf mit eisernem Herzen, klugem Sinn, in den Mitteln nicht wählerisch, aber tapfer, fest und treu. Die Feldherren Montecuculi, Karl von Lothringen, Prinz Eugen, Ludwig von Baden, sind dem Volke unvergeßlich. Sie stammten nicht aus österreichischem Blute, aber sie lernten die Kriegskunst auf österreichischem Boden und ver-

wertheten ihre Kraft und Kunst für Oesterreich. „Der einheimische Adel“, bemerkte damals ein venetianischer Gesandter, „hält sich von Staats- und Kriegsdienst zurück, er liebt es, auf seinen Gütern zu sitzen, zu trinken und zu jagen.“ Sieht man jedoch die Listen der Generale von 1672—1700 durch, so findet man neben Wallonen und Italienern zumeist deutsche und slavische Oesterreicher im Dienst, so die Harant, Kapliř, Schlick, Kaunitz, Traun, Starhemberg, Liechtenstein, Saurau, Herberstein, Trautmannsdorf u. a.

Zu diesen Edelleuten und Officieren gehört Graf Sigmund Joachim von Trautmannsdorf (1636—1706), ein tüchtiger Reitergeneral und Corpsführer, der in seiner Zeit viel von sich reden gemacht hat. Die Geschichte seines Lebens ist mit wenigen Worten erzählt. Er war mit 15 Jahren Cornet in einem Reiterregiment, wurde Lieutenant, Rittmeister, commandirte von 1672 bis 1679 ein Dragonerregiment, stand von 1683—1688 als Oberst und Kriegsrath in sächsischen Diensten, kehrte nach Oesterreich zurück, focht 1688—1692 als k. Oberstwachtmeister in Ungarn, befehligte 1692—1694 die Landtruppen der Republik Venedig, 1697—1699 die sächsische Armee in Polen und Lithauen, trat 1700 abermals in k. Dienste, wurde 1701 General der Cavallerie, mußte jedoch 1704 aus der Armee ausscheiden, wurde Generalfeldmarschall und starb 1706 in Wien als ein verlebter, halbvergessener Mann. Wir wüßten auch wenig mehr von ihm zu sagen, weil sein Name in den militärischen Berichten nur selten zu finden ist, aber er hat Tagebücher geschrieben und darin Tag für Tag, Jahr für Jahr seine Erlebnisse, seine Reisen, seine Beschäftigung in Krieg und Frieden aufgezeichnet [1]). Sie gewähren uns nicht bloß einen Einblick in sein individuelles Leben, sondern ebenso in die höfischen und militärischen Verhältnisse seiner Zeit, und sind deswegen der Erinnerung werth.

Graf Sigmund Joachim Trautmannsdorf stammte aus dem alten österreichischen Geschlechte der Trautmannsdorf, das auf jedem

---

[1]) Tagebuch des Grafen Sigm. J. v. Trautmannsdorf, 1674, 1675, 1680, 1681, 1684, 1685, 1688, 1690, 1692, 1698, in 10 B. Mſ. Bibl. d. k. ung. Akademie d. W. in Pest. 2 B. 1690, 1691 in d. k. k. Hofbibl. in Wien. Die anderen Bände fehlen.

Blatte unserer Geschichte zu finden ist. Das Stammschloß der Trautmannsdorf lag in Steiermark, südöstlich von Gnas, war aber schon im fünfzehnten Jahrhundert verfallen; an seiner Stelle steht ein Bauernhaus. Die Familie siedelte sich im Schlosse Gleichenberg an und führte auch den Titel Freiherren von Gleichenberg. Ein zweites Schloß Trautmannsdorf lag in Oesterreich. Die Familie zerfiel im sechzehnten Jahrhundert in fünf, dann in zwei Linien. Der Stammvater der lebenden Trautmannsdorf ist der bekannte Staatsmann und Diplomat Ferdinands III., der Freiherr und seit 1623 Graf Max von Trautmannsdorf (1584 bis 1650). Er ist der Gründer der böhmischen Linie, welche 1805 gefürstet wurde, und der steirischen Linie, welche Gleichenberg und andere Güter in Steiermark besitzt. Seit 1650 hießen sie Reichsgrafen von Trautmannsdorf. Graf Sigmund Joachim Trautmannsdorf gehört jedoch der älteren österreichischen Linie an, welche sich 1596 abgezweigt hatte und in Niederösterreich ansässig war. Sein Vater, Adam Max Trautmannsdorf, 1602—1670, war Oberst, Kämmerer und Gutsbesitzer und hatte drei Frauen. Aus der ersten Ehe mit der Baronin Engelburg Hager stammten der genannte Graf Sigmund Joachim Trautmannsdorf und zwei Schwestern, Sophie, vermählt mit Herrn Gariboldi auf Dürnthal, und Dorothea, vermählt mit einem Freiherrn von Weichselburg. Aus der zweiten Ehe mit Gräfin Eleonore Herberstein waren keine Kinder vorhanden; aus der dritten Ehe mit Gräfin Regine Windischgrätz stammten zwei Schwestern, ebenfalls an österreichische Edelleute verheiratet, und vier Söhne: Ferdinand Max, welcher 1683 bei Wien fiel, Hector Seifried, der in venetianische Dienste trat, Adam Karl, welcher 1685 im Türkenkrieg getödtet wurde, Franz Ehrenreich, welcher 1719 als Vicekammerpräsident in Graz starb. Sigmund Trautmannsdorfs Vettern und Zeitgenossen waren von der böhmischen Linie Johann Friedrich, gestorben 1696, von der steirischen Linie der Landeshauptmann in Steiermark Friedrich Sigmund, gestorben 1695, und sein Sohn Georg Sigmund, geheimer Rath, gestorben 1708 [1]).

---

[1]) Zedlers Lexicon XLV. 258.

Wie so viele junge Edelleute wurde Sigmund Trautmannsdorf bei den Jesuiten in Graz und Wien erzogen und griff dann zu „Spieß und Schwert", um als Soldat im kaiserlichen Dienst sein Fortkommen zu finden. Er trat mit 15 Jahren 1652 als Cornet in das Kürassierregiment Piccolomini, seit 1656 Montecuculi, focht in Ungarn unter de Souches und Rüdiger Starhemberg, und erscheint bereits 1664 in der Schlacht von St. Gotthard als Adjutant des Commandirenden Graf Montecuculi. Hier lernte er die alten Generale Sparr, Spork, Dünnewald, den Herzog Karl von Lothringen, den jüngeren Herzog von Holstein und andere Officiere kennen, welche später seine Kameraden und Kriegsführer wurden. Einer seiner Vettern, Karl von Trautmannsdorf, blieb in der Schlacht. In den nächsten Friedensjahren lebte Sigmund Trautmannsdorf in Wien und Böhmen, heiratete 1670 die Gräfin Marie Herberstein und richtete sich ein, als Landedelmann auf einem Gute des Vaters zu leben. Als jedoch Montecuculi die Armee von 1672 aufrichtete und drei Kürassier- und zwei Dragonerregimenter neu aufgestellt wurden, erhielt Trautmannsdorf ein Dragonerregiment und commandirte dasselbe als Oberst in den Franzosenkriegen bis 1679. Seine Officiere waren durchaus Oesterreicher: ein Graf Kottulinsky diente als Oberstlieutenant, ein Graf Kufstein als Rittmeister, ein Baron Clam als Fähnrich, ein Rindsmaul als Lieutenant.

Das Regiment focht in den Schlachten 1674 bei Senef in den Niederlanden, 1675 bei Saßbach im Badnischen, 1676 vor Philippsburg, 1677 abermals in den Niederlanden und 1678 in Schwaben. Trotz des Aufschwungs der österreichischen Politik und der Theilnahme von Deutschland und Holland nahmen die Kriege einen kläglichen Verlauf. Montecuculi hatte 1673 am Main und Rhein einen meisterhaften Feldzug ausgeführt, aber Bournonville und de Souches waren Stümper, die Feldherren und Bundesgenossen blieben uneinig, jeder wollte seine Truppen schonen und der König von Frankreich blieb seinen Gegnern mit den Waffen und in der Politik überlegen. Die Armee war gering an Zahl. Oesterreich hatte am Rhein selten mehr als 20.000—22.000 Mann

und zwei Drittel davon bestanden aus Deutschen und fremden Bundesgenossen. Desungeachtet wurde der Krieg von Freund und Feind mit vieler Grausamkeit geführt. Im April 1674 mußte Graf Trautmannsdorf auf Befehl des Commandirenden das Land des Bischofs von Münster überfallen. Er ritt mit seinen Dragonern und drei Kürassierregimentern ins Land, nahm in Recklingshausen eine Abtheilung münsterischer Truppen gefangen, ließ die Stadt plündern und wirthschaftete so arg, daß der Bischof sich bei Hofe beklagte und rasch ein Bündniß mit dem Kaiser abschloß. Oftmals kamen die Kaiserlichen mit den Bauern in Streit und Kampf. Als Trautmannsdorf im Mai 1674 über den Rhein ging, griffen die Bauern auf einem Gute des Freiherrn von Metternich seine Reiter an, so daß diese Feuer gaben und sieben Bauern erschossen. Bei aller Strenge des Kriegsrechtes begingen die Soldaten furchtbare Excesse. Auch Trautmannsdorfs Dragoner waren eine wilde Rotte. Der Oberst ließ einst einen Reiterjungen henken, weil er einem Bauern Rock und Schuhe ausgezogen; drei Dragoner mußten Spießruthen laufen, weil sie eigenmächtig fouragirt hatten. Bei Hagenau im Elsaß ließ er wegen desselben Vergehens einige Dragoner um ihr Leben würfeln; auf Bitten des Regimentes begnadigte er sie, aber der eine, der ausriß, wurde erschossen. Ein Rittmeister, Graf Magni, verlor seine Compagnie auf ein Vierteljahr, weil seine Leute „gemaust" hatten. Die Officiere betranken sich und schlugen sich trotz aller Verbote der Duelle wegen der geringsten Dinge. 1674 erstach der Hauptmann Ferdinand Graf Saurau einen Officier vom Fußregiment Grana; 1675 schlug sich der Oberstlieutenant Graf Kottulinsky mit einem Hauptmann und tödtete ihn mit zwei Schüssen und einem Degenstich. In den Winterquartieren waren die Soldaten kaum zu zähmen, ihre Tage vergingen im Exercieren, Essen, Trinken und Spielen. Viele hatten ihre Weiber bei sich, auch die höheren Officiere führten ihr Frauen mit, so der Graf Gallas, der junge Spork u. A. Es gab Hochzeiten und Kindstaufen im Lager; die Pauker und Trompeter des Regimentes spielten dabei wacker auf und des Trinkens wurde nicht vergessen. Trautmannsdorf schließt jede Angabe eines Festes mit

den Worten: „Manche Officiere haben sich einen Rausch getrunken". Er selbst war ein lebenslustiger, unruhiger Herr, der gern die Edelleute der Nachbarschaft aufsuchte und mit ihnen fröhliche Tage zubrachte. Als 1673/74 die kaiserliche Armee in Westphalen überwinterte, blieb Trautmannsdorf mit seinem Regimente zu Salzkotten bei Paderborn. Oftmals ritt er zu dem Bischof hinüber und erfreute den freundlichen Herrn, der gerne Politik trieb. In der Nähe lag das Schloß Rietberg und Trautmannsdorf war bei der verwitweten Gräfin, ihren Söhnen und Töchtern ein gern gesehener Gast. Wenn der Oberst mit seinen Officieren kam, wurde Kegel gespielt, mit Pistolen oder mit den kleinen Kanonen auf dem Burgwall geschossen, am Abend gespielt und getanzt und im Fasching sogar in Masken. Der eine Rietberg schloß sich insbesonders an Trautmannsdorf an und sie blieben auch später im Briefwechsel.

Im Sommer 1674 begann wieder die ernste Kriegsarbeit. Trautmannsdorf brach im Mai von Salzkotten auf, ging bei Köln über den Rhein und vereinigte sich mit der kaiserlichen Armee, welche de Souches dem Prinzen von Oranien in den Niederlanden zuführte. Bei Senef im Hennegau trafen sie auf die Franzosen unter Condé, und dort wurde am 11. August 1674 eine der blutigsten Schlachten jenes Krieges geschlagen. Die Franzosen verloren fast all ihr Fußvolk, die Oesterreicher und Holländer einen großen Theil ihrer Officiere. Graf Chavagnac, Karl von Lothringen u. A. waren verwundet. Trautmannsdorf stand mit seinem Regimente und drei Bataillonen Fußvolk am linken Flügel, erschoß im Gefecht einen feindlichen Reiter und war nahe daran, gefangen zu werden. Die Kaiserlichen blieben in der Nacht auf der Walstatt, zogen sich jedoch nordwärts nach Mons und Gent zurück. Der Commandirende, de Souches, hatte im Feldzuge nicht ganz nach dem Willen der Spanier gehandelt und verlor das Commando. Am 20. October 1674 versammelte der alte General in Brüssel nochmals die österreichischen Oberste, las ihnen den kaiserlichen Brief vor und nahm mit Thränen in den Augen von ihnen Abschied. Er ging auf seine Güter in Böhmen und starb dort 1682. Trautmannsdorf blieb während des Winters mit seinem Regimente in

Namur, zog im Mai 1675 wieder zur Hauptarmee, welche Montecuculi in Speier vereinigte und über den Rhein zurückführte. In der Schlacht am 27. Juli 1675 bei Saßbach im Kinzigthal, wo der Marschall Turenne erschossen wurde, deckte Trautmannsdorf mit seinem Regimente die Artillerie, befehligte dann die Avantgarde und nöthigte die Franzosen bei Köln über den Rhein zurück. In dem Gefecht bei Willstädt stürmte er mit seinen Dragonern zu Fuß eine Schanze der Franzosen und kam ins Gedränge, bis ihn seine Leute heraushieben. Er verrichtete noch manche tapfere That im Elsaß, bis Montecuculi bei Lauterburg wieder auf das rechte Ufer zurückging und den Feldzug schloß. Die Dragoner vom Regimente Trautmannsdorf hatten die Ehre, den Feldherrn ins Hauptquartier nach Eßlingen in Schwaben zu geleiten. Sie erhielten dann ihre Winterquartiere von dem schwäbischen Kreistag in und bei Augsburg angewiesen. Trautmannsdorf wohnte damals „in der Traube", verkehrte in Augsburg mit den Rathsherren und Bürgern, die ihm eines Tages 300 Dukaten verehrten, aber es litt ihn nicht lange in der fröhlichen Reichsstadt.

Ein kaiserlicher Brief hatte ihm schon im Jahre 1674 die Anerkennung ausgesprochen, „daß er seine Schuldigkeit gethan habe". Da er im November 1675 zum Kämmerer des Wiener Hofes ernannt worden war, so drängte es ihn nach Wien, um dem Kaiser zu danken und seine Familie zu besuchen. Eine Winterreise nach Wien war damals ein beschwerliches Unternehmen und erforderte kräftige Lungen und Muskeln. Graf Trautmannsdorf legte diese Reise theils zu Schiff, theils zu Pferde in acht Tagen zurück. Er fuhr in einem Wagen von Augsburg an die Donau nach Regensburg, besuchte dort seine Tante Fräulein Maria Elisabeth von Hager, traf am 23. Januar Nachmittags zu Schiff in Passau und Abends in Aschau ein, wo er übernachtete. Am 24. war er in Linz, besuchte den Landeshauptmann Graf Weißenwolf, den Feldmarschalllieutenant Graf Starhemberg, hielt einen Tag Ruhe, ritt auf einem Postpferd am 27. nach Enns, kaufte dort ein Pferd und ritt Tag und Nacht in fünfundzwanzig Stunden nach Wien, wo er am 28. Januar früh 5 Uhr eintraf. Bei Hofe wurde er

wohl empfangen: bei dem Kaiser Leopold I., der bei allem seinem steifen Ernst seinem Diener eine wohlwollende Freundlichkeit bezeigte, bei der jungen Kaiserin Claudia, sowie bei der Stiefmutter des Kaisers, der verwitweten Kaiserin Eleonore. Trautmannsdorf durfte den Kaiser in der Reitschule aufsuchen, auf seinen Kirchengängen und auf der Jagd begleiten. Er besuchte die Hofherren und Minister, den österreichischen Kanzler Hocher, den böhmischen Kanzler Graf Ulrich Kinsky, den Obersthofmeister Graf Lamberg und insbesondere den Präsidenten des Hofkriegsrathes, Graf Montecuculi, der ihm seit St. Gotthard ein wohlwollender Gönner und Freund geblieben war. „Hab zeit meines Lebens alle Gnade von ihm empfangen", schrieb Trautmannsdorf in sein Tagebuch. Auch fand er in Wien eine Reihe von höheren Officieren aus den Feldlagern am Rhein und Ungarn: den alten Hardegg, Rüdiger Starhemberg, Max Trautmannsdorf, Graf Caraffa u. A. Es verging kein Tag, an dem er nicht zu einem Essen, zu Spiel und Tanz geladen war; „wo wir sehr lustig waren", fügt er seinem Berichte hinzu. Für seine Familie, für seine Frau und Stiefmutter, für seine Schwestern fand er wenig Zeit. Die Hauptsache war ihm die Ergänzung seines Regimentes, die Ausrüstung und Einschulung der neuen Rekruten. Schon im December hatte er seinen Lieutenant zur Werbung nach Wien vorausgeschickt und hatte im Februar das Vergnügen, die neugeworbenen Dragoner bei der „Schlagbrucken" mustern zu können und fortreiten zu sehen. Er selbst verabschiedete sich erst am 5. März bei dem Kaiser und den Ministern und reiste Tags darauf über Linz, Passau, Regensburg nach Augsburg, wo er am 21. März eintraf. Auf dem Wege hatte er nur hie und da bei bekannten Edelleuten eingesprochen, aber zuletzt ritt er von Regensburg nach Augsburg in einem Tage mit fünfmaligem Pferdewechsel. Seine Rekruten kamen erst einige Tage später, das Regiment zählte wieder 1000 Mann, sah vortrefflich aus und Trautmannsdorf konnte für das nächste Kriegsjahr auf einen glücklichen Erfolg hoffen. Als er im April durch das badnische Land zog, fand er eine fast menschenleere Landschaft; die Dörfer waren verwüstet, die Bauern todt oder entflohen. Im Jahre 1676 commandirte die kaiserlichen Truppen

der Herzog Karl von Lothringen. Er verlegte den Kriegsschauplatz wieder in das Elsaß und Trautmannsdorf bestand mit der Avantgarde ein siegreiches Gefecht bei Zabern, als von Wien der Befehl eintraf, die Armee, wo sie immer stehe, aufbrechen zu lassen und die Feste Philippsburg zu belagern. Der Herzog Karl von Lothringen ging sogleich über den Rhein zurück, rückte in Eilmärschen stromabwärts gegen den kleinen Ort, welcher jedoch damals als die stärkste Festung und als der Schlüssel für die Rheinpfalz galt. Die Belagerung dauerte dritthalb Monate und nahm das Interesse aller kriegführenden Parteien in Anspruch. Eine Elite von Regimentern und Officieren war hier versammelt, mehrmals wurde gestürmt. Marchese Pio, der zwei Jahre früher den Minister Fürst Lobkowitz arretirt hatte, wurde hier erschossen. Das steirische Regiment, das in Ungarn und in den Niederlanden tapfer gekämpft hatte, verlor bei einem Sturme alle seine Officiere und sollte retiriren; die Soldaten wählten jedoch einen Corporal zum Führer und blieben. Auch Trautmannsdorf machte einen Sturm mit, aber seine Aufgabe war, mit seinen Dragonern ins Land zu streifen und die Rheinlinie zu überwachen. Die Festung ergab sich am 9. September 1676, die Garnison durfte mit Gewehren und Fahnen, mit allen militärischen Ehren abziehen. Der Fall von Philippsburg war das einzig bedeutende und auch letzte Unternehmen des Feldzuges von 1676. Der Herzog von Lothringen nahm sein Winterquartier in Schwaben. Die kaiserlichen Truppen wurden von hier bis nach Thüringen vertheilt. Graf Trautmannsdorf erhielt Stadt und Land von Sachsen-Meiningen zugewiesen und marschirte mit seinen Reitern im December bei großer Kälte über Würzburg ins Thüringerland. Er verlebte hier angenehme Tage, las, schrieb, ritt und fuhr im Schlitten, verkehrte mit seinen Officieren und einigen benachbarten Edelleuten, bis ihn der Frühling wieder in den Krieg führte, 1677 in die Niederlande, 1678 nach dem Elsaß. Die Kreuz- und Querzüge der kaiserlichen Truppen und einzelne glückliche Gefechte führten jedoch zu keinem Ergebniß. Die Franzosen waren überall im Vortheil, die Verbündeten uneins, des Krieges überdrüssig und fielen einer nach dem andern ab. Oesterreich selbst fügte sich am

5. Februar 1679 dem ruhmlosen Frieden von Nimwegen. Es mußte die alte habsburgische Stadt Freiburg an Frankreich überlassen und hatte von allen seinen Anstrengungen nichts als zerrüttete Finanzen und den Sturz der einheitlichen Regierung in Ungarn. Der Krieg endete mit dem Triumphe Frankreichs und Ludwig XIV. konnte sich für eine Zeit als den Herrn von Europa betrachten. In Deutschland und Oesterreich wurde jedoch der Friede als ein nationales Unglück betrachtet und die Ahnung war allgemein, daß die Waffen nochmals entscheiden müßten.

Trautmannsdorf kam in jenen Jahren viel herum, in Belgien, im Elsaß und in Schwaben. Seine letzte Station war im Winter 1678/79 Rottenburg am Neckar. Er besuchte von hier den Fürsten Egon Fürstenberg in Trochtelfingen, der vom Kaiser wieder seine Güter erhalten hatte, den Grafen Montfort in Ravensburg oder seinen Bruder Ferdinand, der in Waldsee in Garnison war. Ja er unternahm wieder eine seiner forcirten Touren, indem er in neun Tagen um den ganzen Schwarzwald herumritt. Im Fasching verbrachte er einige Wochen in dem malerischen, vielthürmigen Städtchen Günzburg an der Donau, wo der Herzog Karl von Lothringen mit seiner Frau, der Schwester des Kaisers und verwitweten Königin von Polen, seinen kleinen Hofhalt eingerichtet hatte. Der Kaiser hatte nämlich seiner Schwester die Einkünfte der Markgrafschaft Burgau zugewiesen und mehrere Officiere erhielten Befehl, sich dort vorzustellen. Im Winter und Frühjahr 1679 fand sich in dem Schlosse Günzburg, wo einst der Markgraf Karl von Burgau, der Sohn der Philippine Welser, gewohnt hatte, eine fröhliche Gesellschaft von österreichischen Herren und Frauen zusammen: Graf Caprara, der junge Montecuculi, Graf Grandmont, Graf Franz Taaffe, seit 1677 Oberst und Commandant des Kürassierregimentes Karl von Lothringen, Oberst Detwin, Freiherr von Zehentner, Commissär der Kaiserin u. A. Die Feste welche hier gefeiert wurden, waren ganz im Stil der Zeit: kleine Wirthschaften, wo sich Herren und Frauen maskirten, Schlittenfahrten, Kopfrennen, Spiele und Tänze. Trautmannsdorf hatte seine Frau von Wien kommen lassen und sie wurde wohl empfangen. Er

notirte insbesonders, daß die Kaiserin auf einem Balle „die Gnade gehabt, mit jedem der Herren zu tanzen und daß er sogar mit einem Hoffräulein eine Menuette tanzen mußte“. Nach dem Frieden übersiedelte der Herzog mit seiner Gemahlin nach Innsbruck, wo er durch einige Jahre als Gouverneur von Tirol Hof hielt und von den Stürmen und schmerzlichen Erinnerungen seines Lebens ausruhen konnte.

Zu jener Zeit hatte Trautmannsdorf einen Streit mit zwei Officieren seines Regimentes, der Zeugniß gibt von der Zuchtlosigkeit und Rauflust der kaiserlichen Soldatesca. Ein Graf Bellen, Dragonerhauptmann, hatte einen Bauer erstochen, ein Graf Saurau, ebenfalls Hauptmann, gegen den Secretär des Regimentes den Degen gezogen. Um der Untersuchung zu entgehen, wollten beide den Dienst quittiren, aber Trautmannsdorf verweigerte den Austritt. In Blaubeuren, auf der Reise nach Günzburg, kam der Graf Saurau zu Trautmannsdorf, begehrte abermals seine Entlassung, und berichtete zugleich, daß Bellen mit ihm gekommen sei und vor dem Thore warte, um von Trautmannsdorf Genugthuung zu verlangen. Dieser schickte einen Officier hinaus und ließ Bellen sagen: er könne sich für jetzt nicht schlagen, weil er auf Befehl des Herzogs nach Günzburg müsse, aber er stehe später zur Verfügung. Als Trautmannsdorf vor das Thor ritt, kamen ihm die beiden Officiere nach, verlangten zur Stelle die Satisfaction und wollten mit Gewalt an ihn. Der enge Weg ließ jedoch einen Angriff nicht zu. In Günzburg erzählte Trautmannsdorf die Vermessenheit der beiden Officiere dem Commandirenden und dieser ließ sie sogleich in Blaubeuren arretiren und mit einer Escorte von zwölf Dragonern ins Hauptquartier nach Eßlingen abführen. Nachdem Trautmannsdorf seine Klage schriftlich eingebracht und die Officiere sie beantwortet, wurden beide Parteien in Biberach vor ein Kriegsgericht gestellt. Um einen Scandal zu vermeiden, brachte der Vorsitzende, Graf Rabatta, die beiden Officiere dahin, schriftlich und mündlich Abbitte zu leisten. Nach einigem Zögern gab Trautmannsdorf nach und die Officiere gingen nach einem fröhlichen Essen anscheinend friedlich auseinander; aber Trautmannsdorf

schickte sogleich durch seinen Oberstlieutenant Graf Grandmont dem Vellen „ein höfliches Cartell" nach und überließ ihm Zeit und Ort des Rendezvous. Secundanten des Trautmannsdorf waren der Graf Grandmont, Hallwyl, jene des Gegners Graf Max Styrum und Baron Gall, Hauptleute von dem Infanterieregiment Graf Mannsfeld. Das Duell fand statt zu Illerdissen bei Unterkirchberg am 9. Mai 1679, und zwar um 7 Uhr früh auf freiem Felde zu Pferde mit Degen und Pistolen. Trautmannsdorf gewann beim ersten Gange seinem Gegner die Croupe ab und verwundete ihn an der rechten Hand, so daß Vellen ganz verwirrt wurde und beide Steigbügel verlor. Trautmannsdorf rief ihm zu: er möge sich erholen, er sei blessirt und sein Pferd für das Gefecht gar nicht geeignet. Vellen wollte noch einen zweiten Gang, aber seine Secundanten erklärten: es sei genug. Die Herren ritten dann fort und trafen auf dem Wege den Generalauditor Hofmann, der Befehl hatte, sie alle zu arretiren. Vor der Hand geschah das noch nicht, ja das Duell hatte noch ein zweites zur Folge, denn der eine Secundant, Graf Grandmont, schlug sich noch mit Saurau, und zwar ebenfalls zu Pferd mit Degen und Pistolen. Der Erstere trug einen leichten Schuß in die Schulter davon und es war nur ein Verdienst der Secundanten, daß keiner auf dem Platze blieb. Trautmannsdorf zeigte sein Rencontre allen Officieren seines Regimentes sowie dem Herzog von Lothringen an; als er aber ihn eines Tages besuchen wollte, wurde er mit den Worten abgewiesen: es sei noch nicht an der Zeit wegen dieser Händel. Der Herzog scheint jedoch die Sache nicht weiter geahndet zu haben. Die beiden Officiere quittirten und Trautmannsdorf war noch im Frühjahr im Wildbad und in Günzburg ein gern gesehener Gast bei dem Herzog und seiner Gemahlin.

Er war guter Dinge, hoffte auf Beförderung und erbot sich noch im Juni, sein Regiment auf eigene Kosten zu ergänzen [1]. Aber der Friede war geschlossen, verkündet, der Hofkriegsrath löste einige Regimenter auf und rief die anderen nach Oesterreich zurück.

[1]) 24. Juni 1679, Kriegsarchiv in Wien.

Trautmannsdorf erhielt am 9. Juli vom Herzog die Nachricht, daß auf Befehl des Hofes sein Regiment auf sechs Compagnien reducirt, die Mehrzahl der Officiere entlassen werde und er selbst mit seinem Stabe abgedankt sei. Er war trostlos darüber, seine ganze Zukunft schien vernichtet, die Vergangenheit gebrochen, denn er war Soldat mit Leib und Seele. Auch eine pecuniäre Einbuße mußte er erleiden. Die Rekrutengelder, welche er von der Regierung erhalten hatte, reichten nicht aus, er hatte den Compagnieen Geld vorgestreckt, was er niemals zurück erhielt. Auf den Rath des Herzogs von Lothringen reiste er sogleich nach Wien. In drei Tagen bei Tag und Nacht ritt er von Augsburg nach Wien. Vergebens bemühte er sich bei dem Kaiser und bei den Ministern, sein Regiment zu erhalten, „es war", wie er schrieb, „alles umsonst". Auch sein Bruder Ferdinand, sein Sohn Sigmund, der Graf Karl Saurau und andere Officiere wurden entlassen. Trautmannsdorf ritt nach kurzem Aufenthalt abermals in drei Tagen nach Augsburg zurück, meldete sich in Günzburg bei dem Herzog von Lothringen, löste in Rottenburg seinen Haushalt auf und entließ am 1. August zu Heilbronn die Hälfte seines Regimentes. Der Abschied griff ihm ans Herz und Leben. „Indem ich", schrieb er, „anjetzt den 1. August 1679 bin reformirt worden, auch dato kein Krieg mehr ist, habe ich mein Journal geendet." Aber er fügt demselben einen kurzen Bericht über die Jahre 1679, 1680 und 1681 hinzu.

„Am 2. August," fährt er fort, „ging ich von Heilbronn nach Laufen am Neckar, blieb allda über Nacht und kam den 3. nach Rottenburg, wo ich meine meiste Bagage und Pferde verkaufte. Von Rottenburg ging ich nach Ulm, setzte mich mit meiner Gemahlin auf das Wasser und kam gegen den halben August nach Wien. Meine Hand- und Kutschenpferd ließ ich über Land durch Baiern nach Wien gehen. Eben um diese Zeit war die leidige Pest in Wien eingerissen, daß S. M. mit allen Herrschaften sich wegbegeben, erstlich nach Mariazell, dann anfangs September nach Prag in Böhmen. Weil aller Adel sich wegbegeben, ging ich den letzten August auch weg, besuchte meine Schwester in Dürnthal und ferner die andere in Weichselburg. Weil mir diese ihr Haus zur

Hälfte angeboten, ließ ich meine Gemahlin und Kind im September, als die Pest in Wien grausam grassirte, auch hinkommen. Im October begab ich mich nach Prag und blieb dort bis Ende Februar 1680, als die Pest sich auch in Böhmen und Prag einschlich. Den 1. März reiste ich mit S. D. Herzog zu Sachsen-Lauenburg nach Schlaggenwerth, blieb bis 15. April und alsdann mit dem Herzog in das Fürstenthum Anhalt, wo wir von dem Fürsten in Dessau herrlich tractirt wurden. Von da gingen wir nach der Mark Brandenburg, besuchten den Kurfürsten in Potsdam 4 Meilen von Berlin in einem recht fürstlichen Schlosse, sehr lustig an einem Wasser liegend, dabei auch ein schöner Thiergarten. Dort verblieben wir 5 Tage und empfingen alle erdenklichen Ehren. Ich aber ging unterdessen auch nach Berlin, besah die Stadt und fürstliche Residenz, so sehr wol zu sehen. Durch die Stadt fließt der Fluß Spree und wird der eine Teil der Stadt „Cöln an der Spree" genannt. Aus Brandenburg ging ich mit dem Herzog durch Mecklenburg, ein Herzogthum nächst der Elbe gelegen. Unterwegs besah ich die Walstatt bei dem Paß Fehrbellin, wo vor 2 Jahren der Kurfürst die Schweden blos mit der Cavallerie geschlagen, ohne daß er sein Fußvolk und die Stücke erwartet hat; und nach dem Treffen jagte der Kurfürst die Schweden völlig aus der Mark. Ich blieb nun bei dem Herzog bis Ende Mai in seiner Residenz zu Neuhaus, welches an einem Morast liegt und mit einigen kleinen Außenwerken und Stücken versehen ist. Auch hat der Herzog eine Garde zu Fuß. Zu Ende des Monats gingen wir nach Holstein, passirten Lübeck und besuchten den Herzog Johann Adolph von Holstein in Plön, wo er ein wol erbautes lustiges Fürstenhaus an einem See hat, und dann des Herzogs von Gottorp Bruder, der zugleich Bischof zu Lübeck ist, in Eutin. Schloß und Stadt liegen auch an einem See, was die Gegend sehr angenehm macht. Von hier gingen wir nach Travemünde, dem Seehafen der Lübecker, delectirten uns mit Schießen und Seefahren, besahen allerlei Kauffahrteischiffe, welche hier aus Frankreich und Spanien ankommen, und ritten dann durch Lübeck nach der Festung Ratzeburg, ebenfalls an einem See gelegen. Das Schloß hat einen hohen Wall

und ist durch den See ganz von der Stadt abgesondert. Stadt und Schloß gehören dem Herzog zu Sachsen, der geistliche Dom aber ist beim münsterischen Friedensschlusse an die Herzoge von Mecklenburg kommen. Wir besuchten auch einmal den Herzog von Zell auf einem seiner Jagdhäuser, Danenberg an der Elbe, aber es geht dort alles französisch zu. Ich blieb den ganzen Sommer über bis 1. December bei dem Herzog und verspielte die Zeit gar wol mit Jagen, Schießen, Fischen und anderen Recreationen bald in einem Jagdhaus und Thiergarten in Ratzeburg bald im Jagdhaus Schwarzpeck bei Lauenburg, so ein feines Städtel ist und an der Elbe liegt. Das Schloß aber ist abgebrannt. Den Sommer über wurde der Herzog von anderen benachbarten Fürsten und Fürstinnen besucht. Wir gingen auch einmal nach Graba zu dem Herzog Friedrich von Mecklenburg, der eine von Hessen zur Gemahlin und zwei Prinzen hat. Der regierende Herzog Christian, der sonst zu Schwerin residirt, war dieses Jahr mit seiner Gemahlin nach Frankreich verreist. — Dieses Jahr im Juli retirirte sich S. M. der Kaiser von Prag, weil da die Pest eingerissen, nach Linz in Oberösterreich. Im vergangenen Jahr gab es unter den böhmischen Bauern einen Aufruhr wider ihre Herren und mußte mit den Waffen gestillt werden. Die Bauern sind in etlichen Scharmützeln unterlegen. In Hungarn haben die Rebellen immer eingebüßt und versprachen deswegen den Türken einen jährlichen Tribut von 100.000 fl. S. M. verlor in diesem Jahr drei treffliche Generale, den Generallieutenant Graf Montecuculi, den Generalfeldzeugmeister Graf von Arco und den Generalwachtmeister Schmidt, einen gar guten und glücklichen Soldaten. Als ich am 1. December von Neuhaus abgereist, ging ich über Braunschweig, wo ich mit dem Herzog Rudolph August zu Mittag speiste, nach Wolfenbüttel, ferner über den Harz nach Erfurt, Koburg, Nürnberg und Regensburg nach Linz in Oberösterreich; allwo ich denselben Tag angekommen, als die Kaiserin von einer Prinzessin glücklich genesen war. Den Winter über war große Kälte und Schnee, daher die Cavaliere sich viel mit Schlittenfahrten erlustigten. Auch der Kaiser stellte, nachdem die Kaiserin zu Ende Januar 1681

ihren Fürgang gehalten, eine Schlittenfahrt an, wo der Herzog von Lauenburg, die Herzogin, ihre beiden Prinzen und der Prinz Ludwig von Baden mitfuhren. Auch ich hatte die Ehre dabei zu sein. In den letzten Tagen der Fastnacht hielten die Maj. eine Wirtschaft bei Hof, wo ich spanischer Bauer war und die Fräulen Dorothea Jörgerin zu meiner Bäuerin hatte. Zu Neujahr wurden dem Prinzen Louis von Neuburg und Oberst Baron von Stadel, Commandanten in Costnitz, Patente gegeben, jeder ein Regiment zu Fuß von 1500 Mann aufzurichten. Mittlerweile nahmen die Franzosen Aemter und Dorfschaften im Breisgau, Pfalz und Trier nach einander weg mit dem Vorwand, es komme ihnen zu vermöge des Friedens von Nimwegen. Graf Max von Stahremberg, Commandant in Philippsburg hielt immerfort an, ihn besser mit Geld und Volk zu versehen, weil die Franzosen sich jenseits des Rheins in allen Orten festsetzten und Germersheim und Hüningen stark befestigten. Dieses Jahr wurde die Stelle eines Stadtobersten in Wien dem Generalfeldmarschall Graf Rüdiger Stahremberg verliehen. Als ich im halben März zu Wasser nach Wien reiste, hatte die Pest in ganz Oesterreich völlig aufgehört. J. M. kamen 8 Tage nach Ostern auch zu Wasser nach Wien und wurden von den Herren Landständen mit einer schönen Oration empfangen. Gleich nach Ostern wurde ich sehr unpäßlich und blieb krank bis Ende Juli. J. M. gingen im Mai nach Neustadt und Oedenburg um dem ungarischen Landtag beizuwohnen, wo sich alle Magnaten und andere Ungarn, aber keiner aus Oberungarn, eingefunden. Jedoch wurde General Graf Paul Esterhazy zum Palatin erwählt, den aber die Oberungarn nicht annehmen wollten. Weil der Stillstand mit den Rebellen zu Ende läuft und man einen Einfall besorgte, zog General Graf Caprara die Armee in Oberungarn zusammen. Graf Rabatta erhielt das Commando zu Trencin und drei Regimenter mußten zwischen Neustadt und Oedenburg zur Bedeckung J. M. stehen bleiben. Indem der ungarische Landtag immerfort continuirte, zogen die Rebellen die Siebenbürger mit einigen Tausend Türken an sich, gingen über die Theiß und streiften gegen Trencin wobei bald die eine bald die andere Partei die Oberhand gewann. Zu Ende des

Monats ergab sich die freie Reichsstadt Straßburg an den König in Frankreich, der selbst hinkam und die Domkirche den Katholiken einräumte. Auch im Luxenburgerlande mußte alles dem König huldigen. In diesem Monat (Sept.) fielen die Türken 6000 Mann stark in Steiermark bei Radkersburg ein, verbrannten etliche Dörfer und führten über 300 Christen als Sclaven fort. Den 10. October starb unversehens am Schlag der Landmarschall Graf Hoyos und eben diesen Tag wurde ein französischer Cavalier Namens Maschean von dem Marquis Fleury vor dem Kärntner Thore im Duell erstochen. Im November starb die Gemahlin des Herzogs von Sachsen-Lauenburg, eine geborne Pfalzgräfin. Erst im December wurde der ungarische Landtag geendet, mit dem die wenigsten zufrieden waren; J. M. kamen nach Wien und gleich nachher fand sich auch der Herzog von Lothringen ein."

Bei all seinen Verdiensten, seinen Neigungen und Kenntnissen konnte Trautmannsdorf keinen Dienst in der österreichischen Armee finden. Fast wehmüthig zeichnete er auf, wie neue Regimenter errichtet, diesem oder jenem verliehen wurden. Sein alter Gönner, Graf Montecuculi war in Linz bei dem Einreiten in das Schloß durch einen herabstürzenden Balken arg beschädigt worden und starb an den Folgen der Verletzung am 16. October 1680. Der neue Kriegspräsident Prinz von Baden und der Herzog von Lothringen konnten oder wollten nichts für ihn thun. Erst das Jahr 1683 führte ihn wieder auf den Kriegsschauplatz, und es war ihm das Glück beschieden, an dem Entsatze von Wien und an der Schlacht am 12. September theilnehmen zu können, aber nicht in den Reihen der Oesterreicher, sondern in dem sächsischen Hilfscorps, dessen Reiterei er selbst nach Oesterreich geführt hatte. Seit dem Anfang des Jahres stand Trautmannsdorf im Dienst des Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg III., der ihn von dem französischen Krieg her kannte. Er verlieh ihm ein Kürassierregiment, überließ ihm während des Marsches den Befehl über die Cavallerie und vereinigte das sächsische Corps mit 11.400 Mann bei Tuln mit der großen Bundesarmee unter dem Herzog von Lothringen. In der Schlacht bei Wien standen die Sachsen mit den Kaiserlichen am linken Flügel.

Trautmannsdorf griff mit seinem Regiment in das Gefecht bei Döbling ein und war wie der tapfere Kurfürst in Gefahr, zusammengehauen zu werden. Sein Bruder Ferdinand Max, der in der Stadt eine Compagnie commandirte, fiel in der Schlacht; ihm war es beschieden, am 13. September mit dem König von Polen und dreißig anderen Fürsten unter dem Jubel des Volkes in Wien einreiten zu können. Als der Kurfürst von Sachsen, der sich vom Kaiser zurückgesetzt fand, abreiste und die Hälfte seiner Truppen abberief, folgte ihm Trautmannsdorf nach Dresden und blieb im sächsischen Dienst bis 1688, anfangs als Oberst und Kriegsrath, seit 1685 als Generalwachtmeister.

Der Kurfürst Johann Georg III. und Trautmannsdorf waren verwandte Naturen, kriegerische fröhliche Herren, ausgezeichnete Reiter und Jäger und den Tafelfreuden nicht abgeneigt. Trautmannsdorf behauptete sich auch in der Gunst des Kurfürsten, aber bei dem sächsischen Adel konnte er nicht Wurzel fassen, obwohl er sich den einflußreichen Männern und Frauen anschloß: dem geheimen Rathsdirector Gersdorf, den beiden Bose, dem Obersten der Leibgarde, Rudolph von Neidschütz und seiner Frau, dem Freiherrn Johann Rechenberg, seiner Frau u. A. Der Oberst Wolf Caspar Klengel, der Stadtcommandant von Dresden und Schöpfer der vortrefflichen sächsischen Artillerie, wurde sein besonderer Freund. Von ihm lernte Trautmannsdorf das Artilleriewesen von Grund aus kennen. Er besuchte das Zeughaus, die Pulvermühle, legte selbst mit Hand an „Feuerballen, Trauben und Korbhagel, Raketen und Leuchtkugeln" zu verfertigen. In den ersten Jahren war Trautmannsdorf wie der Kurfürst selbst immer auf Reisen, so im Winter 1684 in Westphalen und Holland, im Frühjahr in Teplitz, im Sommer zu Eger, „um zur Abkühlung des Blutes das Sauerwasser zu trinken". In Dresden kam er jeden Tag zu Hofe, begleitete den Kurfürsten auf die Hirsch- und Schweinsjagd, ritt mit Cavalieren und Frauen in den Plauen'schen Grund und versäumte kein Festessen, kein Trinkgelage. Dabei notirte er immer: „Wo wir sehr lustig waren, wurde stark getrunken und gespielt". Aber die Unthätigkeit drückte ihn, am liebsten wäre er wieder im Sattel

gewesen. Als der Kurfürst neue Hilfstruppen nach Ungarn sandte, bat er um ein Commando. Der Kurfürst ertheilte ihm eine „gnädige Resolution", schenkte ihm sein Bild in einem kostbaren Rahmen, der 300 Thlr. werth war, aber Trautmannsdorf fand keine Verwendung, weder 1684 noch in den folgenden Jahren, während die österreichische Armee in Ungarn einen Sieg nach dem andern erfocht.

Dafür erhielt er im September 1684 eine andere angenehme Nachricht, welche ihn mit neuen Banden an Oesterreich fesselte und seinem Leben in mancher Beziehung eine andere Richtung gab. Sein Vetter von der steirischen Linie schrieb ihm, daß er nach dem Tode des Grafen Otto von Trautmannsdorf, der vor Ofen gefallen war, die schöne Herrschaft Trautenfels in Steiermark, wie es der verstorbene Landeshauptmann Sigmund Friedrich Trautmannsdorf in seinem Testamente angeordnet, geerbt habe. Schloß Trautenfels liegt in Obersteiermark am Fuß des Grimming an der Enns, westlich von Irdning. Im Mittelalter hieß das Schloß Neuhaus, gehörte den Erzbischöfen von Salzburg und den Herzogen von Steiermark, in der Reformationszeit dem reichen Hofmann auf Grünbühl, den Freiherren von Praunfalk und seit 1632 den Trautmannsdorf. Der Landeshauptmann Graf Sigmund Friedrich von Trautmannsdorf hat das Schloß 1672, wie noch heute eine Inschrift über dem Portale verkündet, neu aufgebaut und dasselbe Trautenfels genannt [1]). Es stellt ein großes zweistöckiges Gebäude dar mit der Front gegen Süden, mit einem Thurm am Eingang einer Kapelle und einem Rundgang im Hof, umschlossen von einer starken Mauer. Der Eingang führt über eine gemauerte Bogenbrücke in den Hof. Am Abhang war damals ein Obstgarten, an der Enns trieben Mühlen. Zum Schloß gehörten acht Gemeinden und verstreute Unterthanen in vielen Dörfern, auch einige Weingärten in Luttenberg. In der Thalsohle ist der Boden fruchtbar, an den Höhen glänzen Wälder und Wiesen. Das Klima ist rauh, der Winter lang und streng.

[1]) Vischers Schlösserbuch enthält zwei Ansichten des Schlosses von Süden und Osten.

Sigmund Trautmannsdorf hatte sogleich nach der ersten Mittheilung seinen Secretär nach Graz geschickt, um die Herrschaft zu übernehmen, aber so geschwind ging es nicht. Er mußte selbst nach Steiermark, manches Geschäft abwickeln und Zahlungen leisten, bevor er in den Besitz der Herrschaft kam. Aber er hatte Freude daran, baute, richtete ein Zeughaus und eine Rüstkammer ein, als wollte er, wie die alten Fürsten des Landes, von hier aus die Straßen beherrschen. Er verweilte damals in Trautenfels vom 9. October 1684 bis 17. Januar 1685. Sein Reisebericht und die Schilderung seines Landlebens enthalten so viele frische anmuthige Züge, daß wir einiges daraus mittheilen: „Den 1. October 1684 langte ich Mittags in Gräz an und logirte mich im guldenen Hasen ein, empfing Briefe von der Post und blieb den ganzen Tag zu Hause. Den 2. schrieb ich nach Wien und Dresden und beredete mich mit einem Advocaten, um bei der Landeshauptmannschaft einzukommen, damit mir das ererbte Gut eingeantwortet werde. Alsdann ging ich bei den Franciscanern Messe hören, nach dem Essen besuchte ich etliche Cavaliere und Abends die Gräfin von Rindsmaul, die im Kindbette lag. Den 3. Vormittag ging ich vor das Thor spazieren, aß zu Mittag bei dem H. Kammerpräsidenten Graf Franz von Dietrichstein, allwo ich nach Mittag eine Zeit lang spielte; gegen Abend ging ich die Gräfin von Purgstall besuchen, so im Kindbette lag, allwo die Zeit auch mit Spielen verzehrt wurde. Den 4. Vormittag besuchte mich Graf Carl von Saurau, ich fuhr alsdann in die Kirchen und im Herausgehen übergab ich dem H. Landeshauptmann ein Memorial wegen der Einantwortung des Gutes Trautenfels. Sonst erhielt ich diesen Morgen Briefe von der Post. Auch lief die Nachricht ein, daß General Schultz den Töcköly unweit Eperies in der Nacht überfallen und geschlagen habe. Nach dem Essen besuchte ich meine Basin die Gräfin Trautmannsdorf und am Abend spielte ich bei Graf Rindsmaul a l'hombre. Den 5. früh kam mein Secretarius von Trautenfels und gab mir Nachricht von dem Gut. Sonst schrieb ich nach Dresden Westphalen und Costnitz am Bodensee. Zu Mittag aß Baron Malovetz bei mir; nach dem Essen

besuchte mich Graf von Saurau, mit dem ich vor die Stadt spazieren fuhr und Abends spielte ich bei Graf Sigismund von Stubenberg. Den 6. ging ich Vormittag vor das Murthor spazieren; zu Mittag erhielt ich ein Decret an H. von Welsersheimb, um mir das Gut Trautenfels einzuantworten. Dann ging ich vor das Thor Lerchen schießen und spielte Abends bei Graf Rindsmaul a l'hombre. Den 7. schrieb ich nach Dresden und Wien, dann kam H. Johann Franz Riderl zu mir, welcher mir wegen der Weingärten in Luttenberg und Radkerspurg und wegen der Unterthanen zu Geyaffzen Bericht gab; alsdann frühstückte ich und ritt diesen Tag noch 3 Posten bis Bruck an der Mur, allwo ich über Nacht blieb. Ganz spät kam hieher H. Graf Ludwig von Thurn aus Schwaben mit seiner Gemahlin und Kindern, der vor etlichen Jahren unter meinem Dragonerregiment, so ich in J. Maj. Diensten gehabt, Capitaine gewesen ist. Den 8. früh war ich auf und hatte bis auf Loiben[1]) die Post, von hier aus aber mußte ich Pferde dingen bis nach Trautenfels, machte also bis Mittag noch 3 Meilen bis Mautern, ein fein Marktflecken, worin ein schönes Franziscanerkloster. Nachmittag machte ich noch 3 Meilen bis Kösching. Den 9. früh ritt ich hier weg, fütterte Mittags in Rottenmann, eine ziemlich feine Stadt, wobei ein Closter Canonici regulares. Um 2 Uhr kam ich nach meinem Gut Trautenfels, welches ich den Tag über ganz besah. Den 10. brachte ich den meisten Tag zu mit Besichtigung der Stücke, ließ selbige puzen und aus dem Zeughaus auf die Bastionen führen, welche genannt sind: eine „Friedrichs Bastei", die andere „Siegreich", die dritte „Lueg ins Land", die vierte „Scharfenegg", die fünfte „Sich dich für". Sonst schrieb ich auch diesen Vormittag nach Salzburg an Herrn Graf Philipp von Lamberg. Den 11. Vormittag kamen die beiden von der Landeshauptmannschaft verordneten Commissarien der Baron von Welsersheimb und der Landpfleger von Fridstain, um mir das Gut Trautenfels mit allen Appertinentien einzuantworten, wie dann noch Vormittag mit einem Handstreich 9 Aemter Unterthanen das

---

[1]) Leoben.

homagium fidelitatis et obedientiæ ablegten. Sodann übernahm ich zum Teil die Meubles, so wol was in den Zimmern als in den Kisten vorhanden war. Gegen Abend erhielt ich einen Brief vom Grafen von Wagensperg, auch von einer löbl. Landeshauptmannschaft mich nicht in des seligen Grafen Otto seine Allodialgüter einzumengen. Den 12. Vormittag übernahm ich noch ein und andere Meubles, wie auch die Rüstkammer. Gegen Abend gingen wir auf die Bastionen, ließen auf allen einige Canonen losbrennen und gaben denselbigen ihre Namen. Den 13. ordinirte ich ein und andere Fahrnis in den Zimmern, ließ alsdann 3 Messen lesen für den verstorbenen Landeshauptmann und den Nachmittag brachte ich meist zu in Discoursen mit den Geistlichen. Den 14. Vormittag ließ ich noch immerfort an den Zimmern etwas ändern, ordnete Nachmittags in der Rüstkammer und ließ alle Stückkugeln sammt den Lunten hinauftragen. Ganz spät kam mein Lakai von Gräz und brachte mir Briefe, deren ich ein Teil nach dem Nachtessen noch beantwortete. Den 15. fuhr ich nach Jruning [1]) in die Kirchen, nach dem Essen expedirte ich noch Briefe nach Dresden, Wien und Gräz, gegen den Abend ging ich spazieren, schoß auch mit gezogenen Rohren und Pistolen. Den 16. expedirte ich noch mehrere Briefe nach Gräz und Nachmittag ließ ich alles Tisch- und Leinenzeug zusammenrichten. Den 17. ließ ich Vormittag die Gewölber ausputzen und einige Zimmer im oberen Stock reinigen, Nachmittags mein Schlafzimmer austapezieren. Den 18. Vormittag ließ ich anfangen das Zeughaus zu brücknen, damit die Stück nit auf der bloßen Erden stehen dorfften. Nachmittag ließ ich noch 2 Kammern nächst meinem Schlafzimmer austapezieren, und gegen Abend vertrieb ich die Zeit mit Lesen. Den 19. brachte ich den meisten Tag zu mit Lesen und Besichtigung der Arbeiten der Handwerksleute. Gegen Mittag kamen zwei Franciscaner zu mir, so Meß lasen und nach dem Essen wieder weggingen. Alsdann schrieb ich nach Dresden und gegen Abend ließ ich alle Stücke probiren, weil noch niemalen aus allen geschossen worden und ging

[1]) Jrdning.

alles ohne Unglück ab. Ganz spät kam mein Koch, so ich jüngst in Graz angenommen. Den 20. Vormittag fertigte ich meinen Secretarius nach Gräz ab mit Briefen, gab ihm auch vier carta blanca zu Vollmachten mit. Nachmittag steckte ich die Batterieen aus auf den Holzwerken, wie sie sollen gemacht und mit Brettern die Bettung belegt werden. Den 21. Vormittag brachte ich die meiste Zeit mit Lesen zu; auch kam der Caplan von der Bircka [1]) und las Meß. Nachmittag ließ ich die Stück zusammenführen und puzen. Den 22. October fuhr ich um 8 Uhr nach Irning in die Kirchen, um 10 Uhr kam ich wieder nach Hause. Nachmittag ging ich in die Au schießen. Den 23. früh schrieb ich nach Dresden, Nachmittag ließ ich anfangen, die hiesigen Batterieen gleichzumachen und mit Brettern zu belegen. Den 24. ließ ich noch mit Machung an den Batterieen fortfahren, Nachmittag erhielt ich drei Brief von der Post, die ich zum Teil noch diesen Abend anfing zu beantworten. Den 25. Vormittag depeschirte ich meine meisten Briefe nach Gräz und Dresden und schickte meinen expressen Boten nach Gräz an meinen Agenten Ferdinand Egger und Nachmittag sah ich zu, wie die Zimmerleut an den Batterieen arbeiteten. Den 26. ließ ich noch immerfort an der Arbeit fortfahren, auch Schußscharten auf den Batterieen durch die Mauer brechen, womit bis Abends continuirt wurde. Den 27. brachte ich den meisten Vormittag bei den Handwerksleuten zu, gegen Mittag kam der Caplan von der Bircken und laß Meß. Nachmittag erhielt ich Brief durch einen Expressen von meinem Secretario und schickte mir dieser zwei große Spiegelgläser, so aber noch nit gefaßt. Den 28. fuhr ich nach Irning in die Kirchen und als ich nach Haus kam, vertrieb ich meine Zeit mit Lesen. Nach dem Essen ging ich um die Teich spazieren und gegen Abend ließ mich Hans Adam v. Saurau complimentiren, welcher 1½ Stunt auf seinem Gut zu Donnerspach ankommen, welchen ich auch durch meinen Cammerdiener complimentiren ließ. Den 29. fuhr ich abermals nach Irning in die Kirchen, zu Mittag aß der Landpfleger von Fridstain neben einem

---

[1]) Pürk, Pfarrdorf bei Trautenfels.

von der kaiserlichen Kammer Herr Fischer genannt bei mir. Nachmittag besuchte mich der jüngere Herr von Welsersheimb und Herr Buderer, alsdann probirte ich mit Stücken nach der Scheiben zu schießen auf 560 Schritt, da ich dann unter 8 Schuß 3mal die Scheiben traf. Den 30. Vormittag schrieb ich nach Dresden, Gräz, Wien und Ritberg: weil ich meinen Schloßteich abließ, fing ich bei dem Ort, wo der Fall ist und wo das Wasser von der Grimming in den Teich lauft, 8 Forellen, 7 von 2½ Pfund, die achte war ein Laxforellen von 3½ Pfund. Zu Mittag aßen H. von Welsersheimb und Monsieur Buderer bei mir; nach dem Essen, ließ ich, weil man noch etliche Fisch spürte, fischen und fing noch viel Forellen, Aesch, Ruthen und Hechten von ziemlicher Größe. Gegen Abend fuhren beide Cavaliers nach Hause. Den 31. ließ ich Vormittag noch etliche Fische aus dem Teich auflesen, so man hie und da liegen sah. Zu Mittag erhielt ich von 2 Posten Briefe und Nachmittag schoß ich mit Stücken nach der Scheiben, traf aber nur einmal nächst dem Schwarzen mit einem Regimentsstückel.

Den 1. November fuhr ich nach Irning in die Kirchen und Nachmittag ließ ich alle Stück 3mal rund um das Schloß losschießen, schickte mich übrigens auf die morgige Reise. Den 2. früh ließ ich die Stück alle recht rein machen und die Metallen wiederum in das Zeughaus führen, alsdann kam der Caplan von Irning und laß Meß. Um 12 Uhr reiste ich von hier weg und blieb über Nacht zu Rottenmann in dem schwarzen Rössel. Den 3. ritt ich früh weg, speiste Mittags zu Grieß 3 Meilen von Rottenmann und Abends ritt ich bis Mautern, allwo ich von einem Säumer ein kleines Pferd pr. 12 Rthlr. kaufte. Den 4. ritt ich Mittags bis Loiben 3 Meilen und Abends bis Bruck an der Mur 2 Meilen, allwo ich unterwegs mit dem Pferd fiel. Hier traf ich H. Graf Hans Adam von Saurau an. Den 5. hörte ich früh bei den Franciscanern Meß, nach dem fuhr ich auf dem Wasser nach Gräz, allwo ich um 3 Uhr hinkam und viel Briefe von der Post empfing. Auch kam diesen Abend H. Baron Falbenhaupt zu mir und führte mich in Gesellschaft zu Frau von Manndorf, die im Kindbette lag, allwo ich spielte. Den 6. früh bis gegen Mittag beantwortete ich

teils Brief nach Dresden, Wien und Holland und aß zu Mittag bei Graf Franz von Stubenberg, allwo seine Gemahlin auch war mit Frau Hauptmann von Hohenstein und Fräulein Ranfftin; sonst war kein Cavalier an der Tafel als Mons. Klengel. Gegen Abend spielte ich wieder bei Frau von Manndorf. Den 7. Vormittag gab ich Visite an Generalwachtmeister Graf Ferdinand von Trautmannsdorf und speiste Mittag bei Graf von Mersberg. Nachmittag besuchte ich Baron Falbenhaupt und fuhr alsdann Abends mit ihm zu Frau von Manndorf, von da mit Graf Georg Sigmund zum Abendessen. Den 8. brachte ich den Vormittag meist zu Hause zu, zu Mittag aber speiste ich bei meinen Vettern mit Mons. Klengel. Am Abend spielte ich bei Frau von Manndorf. Diesen Morgen empfing ich auch Briefe von Dresden und Ofen. Den 9. Vormittag schrieb ich nach Dresden, Wien, Brünn und Nürnberg, aß zu Mittag mit M. Klengel bei dem General Graf Ferdinand Trautmannsdorf, allwo auch der General Graf von Lodron war. Nach dem Essen ließ der Graf seine Musik hören, die sehr gut war. Am Abend gingen wir in Gesellschaft zu Frau von Lengheimb. Den 10. speiste ich zu Hause und besuchte nach dem Essen die beiden geheimen Räte H. Graf Erasmus Friedrich und Georg Sigmund von Herberstein. Am Abend spielte ich bei Frau von Manndorf. Den 11. wurde ich Vormittag von H. Grafen von Saurau besucht und schrieb auch an meinen Pfleger. Zu Mittag speiste ich zu Hause und Nachmittag fuhr ich mit Dr. Egger in das Landhaus zum Landschaftspräsidenten H. Graf Hans Adam von Saurau, allwo eine Commission zwischen H. Grafen von Wagensperg und mir angestellt worden unsere Prätensionen zu adjustiren, welche sich aber ganz fruchtlos zerschlagen. Abends spielte ich bei Frau von Manndorf. Den 12. empfing ich früh Briefe von der Post, die ich zum Teil noch Vormittag beantwortete, speiste Mittags bei Graf Georg Sigismund von Trautmannsdorf, wobei ich erfuhr, daß sein Bruder Graf Adam Mathias den 2. in Teinitz mit Tod abgegangen sei. Abends waren etliche gute Freunde bei mir, wo wir bei Trompeten und Paucken sehr lustig waren. Den 13. expedirte ich Vormittag alle Briefe nach Dresden und Wien,

speiste zu Mittag mit Mons. Klengel bei Graf von Kuenburg und war Abends bei Frau v. Manndorf in Gesellschaft. Den 14. besuchte ich Graf von Mersperg in meinen Angelegenheiten und Nachmittag den H. Hofkanzler und Baron Henning, und spielte Abends bei Frau von Lengheimb. Auch wurde mir diesen Tag ein Befehl vom Landeshauptmann zugeschickt in Betreff der Prätension des Grafen von Wagensperg, vermög welchen sie mir einen Sequestrator auf das Gut setzten. Den 15. besuchte ich Vormittag den Baron von Falbenhaupt, mit dem ich alsdann in die Kirchen fuhr, speiste zu Mittag zu Hause und besuchte Nachmittag die geheimen Räte Grafen von Stubenberg, Grafen Georg Sigismund von Herberstein und Grafen Georg Sigismund von Trautmannsdorf ihnen meine Sachen recommandirend. Abends spielte ich bei der Frau von Lengheimb. Sonst bekam ich Morgens Briefe von Dresden, Wien und Costnitz. Den 16. beantwortete ich die Briefe, erhielt auch solche von meinem Pfleger und von Salzburg, aß zu Mittag zu Hause und besuchte Nachmittag den Grafen von Ratmannsdorf und Graf Franz von Stubenberg. Den 17. unterschrieb ich einige Sachen in Betreff des Grafen von Wagensperg und übergab sie dem H. Landeshauptmann; zu Mittag speiste ich bei Graf Georg Sigismund von Trautmannsdorf. Den 18. schrieb ich durch einen expressen Boten an Baron von Welsersheimb, dann nach Salzburg und an meinen Pfleger und schickte einen Caplan und einen Koch nach Trautenfels voraus. Nach dem kam Herr Sollicitator Niderl zu mir, mit dem ich mich über meine Affairen unterredete. Zu Mittag speiste ich bei H. Statthalter Graf von Mersperg und Abends zu Hause. Den 19. erhielt ich Briefe von Ritberg und Dresden, speiste zu Mittag bei Grafen von Ratmannsdorf, spielte Abends bei Frau v. Manndorf und speiste Abends abermals bei Grafen von Ratmannsdorf. Sodann besah ich mir mit Mons. Klengel den Tanz, der bei Herrn Grafen von Stubenberg war und bis 2 Uhr dauerte. Den 20. schrieb ich Vormittag nach Dresden und Ritberg, speiste zu Mittag zu Hause und Nachts bei Graf Georg Sigismund von Trautmannsdorf. Den 21. fuhr ich Vormittag zum Grafen von Ratmannsdorf und bat ihn mein Beistand zu

sein im Falle, daß es noch zu einem gütlichen Vergleich mit Graf von Wagensperg käme; von da zu den Franciscanern in die Kirchen und speiste zu Mittag bei Graf von Herberstein, der mich früh mit Monſ. Klengel hatte einladen lassen. Nachmittag ritt ich mit Graf Rudolph von Saurau vor das Thor spazieren und schossen wir mit Pistolen. Den 22. früh empfing ich Briefe von Dresden, Wien und Ritberg, speiste zu Mittag bei Grafen von Dietrichstein und Abends bei Grafen Georg Sigismund von Herberstein. Abends erhielt ich auch ein Decret vom Landeshauptmann wegen der Wagensperg'schen Sachen, daß für Samstag eine Commission angesetzt sei, zu deren Hintertreibung ich ein Memorial an den geheimen Rat aufsetzen ließ. Den 23. schrieb ich nach Dresden, Wien und Ritberg, unterschrieb einige Sachen an den geheimen Rat und speiste zu Mittag bei Graf von Ratmannsdorf, wohin ich auch Nachmittag meinen Secretarium mit meinen Schriften holen ließ, worauf wir uns wegen der angestellten Commission beredeten und ich Abends zu dem Herrn Canzler Mersperg fuhr und meine Sachen dem geheimen Rat übergab. Den 24. erhielt ich ein Memorial, so mir wegen der morgigen Commission zu decretiret worden, speiste Mittags bei Grafen Georg Sigismund von Trautmannsdorf. Den 25. fuhr ich zu der zwischen mir und Graf v. Wagensperg angeordneten Commission, wozu 2 Commissarii verordnet worden, Graf Hans Adam v. Saurau und H. Gechlinger; meinerseits waren Beiſtände Graf Waldmann von Ratmannstorf und Dr. Egger, gegnerseits der ältere Graf von Rottal und Baron Dirntl. Die Commission dauerte bis Abends um 6 Uhr ohne Essen und Trinken und wurde endlich alles dahin verglichen, daß ich statt der prätendirten 14.000 fl. nur 3000 fl. und zwar 2000 sogleich bar, 1000 fl. nach Weihnachten zu zalen, dagegen H. Graf v. Wagensperg nichts als einige Allodialfahrnisse wegzuführen habe. Abends aß ich neben Graf v. Ratmannsdorf und Graf Hanns Adam v. Saurau bei dem älteren Grafen v. Rottal, allwo seine Gemahlin, die eine Kufstein ist, mit seiner Fräulein Tochter zur Tafel war. Den 26. erhielt ich Briefe von Dresden, hörte bei den Franciscanern Meß und speiste Mittags bei H. Vicepräsidenten Baron Zehentner. Den

27. schrieb ich nach Wien und Dresden und fertigte dem Vergleichscontract gemäß mit H. Grafen v. Wagensberg noch einige Sachen. Zu Mittag speiste ich bei H. Grafen Hanns Adam von Saurau, fuhr Abends zu Frau v. Manndorf in Gesellschaft und speiste Nachts zu Hause. Den 28. schickte ich durch meine Bauern einige Sachen nach Trautenfels voraus, speiste Mittags mit Mons. Klengel bei dem älteren Grafen von Rottal, gegen Abend spielte ich bei Frau v. Manndorf und Nachts speiste ich bei Graf Georg Sigismund von Trautmannsdorf. Den 29. machte ich Anstalt zu meiner heutigen Abreise, ging aber vorher zum Grafen v. Attems, allwo ich sah, wie man 2 Bergknappen, die eine Rebellion angefangen, auf dem Platze decolletirte. Dann frühstückte ich zu Hause mit Mons. Klengel, der in Graz blieb, ritt um 11 Uhr per poste weg, und kam Abends nach Bruck an der Mur. Den 30. beantwortete ich hier die Briefe, die ich gestern von Dresden, Wien und Ritberg erhalten, hörte alsdann Meß und ritt Mittags bis Loiben. Ueberall ist schon sehr tiefer Schnee. Abends speiste ich in Mautern.

Den 1. December fuhr ich im Schlitten bis Sexen, allwo ich zu Mittags speiste und Abends bis nach Trautenfels. Den 2. beauftragte ich den Pfleger mir über die Angelegenheiten der Herrschaft Bericht zu erstatten, ließ dann einiges in den Zimmern zurecht machen, hörte Meß und nach dem Essen brachte ich die Zeit mit Durchlesung meiner Sachen zu; abends ritt ich spazieren. Den 3. schrieb ich für die morgige Post, hörte Meß und schoß Nachmittag mit gezogenen Rohren nach der Scheiben. Den 4. ließ ich im Tafel- wie im Gastzimmer einige Spiegel aufmachen. Gegen Mittag kam meine Fuhr von Gräz, daher ich das Altarbild in dem Altar der Capelle einmachen ließ und Nachmittag ließ ich einige Hecken um das Schloß abhauen, damit man besser den Berg hinabsehen könnte. Abends verzehrte ich die Zeit mit Lesen. Den 5. gegen Mittag kam Graf Saurau zu mir und Mons. Klengel sowie mein Secretarius von Gräz. Nachmittag fuhr ich mit Graf Saurau im Schlitten. Den 6. reiste Graf Saurau früh um 7 Uhr nach Gräz ab, dann las ich in den Herrschaftsschriften und ließ einige erkaufte Stückkugeln und Granaten und Pulver in die Rüstkammer bringen.

Nachmittag ging ich vor das Schloß spazieren, ließ noch einige Hecken abhauen und übersah eine und die andere Pflegsrechnung. Den 7. schoß ich an der Enns; sonst brachte ich den Tag mit Lesen zu. Den 8. verzehrte ich, nachdem ich früh die Meß gehört, die Zeit mit Lesen, schrieb auch noch vor dem Essen an den Prälaten von Atmunt[1]), vertrieb nach dem Essen die Zeit mit Pistolenschießen und den Abend mit Lesen. Diesen Abend wurde Mons. Klengel krank und scheint ein hitziges Fieber im Anzug. Den 9. besuchte ich früh den Mons. Klengel und brachte sonst den meisten Tag mit Durchlesung hiesiger Schriften und Stiftsregister zu. Am Abend wollte es mit Mons. Klengel besser werden. Den 10. schickte ich, weil es mit dem Mons. Klengel nicht besser werden wollte, um einen Doctor nach Atmunt. Nachmittag fuhr ich zum Schießen und besuchte noch einmal Mons. Klengel, mit dem es aber nit besser werden wollte. Den 11. kam der Doctor von Atmunt, der Mons. Klengel alsogleich Medicamenta verordnete. Ich fuhr dann wieder aufs Schießen, besuchte dann M. Klengel und brachte die übrige Zeit mit Lesen zu. Den 12. ließ der Doctor dem M. Klengel, um ihm die Hitze etwas zu benehmen, zur Ader. Von Graz kam ein Büchsenmeister zu mir um mir meine Stücke in Ordnung zu bringen. Den 13. ordinirte ich einige Sachen in Betreff der Stücke und Rüstkammer. Nach dem Essen setzte ich für den Pfleger eine Instruction auf und fing an einen Entwurf zu machen, wie das Schloß zu vertheidigen wäre, wenn der Feind käme. Den 14. besah ich die Schloßuhr, die ich durch den Uhrmacher zu Admunt ganz neu hatte machen lassen und continuirte die Instruction wegen des Schlosses Defendirung, die ich auch Nachmittag fertig machte. Abends ließ ich die eisernen Stücke aus den Lafetten heben und sah zu wie der Büchsenmeister die Raketen machte. Den 15. brachte ich die Zeit zu mit Zeichnen einiger Fortificationsrisse und ließ ein Antependium an den Altar machen. Den 16. schrieb ich einige Feiertagswünsch nach Gräz, Wien und Ritberg und besuchte Mons. Klengel, dem der Doctor auf dem anderen Fuße Ader gelassen hatte.

---

[1]) Admont, Benedictinerstift.

Den 17. besuchte ich stracks Mons. Klengel, der heute Nacht sehr schlimm geruht, was aber jetzt besser ward. Den 18. ließ ich in der Capelle einigen Kirchenornat zurichten, sah wie der Büchsenmeister die Raketen und Granaten machte und verzehrte den Abend mit Lesen. Den 19. ging ich, weil das Wetter sehr kalt und trucken war, vor das Schloß spazieren, besuchte Mons. Klengel, übersah einige Herrschaftsschriften, ließ etwas Pulver in kleine Tonnen geben, damit nicht alles in großen Fässern sei, ließ abends einige Raketen steigen und brachte die übrige Zeit mit Lesen zu. Den 20. wurde ich in der Nacht sehr unpaß und dauerte dieß durch den ganzen Tag mit einer starken colica, ingleichen die ganze Nacht wie auch den 21. noch den ganzen Tag bis Abends um 5 Uhr, wo es anfing, besser zu werden. Den 22. befand ich mich schon wol und fand auch M. Klengel schon gebessert, nur war er noch sehr matt, wogegen ihn alle Hitze verlassen hatte. Dann ließ ich einige Falconen aus dem Zeughaus führen auf die Bastei „Sieh dich für", damit sie der Büchsenmeister nach dem Essen probiren sollte; er schoß auch Nachmittag und traf 4mal die Scheibe. Gegen Abend ließ ich einige Raketen steigen. Den 23. stand es mit M. Klengel sehr gut. Nachmittag ließ ich einige Zimmer aufräumen, da ich einige Gäste erwartete und den Abend brachte ich bei Herrn Klengel zu. Den 24. befand sich M. Klengel sehr wol; gegen Abend ließ ich einige Handgranaten probiren und 3 Duzend Raketen steigen. Um Mitternacht hörte ich die erste Messe und ließ 3 Salven mit Stücken dazu geben. Den 25. besuchte mich früh M. Klengel, dann hörte ich die zweite Messe und gegen 10 Uhr die dritte. Nach dem Essen vertrieb ich die meiste Zeit mit M. Klengel. Den 26. kamen gegen Mittag die beiden Herren von Welsersheim nebst H. Buderer zu mir wie auch der Landpfleger von Fridstain und die beiden Verwalter von Gstatt und Sölck. Nach dem Essen gab mein Pfleger einen Bock zu verschießen, der selbst wieder das Best gewann. Am Abend fuhren alle Gäste wieder nach Hause. Den 27. schrieb ich an den Prälaten von Rottenmann, besuchte M. Klengel, der sich schon sehr wohl befand, disponirte noch einige Sachen zu morgiger Stift, ließ zu Mittag das Essen zu M. Klengel hinauftragen, ging

etliche Schüsse mit dem Pfleger schießen und vertrieb am Abend die Zeit mit Lesen. Den 28. fing ich früh an das Amt Schladming zu stiften und hatte damit bis zum Abend zu thun. Dann kam der Hofrichter von Atmunt zu mir und blieb auch die Nacht allhier. Den 29. stiftete ich das Amt Aich und Thurn, womit ich den Tag bis 7 Uhr Abends zubrachte. Den 30. stiftete ich das Amt Frauenstain und Gröbming, womit ich bis 5 Uhr Abends fertig wurde. Den 31. speiste ich im Zimmer des M. Klengel und richtete einige Angelegenheiten in Betreff meiner Herrschaft. Auch fertigte ich den Büchsenmeister aus Gräz mit einem Brief an den Landschaftspräsidenten Herrn Graf Hans Adam v. Saurau ab. Damit endete also das 1684. Jahr. Gott sei höchst gedankt für die Gnad, daß Er mich solches überleben lassen und gebe mir ferners Gnad und Segen zum andern.

1685 1. Januarii. Nachdem ich angezogen, beurlaubte ich den Büchsenmeister mit einer Verehrung von 26 Rthlr. Alsdann schoß ich an der Enns wilde Enten, bezahlte einige Handwerksleut und fuhr Nachmittags gegen Irning im Schlitten spazieren. M. Klengel kam das erstemal zur Tafel und zog in sein voriges Logement. Den 2. fuhr ich mit der Stift von Oeblarn und Irning fort. Den 3. nahm ich die letzten zwei Aemter vor, das Hofamt und Laßniz, womit der Tag bis 7 Uhr zugebracht wurde. Den 4. ließ ich etwas Pulver in kleine Tonnen füllen, besah die Ueberschiffung der eisernen Haubizen und ließ die metallenen Stücke rein machen. Nachmittag fuhr ich mit M. Klengel im Schlitten spazieren. Den 5. ließ ich im Zeughaus und in der Rüstkammer einige Sachen zurecht machen, ging etwas schießen und schrieb am Abend. Den 6. zalte ich meinem Secretario 5000 fl., davon er 1000 fl. dem Grafen von Wagensperg und 4000 der Landschaft bezalen sollte. Den 7. schrieb ich nach Dresden und Costnitz, schoß Nachmittag mit M. Klengel zum Ziel mit Pistolen und expedirte meinen Secretarium völlig nach Gräz mit 5503 fl. 3 Schilling und 16 Pfennig. Den 8. machte ich ein Inventarium der Meubel, welche sowol im obern als im untern Stockwerk in den Zimmern bleiben und dem Pfleger zur Verantwortung übergeben worden;

auch was in der Rüstkammer, im Zeughaus an Stücken, Gewehren und Munition vorhanden. Gegen Mittag reiste mein Secretarius nach Gräz. Den 9. früh machte ich einige Steinbette in die Haubizen. Dann kamen unterschiedliche Bauern, welche teils an der Stift teils an ihren alten Ausständen etwas bezalten. Nachmittag probirte ich ein Steinbett aus den Haubitzen zu werfen, was von perfecter Wirkung war. Abends ließ ich meine Sachen einpacken, auch 2 Startin Luttenberger-Wein diese Wochen nach Dresden abschicken. Den 10. ließ ich einige Schriften einpacken und beschrieb die Sachen, die nebst den Pferden noch hier blieben. Nachmittags schoß ich mit Pistolen zum Ziel. Den 11. ließ ich früh das Stiftzimmer austapezieren, fuhr Mittag mit M. Klengel nach Fridstain, allwo uns der Landpfleger tractirte und nach dem Essen einen Bock zum Verschießen hergab, welchen mein Pfleger für des Landpflegers Frau gewonnen. Gegen Abend fuhren wir wieder nach Hause. Den 12. unterschrieb und fertigte ich einige Sachen und den Paß, richtete dann ein Brennzeug zu Handgranaten, füllte Nachmittag etliche Steinkörb zu den Haubizen und probirte am Abend etliche Handgranaten. Den 13. schrieb ich nach Linz und fertigte meinen Trompeter dahin ab, damit er dann Wein zum Kurfürsten führe, und gab ihm auch einige Sachen mit. Nachmittag besuchte mich der ältere Herr von Welsersheim und blieb bis gegen Abend. Sodann zalte ich die Handwerksleute aus. Den 14. speiste H. Stänginger von Irning bei mir; Nachmittag ordnete ich einige Herrschaftssachen und zog aus dem Stiftsregister, wer von den Unterthanen in diesem Jahre etwas schuldig geblieben. Ebenso übersah ich die Beschwerden des Pflegers über die ihm von mir gegebene Instruction und setzte meine endliche Resolution dazu. Den 15. fertigte ich meinen Caplan ab und unterschrieb noch einige Sachen betreffs der Herrschaft. Abends zälte ich etwas Geld zusammen und verpetschirte es. Den 16. setzte ich eine Instruction auf, was mein Secretarius nach meiner Abreise verrichten soll und unterschrieb die Instruction für meinen Pfleger. Nach dem Essen kamen beide Herren v. Welsersheim und H. Buderer um sich von mir zu beurlauben. Nachdem sie weg waren, schrieb ich an meinen Secretarium Befehle,

was er für mich noch thun solle und schickte mich völlig zur morgigen Abreise."

Am nächsten Tag brach Trautmannsdorf auf und fuhr im Schlitten durch Schnee und Eis über Spital, Linz, Prag nach Dresden, um nochmals den Kurfürsten zu begrüßen, der damals nach Venedig reiste. Von nun an kehrte Trautmannsdorf in jedem Jahre wenigstens einmal in sein „liebes Trautenfels" heim, holte Geld, schrieb Briefe und trieb seine militärischen Spielereien im „Laboratorium" oder auf den Basteien des Schlosses. Die Bauern im Thal empfanden keinen geringen Schrecken, wenn die Kanonen krachten und Feuerpfeile und Feuerkugeln über die Enns hinflogen. Den Sommer und Herbst brachte Trautmannsdorf zumeist in Dresden zu, aber bei aller Gunst des Kurfürsten kam er doch zur Erkenntniß, daß hier nichts zu hoffen sei. Er knüpfte wieder in Oesterreich an, und seine Freunde, namentlich der Herzog von Lothringen, versprachen ihm 1688 wieder einen kaiserlichen Dienst. Als ihn am 1. Juni eine Stafette von Trautenfels nach Wien berief, reiste er sogleich ab und legte den Weg von Mürzzuschlag bis Wien in einem Ritte zurück, aber es bedurfte noch vieler Gänge, bis er den Befehl erhielt, als Generalwachtmeister zur Armee nach Ungarn zu gehen. Schon das Versprechen, daß bei einer künftigen „Generalpromotion" auf ihn Rücksicht genommen würde, erschien ihm als eine Auszeichnung.

Am 29. Juni verließ er Wien, fand sein Dragonerregiment in Altenburg und marschirte mit demselben über Raab und Ofen nach Südungarn, um sich mit dem Corps des Prinzen Ludwig von Baden zu vereinigen. Er entwirft eine grauenhafte Schilderung von der Verwüstung des Landes. Ofen war halb zerstört, die Festungswerke nicht wieder hergestellt, ja einzelne Breschen mit Holz verbaut. An der unteren Donau war alles Land wüst gelegt, Kirchen und Dörfer zerstört und meilenweit kein Bauer oder Fuhrmann zu treffen. Trautmannsdorf vereinigte sein Regiment mit der Hauptarmee und commandirte, als der Kurfürst von Baiern Max Emanuel am 28. Juli das Commando übernahm, eine Brigade, die aus zwei Dragonerregimentern und einem croatischen

Regiment Fußtruppen bestand. Während des Marsches nach Belgrad befehligte er die Arrieregarde, namentlich bei dem Uebergang über die Save, nahm an der Belagerung von Belgrad, aber nicht an der Erstürmung der Festung theil, weil er in den ersten Septembertagen zu einem Streifzuge gegen die Türken ausgeschickt war. Auch der Herzog von Lothringen, der auf einen Tag in das Lager gekommen war, wohnte dem großen Sturm am 5. September nicht bei, weil seine Gegenwart dem Kurfürsten nicht angenehm war. Da der Feldzug als beendet angesehen wurde, nahm Trautmannsdorf Urlaub und verließ am 22. September das Lager. Nach seiner Schilderung war die Armee durch Strapazen und Erkrankungen aller Art furchtbar herabgekommen. Er klagte, daß alle seine Officiere erkrankt und seine Leute theils todt, theils entlaufen waren. Seine Reise durch Slavonien und Croatien war beschwerlicher als alle seine Winterreisen. Tage lang blieb er ohne Nahrung und Trunk, mehrmals mußte er in Wäldern oder in den Ruinen eines Hauses oder einer Kirche übernachten. Dafür verlebte er fröhliche Tage in Graz und in Schloß Trautenfels, wo er den Winter zubrachte. Mit Befriedigung vernahm er im Frühjahr die Nachricht, daß der König von Frankreich den Frieden gebrochen und der Kaiser eine deutsche Armee für den französischen Krieg rüste; er sehnte sich nach einem Commando am Rhein umsomehr, als der Herzog von Lothringen die Reichsarmee befehligte, aber er mußte 1689 und 1690 abermals in den Türkenkrieg nach Siebenbürgen und Serbien, wo nicht alles nach seinem Sinne ging. Er fand auch wenig Gelegenheit sich auszuzeichnen. Seine beste That war 1689, daß er in dem Gefecht bei Widdin (14. October) den General Veterani gerettet hat, und 1690, daß er ein Corps Infanterie und Cavallerie aus Siebenbürgen nach Serbien führte, um die Hauptarmee in Niš zu verstärken. Der kühne Zug gelang vollständig, aber das Unglück in Albanien, wo sieben kaiserliche Regimenter zusammengehauen wurden, den Verlust von Niš und Widdin vermochte er nicht abzuwenden. Während die Kaiserlichen am Rhein siegreich waren, mußte sich die Südarmee an allen Puncten über die Donau und Save zurückziehen, obwohl die Regierung die Slaven

zum gemeinsamen Kampfe gegen die Türken aufrief. Wie Ludwig von Baden erkannte Trautmannsdorf die Schwächen und die Fehler der Kriegsmacht, ihre Klagen wurden jedoch von der Wiener Regierung nicht günstig aufgenommen. Trautmannsdorf verweilte damals vom 10. December 1690 bis 18. Februar 1691 in Wien, seine Mißstimmung wurde noch durch ein ärgerliches Zerwürfniß mit seinem Stiefbruder Hektor vermehrt, der ihm in Wien eine kostbare Sammlung von türkischen Waffen, Teppichen und anderen Beutestücken veruntreut hatte. Trautmannsdorf ließ ihn arretiren und bat den Landmarschall, ihm den Proceß zu machen, nahm jedoch auf die Fürbitte seiner Stiefmutter die Klage zurück. Die Commission, welche der Landmarschall eingesetzt hatte, verglich den Streit. Trautmannsdorf erklärte: „Obschon des Bruders häßliches begangenes Factum und seine mündlich und schriftlich ausgestossenen Lügen keine Verzeihung verdienen, wolle er in Rücksicht auf ihren Vater und die Mutter, welche noch am Leben und in egard der Familie ihm vergeben mit ausdrücklichem Vorbehalt daß, wenn derselbe sein Maul nicht besser im Zaume halten und von mir Uebles reden sollte, ich mit ihm vorgehen lasse, wie er es verdient". Hektor mußte ihm bei Gericht feierlich Abbitte leisten und einen Schuldbrief von 1500 fl. ausstellen. Auch diesen Schuldbrief schickte Trautmannsdorf einige Monate später an die Familie unter der Bedingung zurück, daß Hektor den Schuldschein von 700 fl., den Sigismund Trautmannsdorf vor Jahren seinem Bruder Ferdinand übergeben, ausliefere. Hektor Seifried war damals k. Rittmeister und ein wahrer Thunichtgut. Er trat dann in venetianische Dienste, wurde Gouverneur in Lepanto und starb in Morea.

Auch Sigmund Trautmannsdorf versuchte für einige Jahre, 1692 und 1693, sein Glück im Dienste der Republik. Der venetianische Botschafter in Wien Venier hatte ihm in mehreren Briefen das Commando über die Landtruppen angetragen, welche Venedig in Kreta und Morea verwenden wollte. Nach einigem Zögern und auf den Rath seiner Freunde nahm Trautmannsdorf an, der Kaiser ertheilte ihm den Abschied als k. Feldmarschall-

lieutenant[1]) und da der venetianische Gesandte drängte, beschleunigte er seine Abreise. Wie ein großer Herr mit einem Gefolge von Officieren, mit Gepäck und Pferden durchzog er Steiermark, Kärnten, Friaul bis Portoguaro, wo ihn ein venetianisches Schiff aufnahm. Er kam am 19. Mai 1692 nach Venedig, wurde von der Signoria feierlich empfangen und ging dann zu Schiff nach Nauplia, wo er die Flotte und die Truppen treffen sollte. Die kleine Armee kam ihm jedoch bei der ersten Revue wenig kriegstüchtig vor; sie war aus aller Herren Länder zusammengelesen, schlecht gekleidet und nicht geübt, die besten waren noch die Malteser und Slavonier, die Haustruppen der Republik. Die Flotte und die Armee waren bestimmt, Kanea, den ersten Handelsplatz der Insel Kreta, zu erobern. In der That wurde die Fahrt unternommen. Trautmannsdorf ließ seine Truppen ausschiffen, hatte einige glückliche Gefechte mit den Türken und begann eine regelrechte Belagerung der Stadt, als der Generalcapitän der Venetianer, welcher die Flotte commandirte, die Belagerung unterbrechen ließ und Schiff und Soldaten nach Nauplia zurückführte. Trautmannsdorf mußte trotz aller Proteste nachgeben, begehrte deswegen von Nauplia aus seine Abberufung und kam am 30. November selbst nach Venedig. Auf sein Verlangen erneuerte ihm die Republik den Vertrag und stellte ihn unabhängiger, aber es ist nicht aufgezeichnet, daß er in der nächsten Zeit einen Erfolg hatte. Die Venetianer waren zur See unbedingt den Türken überlegen, aber sie strengten sich zu Lande nicht übermäßig an und überließen den großen Krieg den verbündeten Mächten. Morea war von ihnen besetzt und wurde ihnen auch im Frieden 1699 zugesprochen.

Trautmannsdorf hatte schon 1693 der Republik gekündigt und lebte einige Jahre zurückgezogen in Wien oder auf seinem Gute, bis ihn der Ehrgeiz und die Politik des jungen Kurfürsten Friedrich August von Sachsen wieder in eine kriegerische Thätigkeit und auf einen größeren Schauplatz brachte. Friedrich August kannte Trautmannsdorf noch aus der Zeit, als sein Vater und Bruder

---

[1]) 28. April 1692.

den Kurhut getragen hatten, und der General versäumte nicht, sich dem ritterlichen galanten Kurfürsten vorzustellen, besonders in den Jahren 1695 und 1696, als derselbe das Obercommando in Ungarn führte. Trautmannsdorf war im Gefolge des Kurfürsten, als derselbe am 2. Jänner 1697 in Baden bei Wien zum Katholicismus übertrat. Er begleitete ihn nach Dresden und übernahm, nachdem die Wahl zum König von Polen entschieden war, als sächsisch-polnischer Generallieutenant das Commando über die 18.000 Mann sächsischer Truppen, welche Friedrich August in der Lausitz bereit hielt und die in den folgenden Wirren seine beste Stütze, ja sein einziger Halt geblieben sind. Trautmannsdorf blieb durch drei Jahre im Dienste des Königs und zwar in der besten Zeit desselben, wo ihm Ehre, Ruhm, Liebe und alles Glück des Lebens in reichem Maße zu theil wurden. Trautmannsdorf begleitete ihn nach Polen, wohnte der Krönung am 15. September 1697 und dem prunkvollen Einzug in Warschau bei[1]). Er war der Quartiermacher des Königs in Danzig und Lemberg, der treue Begleiter desselben auf allen Jagden, Bällen und Hoffesten. Nur wenn Abends stark getrunken wurde, zog er sich zurück. In kurzer Zeit kam er zur Erkenntniß, wie unzuverlässig die polnischen Anhänger des Königs waren, wie sie in Habgier und Titelsucht wetteiferten und wie die Unordnung selbst in der Armee einriß. Die polnischen Dragoner sahen wie Bettler aus, sie hatten weder Gewehre noch Schuhe, Officiere und Gemeine klagten über die Quartiere, die Edelleute auf dem Lande wollten weder Sachsen noch Polen aufnehmen. Oftmals mußten die Soldaten auf Feldern und Wiesen lagern; viele desertirten, wenn sie gefangen wurden, mußten sie Spießruthen laufen oder um ihr Leben würfeln. Die Officiere hatten immer Händel und Duelle. Der Generallieutenant war außer Stande, alle Streitigkeiten zu schlichten. Generalmajor von Beust, welcher zwei sächsische Schwadronen aus Ungarn gebracht hatte, kam so betrunken zu Trautmannsdorf, daß er ihn mit Mühe fortbringen konnte. Dem Obersten Schober mußte Trautmannsdorf

[1]) Förster, Höfe und Cabinete im 18. Jahrh. III. 48.

vor dem Regimente seine Unthaten vorhalten und ihn entlassen. Im Lager bei Lemberg brachte ein junger Edelmann mehrere hundert polnische Reiter zu einem Aufstand, um die Deutschen zu vertreiben und zu ermorden, Trautmannsdorf stellte mit 1000 Mann Dragoner die Ordnung wieder her. Wenn er dem Könige klagte, antwortete dieser gutmüthig: er wolle es so machen, daß man mit ihm zufrieden sein werde; aber am andern Morgen war alles wieder vergessen. Im October 1698 führte Trautmannsdorf die sächsische Armee nach Litthauen, um die Gegner des Königs zu entwaffnen. Was er über den Zustand des Landes und die Leiden der Soldaten schrieb, ist grauenerregend. Durch Tage und Wochen fanden sie nichts als elende Dörfer, schmutzige Edelhöfe, Morast und Wälder. Die Soldaten hatten nichts als Brod und stahlen wo sie konnten. Aber der Zug gelang, die Gegner unterwarfen sich freiwillig, der König kam selbst nach Grodno und konnte sich als Herrn des Landes betrachten. An den weiteren Kriegs- und Eroberungsplänen des Königs hat Trautmannsdorf nicht theilgenommen. Er hatte die Lust verloren, die slavische Unordnung zu bekämpfen, nahm zu Ende des Jahres 1699 seinen Abschied und ging nach Oesterreich zurück.

Sein alter Freund Graf Rüdiger Starhemberg war Präsident des Hofkriegsrathes und setzte es durch, daß Trautmannsdorf wieder angestellt und 1701 als General der Cavallerie der Armee in Italien zugetheilt wurde. Aber er war alt, kränklich, unzufrieden, der Armee und ihren Führern entfremdet und kam zu keinem rechten Erfolg mehr. Es war die Zeit des spanischen Successionskrieges und Prinz Eugen hatte mit einer kleinen Armee den Krieg in Oberitalien siegreich eröffnet. Weder Eugen noch der Feldzeugmeister Graf Guido Starhemberg waren Trautmannsdorf geneigt und er wurde nicht freudig aufgenommen. Prinz Eugen übertrug ihm im Jahre 1702 die Blokade von Mantua [1]), während er selbst Cremona überfiel und den Marschall Villeroi gefangen nahm. Als die Armee auf das rechte Ufer des Po überging, führte Trautmannsdorf die

[1]) Feldzüge Prinz Eugens 1877. IV. 68, 69.

zweite Abtheilung des Heeres. Er focht in der Schlacht von Luzzara 2. August 1702 unter Guido Starhemberg am linken Flügel und hat noch am Abend durch einen glücklichen Angriff zum Entscheid beigetragen. In dem Berichte an den Kaiser lobte Prinz Eugen die „Kriegserfahrenheit und tapfere Conduite" des Grafen Starhemberg, aber erwähnte des Grafen Trautmannsdorf, der verwundet war, mit keiner Silbe [1]). Im Spätherbst 1702 reiste Prinz Eugen nach Wien, um die Rüstung und Verstärkung der Armee zu betreiben. Sein Stellvertreter in Italien war Guido Starhemberg und Trautmannsdorf hatte mit ihm einen schweren Stand. Beide waren verdrossene eigensinnige Herren [2]), einer klagte über den andern, Trautmannsdorf wollte selbständig handeln und war in Allem an Starhemberg gewiesen. Die Armee stand damals bei Ostiglia am Po, um den Franzosen die Verbindung mit Tirol und Baiern zu verwehren. Als dann Starhemberg (im Herbst 1703) den Zug nach Piemont unternahm, ließ er Trautmannsdorf am Po auf dem halbverlorenen Posten in Ostiglia und Revere zurück. Starhemberg selbst hatte an Eugen geschrieben: „Es sei besser alles zu wagen als in Ostiglia Hungers zu sterben". Er hatte 15.000 Mann und die besten Truppen mit sich genommen. Trautmannsdorf blieben 4 Geschütze und 10.000 Mann ausgehungerter Soldaten, deren Reihen sich von Woche zu Woche minderten. Er war ohne Geld, ohne Hoffnung auf eine Verstärkung; er konnte und durfte den Feind nicht angreifen und Starhemberg schrieb an Eugen [3]): „Wenn es Ihnen nur möglich ist, kommen Sie, ohne einen Augenblick zu verlieren, nach Revere, denn ich fürchte von jener Seite mehr von unseren Freunden als von unseren Feinden". Trautmannsdorf ersuchte den Prinzen, ihn unabhängiger zu stellen, aber er bekam den Befehl, dem Feldzeugmeister zu gehorchen, so lange die Verbindung mit Piemont offen sei; nur wenn diese unterbrochen würde, könne er nach eigenem Ermessen handeln.

[1]) Arneth, Graf Guido Starhemberg 275.

[2]) Eugen selbst schrieb von dem „widerwärtigen Naturell" des Grafen Starhemberg, Arneth a. a. O. 348.

[3]) 24. Dec. 1703; Arneth, Prinz Eugen. I. 303.

Dessenungeachtet erklärte Trautmannsdorf: er könne die Befehle Starhembergs nur insofern berücksichtigen, als er nichts vernachlässigen werde, was der Dienst und der Vortheil Seiner Majestät verlange [1]). Dieser Ungehorsam brach den Stab über ihn. Prinz Eugen befahl Starhemberg selbst nach Ostiglia zu gehen oder den Prinzen Vaudemont als commandirenden General hinzuschicken. Starhemberg wählte das Letztere, Prinz Vaudemont der Jüngere kam am 27. März 1704 in das Lager am Po und Trautmannsdorf übergab das Commando. Es war wohl die bitterste Stunde seines Lebens. Er war 68 Jahre alt, einer der ältesten Generale der Armee, aus einem vornehmen österreichischen Geschlechte, bei Hofe wohl angesehen, und mußte nun beinahe schimpflich die Armee verlassen, denn man beschuldigte ihn zugleich, daß mit seinem Vorwissen und in seinem Regimente ein Officier seine Stelle verkauft habe [2]). Er ging zuerst nach Venedig, später nach Wien. Seine Gegner mußten in kurzer Zeit erfahren, daß der Posten am Po wegen der trostlosen Lage der Soldaten in der That nicht haltbar sei. Prinz Vaudemont war geneigt, das rechte Ufer zu räumen und sein Nachfolger, Graf Leiningen, führte schon im Juni 1704 den Rest der Truppen nach Tirol zurück. Starhemberg selbst kam in Piemont in eine so unangenehme Lage, daß er seine Abberufung begehrte und nach Ungarn versetzt wurde. Trautmannsdorf scheint sich wegen seines Verhaltens und namentlich wegen der ehrenrührigen Anklage glänzend gerechtfertigt zu haben, denn er wurde beim Hofkriegsrathe ehrenvoll empfangen und erhielt die Genugthuung, daß ihn der Kaiser noch im April 1705 zum Generalfeldmarschall ernannte. Aber seine militärische Laufbahn war abgebrochen, seine Gesundheit tief erschüttert, die alten Leiden und Wunden quälten ihn und bei Luzzara war er noch aufs neue verwundet worden. Er starb in Wien am 1. April 1706, kaum ein Jahr nach dem Tode Kaiser Leopold I., dem er zeitlebens in Treue und Hingebung zugethan war.

---

[1]) Guido Starhemberg 330.

[2]) Prinz Eugens Feldzüge. I. 265.

Seine Frau Marianna, welche in den letzten Jahren erblindet war, starb ein Jahr nachher, 1707. Sein Sohn Sigmund Leopold hatte unter dem Vater in den Niederlanden und in Ungarn den Krieg gelernt, wurde Hauptmann und Oberstlieutenant im Regimente Salm, 1717 Kriegsrath in Innerösterreich, heiratete im selben Jahre Maria Anna Gräfin von Starhemberg und starb 1732. Von den Stiefbrüdern des Grafen Sigmund Joachim Trautmannsdorf überlebten ihn nur Graf Franz Ehrenreich, seit 1698 Vicepräsident der innerösterreichischen Kammer und eine Zeit Gesandter in der Schweiz. Das Schloß Trautenfels kam an den Grafen Sigmund Leopold Trautmannsdorf, an dessen Sohn und Enkel, mit welchem diese Linie der Trautmannsdorf am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ausgestorben ist. Das Schloß und Gut wurde versteigert, geplündert, ging von Hand zu Hand, wurde in unseren Tagen abermals feilgeboten und gehört seit 22. Jänner 1878 dem Grafen Joseph Lamberg von der steirischen Linie.

Wer die Mittheilungen zusammenfaßt, die wir hier aus den verschollenen Tagebüchern aufgelesen haben, dem stellt sich das echte Bild eines österreichischen Edelmannes und Soldaten des siebenzehnten Jahrhunderts dar. Der kriegerische Sinn hatte sich in diesen Geschlechtern fortgeerbt. Ohne Vorbildung, ohne besondere Kenntnisse traten sie in den Dienst, leicht und fröhlich wie auf den Tanzsaal gehen sie ins Gefecht, fallen in der Schlacht oder steigen von Stufe zu Stufe. Wenige bringen es zu einem Feldherrnstab, die meisten ruhen als Oberste oder Generale auf einem Gute aus. Trautmannsdorf hatte einige gelehrte Neigungen in seinen Stand mitgebracht; er sprach lateinisch, französisch, italienisch, las viele Bücher, führte eine ausgebreitete Correspondenz und suchte sich an Ort und Stelle von allem zu unterrichten: von der Geschichte einer Stadt, eines Schlosses, einer Kirche u. a. In den Niederlanden überraschte ihn das regsame Stadtleben, in Serbien ritt er aus, die Trajansbrücke zu sehen, im Kloster Oliva bei Danzig erinnerte er sich an den schwedischen Frieden, auf den Feldern bei Argos an die alten griechischen Helden. Hie und da hatte er sogar künstlerische Anwandlungen, sammelte alte Waffen, Möbel, Bilder.

Viermal hat er sich malen oder nach seinem Ausdruck „abschillern" lassen: 1675 in Paderborn, 1679 in Günzburg von dem Hofmaler des Herzogs von Lothringen, 1684 in Dresden sogar in Lebensgröße und 1685 nochmals in Dresden. Am liebsten saß er im Sattel an der Spitze seines Regimentes. Seine persönliche Tapferkeit war allgemein bekannt. Sein ganzer Leib war voll Wunden, eine Schußwunde, die er bei Widdin erhielt, wurde nie ganz geheilt. Er war in jedem Zoll Soldat, aber er glich in seinem unruhigen Wesen doch mehr den kühnen Söldnerführern, wie sie der dreißigjährige Krieg emporgebracht hat, als den Feldherren seiner Zeit, welche durch ihre Kriegskunst wie durch ihren persönlichen Charakter und ihr selbstbewußtes Handeln die Siege in Belgien und Ungarn entschieden haben. In früheren Jahren hatte sich Trautmannsdorf nur als ein tüchtiger Reitergeneral hervorgethan. Erst mit fünfzig Jahren begann er artilleristische und tactische Studien. Wie die meisten Officiere seiner Zeit trieb auch er den Krieg als ein Geschäft. Er kaufte Waffen und Rüstzeug, ließ Soldaten werben, bezahlte sie und machte dem Hofkriegsrathe die Rechnung. Oftmals war Verlust dabei, aber der Gewinn überwog. Jedes Jahr schickte er seiner Frau zwei- bis dreitausend Thaler. Er unterstützte seine Brüder und Schwestern und legte Geld an. Sein Vermögen, sein ganzes Hauswesen hielt er in strenger Ordnung. Er war kein Schuldenmacher, kein Verschwender. Als Oberst und General vergrößerte er seinen Haushalt, nahm sich einen Secretär, einen Koch, hielt für seine Officiere offene Tafel und reiste wie ein großer Herr mit Dienern und Pferden. In seiner Jugend war er ein wilder, trotziger Geselle, ging einem Zweikampf nie aus dem Wege, liebte Tanz und Spiel, aber er blieb immer mäßig, keusch und sittlich. Seine Gesundheit war bis ins Alter wie von Eisen, aus jedem Unwohlsein rüttelte er sich rasch auf. Er war noch einer der wilden Reiter, welche Tag und Nacht im Sattel aushalten konnten. Es wurde erzählt, welchen scharfen Ritt er von Augsburg nach Wien und zurück unternommen hat. Noch 1684 ritt er Tag und Nacht in dreiundzwanzig Stunden von Dresden nach Prag. Ein besonderer Zug seines Charakters war seine tiefe Frömmigkeit und seine Hin-

neigung zu den Jesuiten und Mönchen aller Art. Sein Jahrbuch schloß und begann er mit einem kurzen Gebet: „Gott sei gedankt, daß er durch seine göttliche Gnade mich gesund und vor allem bewahrt hat, Gott gebe, daß ich auch das zukünftige nach seinem Willen überlebe". Wenn möglich, hörte er jeden Tag die Messe, beichtete zu Weihnachten und Ostern und jedenfalls vor einer Schlacht. In Wien versäumte er nie, sich dem Beichtvater des Kaisers vorzustellen. In Westphalen, in den Niederlanden, in Ungarn und Polen, auf allen seinen Zügen sprach er gern in Klöstern, zumeist bei den Jesuiten ein, in allen ihren Ordenshäusern fand er Freunde und Gönner. Wir vermögen nicht zu bestimmen, inwiefern ihm die Jesuiten die Bahn nach Sachsen und Venedig eröffnet haben. Trautmannsdorf war der Chef eines Zweiges der Familie, aber er nahm Antheil an Ehre und Glück eines jeden Trautmannsdorf. Mit seinen Vettern von der steirischen Linie stand er in freundschaftlichem Verkehr; er besuchte sie in Graz und Gleichenberg. Er freute sich, wenn er einen alten Grabstein eines vergessenen Trautmannsdorf entdeckte. Er studirte und schrieb eifrig an dem Stammbaum seines Geschlechtes. Das aristokratische Bewußtsein hatte ihn nie verlassen. Immer fühlte er sich als Edelmann über die Masse des Volkes herausgehoben. Bürger und Bauern schienen ihm nur zum Dienst, zur Arbeit verpflichtet. Auf seinem Gute kümmerte er sich wenig um das Wohl und Wehe der Unterthanen. Er ritt, schoß und jagte, aber die Wirthschaft überließ er seinem Verwalter. Ebensowenig kümmerte er sich um die Politik oder um die Vorrechte seines Standes in der Verfassung; er erachtete es als Pflicht und Ehre, zu Hofe zu kommen, dem Kaiser höfisch und soldatisch zu dienen. In allen Widerwärtigkeiten vertraute er der Gunst des Hofes und in dieser Gunst hat er sich trotz seines Eigensinns und seiner Ausschreitungen in und außer dem Dienste erhalten. Niemals hat er sein Vaterland vergessen oder aufgegeben. Auch im fremden Dienste diente er der Sache Oesterreichs und bis zu seinem letzten Hauche ist er ein echter Trautmannsdorf, ein loyaler österreichischer deutscher Edelmann geblieben.

III. Fürst Ferdinand von Schwarzenberg.

1652—1703.

Von allen Provinzen hat Böhmen in der Reformationszeit die größte Veränderung erfahren in der Religion und Verfassung, in der Nationalität, im Adel wie im Bürgerthum. Der alte böhmische Adel deutscher und slavischer Zunge war decimirt. Von den alten Familien hatten sich erhalten: die Lobkowitz, Černin, Waldstein, Sternberg, Kolowrat, Wrbna, Schlick, Rostiz, Martinitz Woraschitzky. Durch den Kauf und die Schenkung der confiscirten Güter wurden in Böhmen seßhaft: die Aldringen, Althann, Colloredo, Gallas, Götz, Dietrichstein, Maradas, Morzin, Mannsfeld, Colalto, Fürstenberg, Piccolomini, Eggenberg, Schwarzenberg, Trautmannsdorf, Thun u. a. Sie traten zumeist in den Herrenstand, verachteten und fürchteten den nationalen Ritteradel und bildeten eine Genossenschaft, welche Land und Volk beherrschte. Mehrere dieser Familien haben mitgeholfen, den österreichischen Staat auszubauen, die Kronrechte zu erweitern und die Regierung zu kräftigen: so die Rostiz, Kinsky unter Leopold I., Johann Wratislaw unter Joseph I. und Karl VI., die Chotek und Kolowrat unter Maria Theresia und Joseph II. Viele dieser böhmischen Herren waren eiserne Naturen, ohne Herz, dünkelhaft, stolz, begierig nach Ehre und Herrschaft, aber dabei von ehrbaren Sitten, geschickt für die Verwaltung, geistig gebildet, voll Thätigkeit und Treue für ihre Fürsten. Mit stolzer Sorgfalt hielt sich der hohe Adel fern

vom Bürgerthum und dem niederen Adel, und je mehr sich die Herren abschlossen, desto feindseliger wurden die Ritter. Schon die böhmische Landesordnung sprach „von der großen Zwietracht, dem Widerwillen und der Uneinigkeit zwischen dem Herren- und Ritterstand von Alters her". Die Verfassung begünstigte überall den hohen Adel. Die obersten Landesämter des Oberstburggrafen, Landhofmeisters, Landeskämmerers, des obersten Kanzlers, Oberstlhofrichters und Appellationspräsidenten waren dem Herrenstande vorbehalten. Die Mitglieder des Ritterstandes konnten nur Landschreiber, Unterkämmerer, Burggrafen des Königgrätzer Kreises oder Landrechtsbeisitzer werden. In der böhmischen Statthalterei saßen unter Leopold I. 23 Personen, 20 Grafen und Herren und nur 3 Ritter, im Landrecht 14 Herren und 9 Ritter. Auch in Oesterreich konnte ein Edelmann des Ritterstandes nur Landesuntermarschall werden. Dafür trugen diese Edelleute eine Ritteruniform und von den öffentlichen Aemtern mußte ihnen der Titel „edler gestrenger Ritter" ertheilt werden. Auch der Ritteradel schloß sich von den neuen Geschlechtern ab. Seit Rudolph II., 1594, und Ferdinand II., 1628, wurde gesetzlich im Herren- und Ritterstande ein alter und neuer Adel unterschieden. Kaiser Leopold I. hatte diese Ordnung 1702 neuerdings bestätigt. Für den Herrenstand waren sechzehn Ahnen und der Besitz eines landtäflichen Herrengutes nothwendig, für den Ritterstand der Besitz eines Rittergutes und der Nachweis, daß die Vorfahren bis ins dritte Glied ehelich geboren und adelig waren. Die Stände in Niederösterreich begnügten sich für die Aufnahme in den Ritterstand mit einer Incolatscaution zur Sicherstellung einer Steuer von 60 fl., jene in Steiermark mit einer Summe von 10.000 fl., welche bei der Landschaft hinterlegt wurde. Der niedere Adel war seit dem großen Kriege furchtbar herabgekommen. In Böhmen waren unter Ferdinand II. 214 Rittergeschlechtern die Güter ganz oder theilweise confiscirt worden [1]). Unter Leopold I. wurden 238 landsässige Rittergeschlechter gezählt, aber

---

[1]) d'Elvert, Beiträge zur Geschichte der Rebellion in Böhmen und Mähren. XVII. 218.

die meisten waren Neuadel, Militär und Beamtenfamilien. In Krain waren von den alten Familien 168 ausgestorben, 22 ausgewandert; nur 58 blieben seßhaft, aber neben ihnen gab es in dem kleinen Lande 87 andere Adelsfamilien, welche nicht zur Ritterschaft gehörten [1]). In Oberösterreich waren noch 25 landtäfliche Rittergeschlechter übrig, wie die Hohenegg, Hayden, Pergen, Clam, Engel, Hackelberg, Schmelzing, Hager, Schallenberg, welche noch blühen.

Der niedere Adel hatte noch viele nützliche Rechte, aber er verarmte in dem Maße, als er den Antheil an der Regierung und das Geschick dazu verlor. In Deutschland hatte sich ein wissenschaftliches Ritterthum gebildet, die Söhne der Junker studirten, kamen in die Regierung und erhielten sich und ihren Stand frei. In Oesterreich kamen nur wenige im öffentlichen Dienst in die Höhe. Die jüngeren Söhne wurden meist Soldaten, tüchtige Officiere, und kehrten dann auf das Land zurück. Viele kleine Gutsbesitzer waren alte Soldaten, welche, der Kriegsfurie übersatt, sich nach dem Ausdrucke der Zeit „dem Pan und der Ceres" ergaben. Die Rittergeschlechter bildeten noch einen Landadel und die Familien suchten das Gut zu erhalten, aber das Rittergut hatte nur einen kleinen Anbau, kleinen Wald und geringe Viehweide. Es trug nur wenig „Bediente", d. h. Wirthschaftsbeamte, höchstens einen Amtmann, einen Meier, einen Förster und Jäger, einen Kastner und mehrere Hirten. Das „Schloß" war ein alter Steinkasten mit einem Thurm, oft noch mit Stroh oder Schindeln gedeckt und mit einem Wassergraben umgeben. Es zeigte schon von Geschmack, wenn das Portal einige Säulen hatte und darüber das Wappen in Sandstein ausgemeißelt war. Die Stuben hatten einfache Dielen, die Fenster Pfennigscheiben, die Küche einen großen offenen Herd. Im ersten Stockwerke waren ein oder zwei Prunkzimmer, mit verschlissenen Tapeten behängt. In einer Kammer hingen die Gewehre, die Armbrust und der Degen. In einem Schranke lagen der Wappenbrief, ein Schreiben Seiner Majestät oder Briefe eines Generals und

[1]) Valvassor IX. 100, Dimitz IV. 81.

geheimen Raths, selten eine Bibel, noch seltener ein Horaz; am häufigsten die Bücher über Land- und Feldwirthschaft von Hochberg, Böckler und Wegener. Neben dem Schlosse war der Meierhof mit Wirthschaftsgebäuden, eine große Scheuer, ein Pferd-, Rinder- und Schweinestall, eine Obstpresse, eine Milchkammer. Es war schon viel, wenn zu dem Gute Weingärten, ein Bräuhaus oder eine Mahl- und Sägemühle gehörten. Der Herr mußte wie der geringste Bauer die Wahrheit des Spruches erfahren: „Was der Pflug gewinnt, verzehrt der Pflug". Es fehlte an Arbeitskraft und Absatz, an Bargeld und Credit. Mit Stolz und doch mit stillem Seufzer las der Ritter das „Lob des Feldlebens" von einem horazkundigen Schriftsteller[1]): „Wohl und mehr als wohl dem, welcher weit von Kriegen, von Sorge, Müh' und Angst befreit, sein Vatergut kann pflügen, lebt sicher und in Ruh' noch wie die alte Welt zu Zeiten des Saturns und pflügt sein kleines Feld, spannt Ross' und Ochsen für, dort seinen Sinn lernt kränken um armer Leute Schweiß, weiß nichts von Wechselbänken, Wucher und Finanz, ist alles Kummers frei". Die Jagd war sein Ritterrecht und sein Vergnügen. Nach der Jägerordnung von 1674 durften nur „Landleute", d. h. die ansässigen Edelleute Hasen oder Rebhühner schießen, hetzen, beizen und dergleichen „adelige Exercitia" treiben. Er konnte jedem Fremden, auch dem Officier, der ohne Erlaubniß durch seine Felder streifte, ebenso jedem Bauer oder Winzer Gewehr und Hunde wegnehmen. Die Söhne des kleinen Gutsbesitzers wurden nothdürftig von einem geistlichen Hofmeister unterrichtet, kamen dann in die Jesuitenschulen und zur Armee, am liebsten in den Edelknabendienst, denn dadurch lernten sie das Hofleben von Jugend auf und damit „alle Ungelegenheit mehr eine Lust als einen Verdruß" erkennen. Der Gutsherr ritt lieber zu einem Bankett in die Stadt als zu einer Ständeversammlung, er versäumte jedoch nicht, wenn ein Prinz, ein Hofherr oder ein General durchreiste, seine Aufwartung zu machen. Mit stillem Neide sah er die schönen Häuser, die Wagen und Pferde der „Tintenkleckser und Pfeffersäcke". Mit seinem alten

---

[1]) Böckler, Land- und Feldschule 1678.

Wappenbriefe hielt er sich dem ersten Grafen gleich, verachtete Bürger und Bauer und am meisten die neugeadelten Beamten. Das Zehren von Ruhm schützte ihn jedoch nicht vor Unfähigkeit und Verkommenheit. Der kleine Gutsbesitzer fristete ein kümmerliches Dasein. In Inneröſterreich und Tirol wechselten die Güter sehr rasch ihre Besitzer, oft schon in der zweiten oder dritten Generation. In Böhmen nahm der Großgrundbesitz den kleinen auf und der Ritteradel verlor immer mehr an Besitz. Hie und da wuchsen neugeadelte Familien ein, aber nur selten, denn der alte Adel sträubte sich gegen den Zutritt neuer Familien und erschwerte ihnen die Aufnahme in die Standschaft. Dafür rächte sich der neue Briefadel durch Geld und Prunk und bildete sich auf seine Titel und Wappen noch mehr ein.

Der strenge Sittenrichter Abraham a Sancta Clara schildert uns mehrere Personen aus dieser Gesellschaft: den armen stolzen Burgherrn, die hoffärtige adelige Dame und die eitle Beamtensfrau[1]). Etwa fünfzig Jahre später erzählt uns ein anderer Schriftsteller die Ausfahrt eines jungen Ritters in die Stadt[2]): „Der Edelmann Arimantes ist ein schöner junger und wohlgehaltener Ritter. Der Adel leuchtet ihm recht aus den Augen. Der Name seiner Vorfahren steht in den Nachrichten der alten Turniere. Sein Vater wollte lieber bedürftig sein, als seinen Adel durch eine reiche Bürgerheirat besudeln, durch welche er seinem alten Hause einen neuen Glanz beilegen konnte. Alle echten und wahrhaftigen Edelleute billigten diese Großmuth. Aber es ereigneten sich Umstände, da Arimantes lieber gewünscht hätte, daß sein Vater nit so heikel gewesen. Er mußte einige Morgen Landes versetzen, um sich ein wenig zu kleiden und die Welt zu sehen. Er kam in die große Stadt und sah mit Verwunderung, daß ein mittelmäßiger Bürger eine bessere Wohnung habe als die meisten Edelleute auf dem Lande. Er kam in Gesellschaft, das Haar in Buckel gelegt, mit Puder reich

---

[1]) Judas II. 1, 196. Gehab dich wohl 63, 64; v. Karajan, Abraham a Sancta Clara 163, 169, 194.

[2]) v. Loen, Kleine Schriften 1751. 82–88.

bestreut, ein langer Schwanz hing ihm zierlich zwischen den Achseln herab und schlug ihm im Gehen sanft wider den Rücken. Er hatte silberne Knöpfe auf dem Kleide, einen schönen bordirten Hut und seidene Strümpfe. Allein sein ganzer Aufzug hieß nichts gegen die Pracht der Herren, die er in Gesellschaft traf. Ihre Kleider schimmerten von Gold und Silber, ihre Westen waren von reichem Zeug, alles war prächtig. Die schönen Kleider, der Glanz kostbarer Edelsteine zierte auch die häßlichsten Gesichter. Eine Menge Wachslichter vermehrte den hellleuchtenden Schein, den die großen Spiegelgläser und krystallenen Wandleuchter abwarfen. Der Fußboden war von nußbaumnenem Tafelwerk. So viel Pracht und Reichthum versetzte Arimantes in große Verwunderung. Er fand sich so geschmeidig und demüthig vor dem glänzenden Adel. Cafe wurde mit verzuckerten Früchten und Backwerk herumgegeben, man zog die Karten, um die Spieltische zu besetzen; als er fragte, antwortete man ihm: viel Geld, aber ihr Herkommen ist so groß nit, sind alle außer einem oder zwei Edelleute von Karl VI. Sind auf tausenderlei Art besorgt, ihren neuen Stand bekannt zu machen. Ihre Kutschen und Livreen, Silbergeschirre, Porcellan, ja sogar die Ofenfüße und Halsbänder von ihren Hunden müssen Zeichen und Urkund ihres Adels sein. Die Frau Sudelwitz, deren Mann ein Dörfchen pfandweis mit einigen armen Unterthanen besitzt, sprach von ihrer Herrschaft und gnädiger Herr und gnädigen Frau vorn und hinten".

Der hohe Adel unterschied sich vom mittleren und niederen Adel nicht bloß durch die Prärogative, welche ihm das Gesetz und Herkommen gab, sondern ebenso durch seine Bildung, seine Sitten, durch seine Lebensweise, sogar durch seine Kleidung. Die reichen vornehmen Familien lebten äußerst behaglich, im Winter in der Stadt, im Sommer auf dem Lande. Das Herrenschloß war gewöhnlich ein stattlicher Bau, an dem mehrere Jahrhunderte gearbeitet hatten. Die alte Burg der Vorfahren war noch sichtbar an einem oder mehreren ungeheuren Thürmen mit Schießscharten und Zinnen, an dem massiven Mauerwerk und hohem steilen Dache. Aber bereits waren mehrere Flügel angebaut für den Prunksaal und die Wohngemächer. Ueber dem Thore war das fürstliche oder

gräfliche Wappen ausgemeißelt, das Innere des Hofes war von Arkaden umschlossen, eine Freistiege mit spitzen Säulchen führte ins obere Stockwerk, und von den Gemächern konnte man über eine prachtvolle steinerne Terrasse in den Garten und Park gelangen. Der Graben war ausgetrocknet, der Wall mit Linden bepflanzt und bot einen schattigen angenehmen Weg. Die Stuben hatten Tafelwerk an den Decken und Wänden, Schränke und Tische mit vergoldetem Schnitzwerk und kunstreich eingelegter Arbeit; im Frauengemache standen zierliche Kästchen und eine Wiege, mit Silber und Elfenbein eingelegt. Der Saal war mit Marmor ausgelegt und zeigte an der Decke ein mythologisches Bild mit lebhaften Farben. An den Wänden hingen die Bildnisse der Väter und Mütter aus dem siebzehnten, seltener aus dem sechzehnten Jahrhundert; die Männer, meist in spanischer Tracht mit einer goldenen Kette, die Hand auf den Tisch gelegt, daneben ein Fürsten- oder Grafendiplom. In einem Thurmgemache war das Archiv, der Stammbaum der Familie, Briefe, Diplome, Urbarbücher, selten eine Familienchronik. In der Rüstkammer standen kleine Kanonen, Mörser und Pöller, öfter auch eine Folterbank; an der Wand hingen Dolche, Schwerter und Gewehre aller Art, von den alten schweren Hakenbüchsen bis zu den Gewehren mit Rad und Steinschlössern. Das untere Thurmgemach war häufig in eine Kapelle verwandelt, wo ein Capuziner oder Jesuit täglich die Messe las und seinen Rosenkranz betete. Der Garten zeigte schon die feingezeichneten Beete der französischen Art, eine Grotte mit nachgemachten Tropfsteinen, ein Pomeranzenhaus, ein Gartenhaus, wo eine Camera obscura aufgestellt war. Die böhmischen und österreichischen Schlösser lagen meist auf einer Anhöhe und mitten zwischen Feld und Wald; erst im achtzehnten Jahrhundert wurden nach dem Muster von Versailles die Schlösser in Sandebenen gebaut, wie z. B. Gödöllö und Eisenstadt in Ungarn. Der Gutsherr kam gewöhnlich erst im Hochsommer oder im Herbst zur Jagdzeit auf das Land. Dann wurde es lebendig in Haus und Hof, zahlreiche Gäste kamen und gingen, Tag und Nacht wurden durch fröhliche Spiele und Maskeraden gekürzt. Das höchste Vergnügen blieb die

Jagd selbst, sie war „eines der nützlichsten und angenehmsten Regalien des Gutes“ hieß es im Jagdgesetze. Ein echter Gutsherr mußte eine „hohe Wildbahn“ haben, d. h. die Jagd auf Hoch-, Roth- und Schwarzwild, Auerhähne und Berghühner, Schwäne und Reiher, ferner das „Reisgejaid“ auf Rehe, Füchse, Hasen, Feldhühner, Schnepfen, Wildenten. Dazu gehörte ein großer Hundehaushalt. Es gab Spür-, Leit- und Laufhunde, Schweinsrüden, Dachs-, Biber-, Otterhunde, Windspiele, Wasser-, Fasanen-, Wachtel-, Beizhunde. Die weißen Jagdhunde galten als die besten, die grauen als gemein, aber dauerhaft, die schwarzen wurden nur auf Schweine und Füchse abgerichtet. Hirsche und Wildschweine wurden noch zu Pferde gejagt. Mit den Herren ritten die Frauen auf die Beiz, wo der Falke zum Vogelfang aufstieg und der Beizhund die Wachtel oder den Fasan brachte. Die Hühnerbeize war nur vom 24. August bis zum Februar gestattet. Auch durfte der Jagdberechtigte nicht ganze Kitten, sondern nur am Tage zwei mit einem Habichtlein abfangen lassen. Ein größerer Gutsherr hatte mehr als hundert Beamte und Diener. Im Wirthschaftsgebäude wohnten der Amtmann und Pfleger, der Renten- und Kastenschreiber, der Burggraf, Forstmeister, Hundejäger; in der Meierei der Schäfer, die Knechte, der Bräumeister, in Böhmen häufig auch der Fischmeister; im Herrenhaus der Secretär, Hofmeister, Tafeldecker, Kuchelmeister, Stallmeister, Mundkoch, Silberdiener, Lakaien und Kammerfrauen bis zum „Stubenmensch“ herab. Dem Gutsherrn war es schon eine Arbeit, die Rechnung seines Amtmanns durchzugehen, die Unterthanen zu stiften, d. h. nach dem Urbar die Abgaben zu regeln oder mit dem Forstmeister in die Wälder zu reiten. Im Spätherbst mußte der Gutsherr in die Stadt und in sein Amt zurück als Reichshofrath, als Conferenz- oder Kammerrath oder zu Hofe als Oberstkämmerer und Obersthofmeister. Er bewohnte in der Stadt sein Fideicommißhaus oder wenn er zu Hof gehörte, ein Freiquartier. Erst unter Joseph I. und Karl VI. erstanden die großen schönen Paläste in Wien. Der Edelmann ging selten zu Fuß durch die Straßen, auch ritt er nicht mehr zu Hofe, sondern fuhr in schönen Carossen mit reichverzierten Pferden. Die Frauen wurden

in Sänften getragen, das Mittagmahl war um ein Uhr, das Abendmahl um sieben. Zu einem Bankett nach französischer Art gehörten wenigstens dreißig Personen [1]). An langen Tafeln standen auf beiden Seiten hochlehnige Sessel, das Tischtuch mußte bis eine Spanne lang zur Erde hängen, acht Gänge waren unbedingt nothwendig. Zum ersten Gang gehörten dreißig große Schüsseln mit Suppen von gehacktem und ganzem Fleisch; der zweite Gang brachte eingemachtes Fleisch, Wildpretpasteten, Würste, Schinken; der dritte gebratene Rebhühner, Fasanen, Indiane, auch „Künigl"; der vierte klein Gebratenes, Schnepfen, Lerchen, Drosseln und andere Vögel; der fünfte Fische, besonders Lachse und Forellen; der sechste Gebackenes mit Eiern und Sulzen; der siebente Früchte und Käse; der achte in Zucker eingemachten Marzipan u. a. Getrunken wurden deutsche, französische und ungarische Weine. Abends wurde gespielt. Der Kaiser selbst spielte hoch und das Spiel war allgemein bis in die Bürgerfamilien. Der Hof Leopolds I. und Karls VI. bot gegenüber den einsamen Fürstenstätten Rudolphs II. und Mathias' ein prachtvolles Bild. Dem reichen und armen Edelmann war es Ehre und Glück, zu Hofe zu einem Concert, einer Schlittenfahrt, zu einer Maskerade oder Wirthschaft geladen zu werden. Nur die Vornehmsten konnten dem Kaiser in der Reitschule aufwarten oder ihn auf eine Jagd nach Laxenburg oder Ebersdorf begleiten. Sie lasen viele harte Urtheile über das Hofleben in den Büchern von Moscherosch und Logau. Der österreichische Edelmann von Hochberg, der 1665 nach Regensburg auswanderte, nannte das Hofleben eine Pflanzschule des Ehrgeizes, einen Probirstein der tapferen Geister, ein Theater, auf dem Laster und Tugenden am sichtbarsten erscheinen [2]). Abraham a Sancta Clara schrieb voll Unbehagen: „Wer sich nach Hof will wagen, muß haben einen Straußenmagen, der gar viel Hartes verdaut, er muß viel grobe Brocken schlücken und sich in jeden Sattel schicken" [3]). Dessenungeachtet war der

---

[1]) Johann Wegener, Die böhmisch-österreichische Oeconomie 1669.
[2]) Wolf Helmhard von Hochberg, Adeliges Landleben 1668.
[3]) Gehab dich wohl 335, 336.

kaiserliche Hof ein Zaubergarten für jeden Edelmann, für Speculanten und Stellenjäger aller Art. Die Fürsten und Grafen, „die Regierer des Hauses", gingen lieber zu Hof als in den ständischen Ausschuß. Dort waren Aemter, Ehren und Würden, Verbindungen und politischer Einfluß zu finden. Die Söhne der vornehmen Familien lernten in der Jugend etwas Latein und einige klassische Autoren, etwas über die Pharaonen und römischen Kaiser, den Unterschied der „politischen Regierungen" und vor allem die Glaubensartikel. Vom zwölften oder fünfzehnten Jahre an gestattete man ihnen einen Spazierritt, ein Hetzjagen, Lustschießen, Fischen und den Vogelfang. Der Hofmeister, ein Geistlicher oder ein verarmter Edelmann mußte bei der Aufnahme einen Vertrag unterzeichnen und erhielt eine besondere Instruction. Er begleitete den jungen Herrn an fremde Universitäten; im siebzehnten Jahrhundert nach Löwen, Paris, Siena und Padua, im achtzehnten nach Leyden, Göttingen und Jena. Hier hörte er einige juristische Collegien, lernte fechten, reiten, schwimmen, Fahnen schwingen, schießen, tanzen und musiciren, aber nicht Trompeten oder Flöte blasen, „weil diese Kunst das Gesicht verstellt". Nach seiner Rückkehr übernahm er ein väterliches Gut, heiratete eine Dame von „Stand und Familie", wie man sagte, und trat in den Reichshofrath oder in eine Provincialregierung ein. War er klug und glücklich, stieg er von Stufe zu Stufe. Seine Sprache und sein Stil waren gekünstelt, die Briefe deutsch, aber mit italienischen, lateinischen Ausdrücken gemengt. Erst unter Karl VI. und Maria Theresia hat sich der hohe österreichische Adel in Sitten und Sprache französisirt. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts traten Männer und Frauen in die Bahn der neuen Bildung ein, huldigten der Aufklärung, der „Menschenliebe" und „Freigeisterei".

Die böhmischen Herren galten als die reichsten und vornehmsten, zugleich als hoffärtig und herrschsüchtig. Die alten und neuen Familien standen sich noch lange fremd gegenüber. Noch unter Leopold I. suchten die Böhmen die neuen Familien, welche im Dienste des Hauses Oesterreich emporgekommen waren, zu

unterdrücken und ihnen die Rebellengüter, die sie gekauft oder geschenkt erhalten, wieder abzunehmen[1]). Desto mehr zeigten sich die neuen Familien den alten slavischen Elementen abgeneigt und unterstützten die deutschen und österreichischen Interessen. In ihrem Standesbewußtsein blieben sich alle gleich. Sie waren ebenso unterwürfig nach oben als hochfahrend gegen Bürger und Bauern, eifersüchtig und streitlustig unter einander und immer geneigt, sich den öffentlichen Lasten zu entziehen. Viele dieser adeligen Familien haben sich jedoch ehrlich bemüht, die Wunden des Landes zu heilen und die darniederliegende Oekonomie wieder aufzurichten. 1650 klagten die Stände: „Die Verwüstung unseres geliebten Vaterlandes ist jedermann offenbar, das Credit- und Schuldenwesen dahin gediehen, daß adelige und ehrliche Leute bei allem Fleiß in großen Abfall ihrer Nahrung und Wirthschaft kommen". In den folgenden Jahren kehrten jedoch die Segnungen des Friedens wieder ein und am Ende des Jahrhunderts nahm der grundbesitzende Adel in Böhmen wie in Ober- und Niederösterreich wieder eine schöne wirthschaftliche Stellung ein. Sie legten Meierhöfe an, gründeten Schäfereien, versuchten die Pflanzung von Maulbeerbäumen und die Zucht der Seidenraupe, sie ließen das schädliche Wild, das sich in erschreckender Weise vermehrt hatte, ausrotten, bauten Kirchen und Schulen und waren darauf bedacht, die allgemeine Noth zu lindern. In den Jahren 1650—1750 wurden die meisten Herrenschlösser umgebaut und reich ausgestattet. Tetschen, welches seit 1628 den Grafen Thun gehörte, und Friedland, welches aus der Waldstein'schen Gütermasse den Gallas zugefallen war, wurden als Grenzschlösser auf Kosten des Hofkriegsrathes ausgebessert, Reichstadt und Schlackenwerth durch den Herzog von Sachsen-Lauenburg in prächtige Residenzen umgeschaffen. Neuhaus, welches 1693 an die Černin fiel, kam wieder empor. Schloß Žleb, welches dem in Eger ermordeten Grafen Trcka gehörte und 1662 an die Freiherrn von Kaiserstein, 1764 an die Fürsten Auersperg kam, war durch seinen wildreichen Thiergarten berühmt. Die Schlösser Sternberg und

[1]) 1687, Tagebuch des Fürsten Ferdinand Schwarzenberg.

Worlik erhielten Zubauten. Die Buquoi's bauten in Gratzen neben der alten Burg der Schwanberg auf dem Marktplatze ein neues Schloß. Krumau, der Hauptsitz der Witkowice, Rosenberg, Eggenberg und Schwarzenberg, wurde 1680 und 1743 unter Johann Christian von Eggenberg und Joseph Schwarzenberg restaurirt. Wenzel Lobkowitz, der erste Minister Leopolds I., ließ das Schloß Raudnitz auf dem Grunde des alten Schlosses neu aufbauen. Der Bau des Schlosses von Jičin, unter Waldstein begonnen, wurde von Max Trautmannsdorf vollendet. Unter diesen böhmischen Herren gab es ausgezeichnete Grundherren und Wirthschafter, und ebensoviele Verschwender; Landfahrer, Jesuitenfreunde und Sonderlinge. Einer dieser eigenthümlichen Charaktere war der Graf Franz Anton von Spork, der Sohn des berühmten Reiteranführers im dreißigjährigen Kriege, ein eitler verschwenderischer Herr, der, wie ein Bericht sagt, „sein Erbe auf gut böhmische Art verzehrte". Er beherbergte auf seinem Schlosse Geistliche, Comödianten, Sänger, Advokaten und Bettler; er besaß ein Comödienhaus, wo seine „Bande" spielte, ein Gasthaus, wo jeder auf seine Kosten bewirthet wurde. Dabei erschien er mit einem großen Gefolge von Lakaien, Jägern und Abenteurern. Alle mußten ihn verherrlichen. Er ließ auch einige geistliche Bücher drucken, bis die katholische Geistlichkeit etwas Protestantismus darin fand und seine Bibliothek confiscirte. Der Schlesier Günther hat ihm ein Gedicht gewidmet und er selbst hat in einem Buche sein Leben beschrieben mit dem Titel [1]): „Leben eines herrlichen Bildes wahrer rechtschaffener Frömmigkeit, welches Gott in der hohen Person seiner gräflichen Gnaden, Seiner Excellenz Herrn Franz Anton römischen Reichsgrafen von Spork, Herr der Herrschaften von Lyssa, Gradlitz, Konoged und Hermanic, S. römischen Majestät wirklichen geheimen Rat, Kämmerer, Statthalter des Königreiches Böhmen als einen Spiegel reiner Gottesfurcht allen Frommen zu einem Beispiel aufgerichtet". Ein Kupferstich zeigte ihn zu Pferde auf der Straße,

---

[1]) Aufs Neue entworfen durch Gottwald Cäsar von Stillenau 1720, mit Kupferstichen.

wie die Armen in großer Menge auf den Knieen liegen, um Almosen zu empfangen.

Von den adeligen Geschlechtern, welche im siebzehnten Jahrhundert in Böhmen seßhaft wurden, nahmen die Grafen und Fürsten von Schwarzenberg von Anfang eine hervorragende Stellung ein. Sie haben sich nicht aus der Confiscationsmasse der flüchtigen Protestanten bereichert, sondern ihre Güter durch Kauf und Erbschaft erworben, durch kluge Wirthschaft vermehrt und als große einsichtige milde Herren die Cultur des Landes gehoben, die Arbeit und Kraft des Volkes vermehrt und geschützt. Die Schwarzenberg sind wie die Stadion, Metternich, Königsegg ein altes deutsches Geschlecht und führen den Namen von dem Gute Schwarzenberg in Mittelfranken. Sie wurden 1428 Reichsfreiherren, 1566 Reichsgrafen, 1670 Reichsfürsten und 1746 wurde der Fürstentitel allen Gliedern der Familie zugesprochen. Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatte sich das Geschlecht in zwei Linien, in die niederländische und fränkische getheilt, und jede dieser Linien trieb noch einen besonderen Zweig. Die deutschen Schwarzenberg in Franken und Baiern waren ritterliche, mannhafte Edelleute, welche für ihre Fürsten fochten oder ihnen als Räthe und Minister dienten. Allgemein bekannt ist Johann Schwarzenberg, der Landhofmeister der Bischöfe von Bamberg und der Schöpfer der Halsgerichtsordnung, welche der deutsche Reichstag 1532 als Reichsgesetz angenommen hat. Die beiden deutschen Linien sind jedoch trotz der vielen Kinder frühzeitig ausgestorben, die fränkische 1618, die bairische 1648; auch die ältere niederländische Linie erlosch 1667 und die jüngere niederländische Linie trat in den Besitz und Titel der gesammten Familie ein.

Der erste Schwarzenberg, der in Oesterreich ansässig wurde, war Graf Georg Ludwig von Schwarzenberg (1586—1646), ein kluger beredter Herr, der auf den Glanz, Reichthum und die Einheit des Geschlechtes bedacht war. Er diente dem strengen katholischen Erzherzog Ferdinand von Steiermark, später Kaiser Ferdinand II. als Kämmerer und Rath, versah mehrere Missionen, wurde geheimer Rath, Hofmarschall und zuletzt Gouverneur der

„windischen Lande“ in Oesterreich. Seinen Besitz in Oesterreich hatte er durch eine reiche Heirat erworben. Er entschloß sich 1617, als er einunddreißig Jahre alt war, die zweiundachtzigjährige Frau Anna Neumann von Wasserleonberg, welche bereits vier Männer begraben hatte, zu heiraten. Sie that ihm den Gefallen, bald zu sterben, und ihm ihren ganzen Besitz in Geld, Kleinodien und Gütern, insbesondere die große Herrschaft Murau in Steiermark zu vermachen. Als seine Kinder aus der zweiten Ehe frühzeitig starben, führte er den Erben der jüngeren niederländischen Linie in Oesterreich ein, überließ ihm noch bei Lebzeiten die fränkischen Güter und vermachte ihm in seinem Testamente seinen ganzen Besitz in Oesterreich und Deutschland. Dieser Erbe war der Graf Johann Adolph von Schwarzenberg (1615—1683), der zweite Schwarzenberg, der in Oesterreich ansässig wurde, der Stammhalter und Ahnherr der heutigen Fürsten Schwarzenberg [1]). Er war der Enkel jenes Schwarzenberg, der zur Zeit Rudolphs II. Raab eroberte und der Sohn jenes Adam Schwarzenberg, welcher als brandenburgischer Minister den Kurfürsten Georg Wilhelm so lange in der kaiserlichen Politik erhalten hat. Graf Adolph Schwarzenberg war 1615 in Lothringen auf dem Gute seiner Mutter geboren, genoß eine sorgfältige Erziehung, studirte in Paris, machte große Reisen und wendete sich auf den Rath seines Vetters Ludwig nach Oesterreich. Es gelang ihm in diesem fremden Lande und an einem fremden Hofe das Glück seines Hauses von Grund aus aufzubauen. Er wurde 1635 Kämmerer, 1641 Reichshofrath, 1646 geheimer Rath. In demselben Jahre trat er in den Dienst des Erzherzogs Leopold Wilhelm, damals Gouverneur in den Niederlanden, anfangs als Hofkriegsrath, dann als Oberstkämmerer und Obersthofmeister. Als er sich an dem halb spanischen Hofe nicht behaupten konnte, schickte ihn der Erzherzog, noch bevor er sein Amt als Generalgouverneur niederlegte, nach Wien. Die Minister Leopolds I., Auersperg und Lobkowitz, waren ihm nicht geneigt, aber er ging ruhig seinen Weg,

[1]) A. Berger, Das Fürstenhaus Schwarzenberg 1853; österr. Revue 1856. Böhmische Privatmünzen 1852, 549. Wolf, Wenzel Lobkowitz 73.

kam überall zum Siege und überlebte sie alle. Nach dem Tode des Erzherzogs Leopold Wilhelm 1662 wurde er Präsident des Reichshofrathes und gehörte damit zur Conferenz oder zum Ministerrath. Er galt für klug und ehrgeizig. Die venetianischen Gesandten berichteten von ihm als einen vortrefflichen Edelmann von edlen Sitten und großem Talent, der aber mit Ausnahme der deutschen Reichsangelegenheiten in auswärtigen Geschäften wenig Erfahrung zeigte. Seinen Briefen, Tagebüchern, wie seinen Berichten über die Sitzungen des geheimen Rathes verdanken wir manche interessante Kenntniß über das politische und persönliche Treiben am Hofe Leopolds. Johann Adolph Schwarzenberg war von Haus aus reich, und als ein kluger und sparsamer Haushalter wußte er seinen Reichthum stark zu vermehren. Er besaß von seiner Mutter Güter in Luxemburg und Lothringen, seit 1643 die fränkischen Güter mit dem Stammsitz Schwarzenberg, seit 1646 die Herrschaft Murau in Steiermark. Die Güter seines Vaters in Brandenburg und Kursachsen waren nach dem Tode desselben confiscirt worden, und erst nach langen Jahren konnte er dafür eine Entschädigung von einer halben Million Thaler herausschlagen. Vor allem richtete Schwarzenberg seinen Blick nach Böhmen, damals wie heute das gelobte Land aller großen Herren in Oesterreich. „In Franken", schrieb er, „ist das Stammhaus, die Reichsunmittelbarkeit und der äußere Schein einer imaginirten Grandezza, in Böhmen ist die Nutzbarkeit, in Oesterreich eine mehrere Satisfaction." Anfangs besaß er in Böhmen nur das Incolat und den Pfandbesitz von zwei Herrschaften, aber 1660 überließ ihm der Erzherzog Leopold Wilhelm, um seine Schulden bei ihm zu tilgen, die große Herrschaft Wittingau in Böhmen. Ein Jahr nachher, 1661, kaufte Schwarzenberg von den Maradas die Herrschaft Frauenberg, 1662 Kornhaus und das Fürstenbergische Haus in Prag; von 1667—1679 eine Reihe anderer Güter in Böhmen, Franken und Steiermark, insbesonders die Frauenburg, die Heimat Ulrichs von Liechtenstein. Sein Einkommen wurde auf 150.000 fl. jährlich berechnet. Er war Landherr in Steiermark, Böhmen, Mähren, Ungarn, Vasall der Krone Spaniens und reichsunmittelbar in Deutschland. Sein

Besitz und seine Neigung wiesen ihn auf die Pfade der kaiserlichen und österreichischen Politik. Kaiser Leopold I. hatte ihm schon 1668 die Fürstenwürde verliehen; zwei Jahre nachher, 1670, wurde Schwarzenberg zum Reichsfürsten, 1671 die Herrschaft Schwarzenberg als Reichsfürstenthum erklärt. Der Fürstentitel ging jedoch damals wie bei den meisten Familien nur auf den nächsten Erben und Besitzer über. 1676 erhielt Schwarzenberg die Bewilligung, die böhmischen Güter in ein Fideicommiß zu vereinigen, er starb jedoch, bevor diese Bewilligung rechtskräftig wurde, am 26. Mai 1683 in Laxenburg, vom Schlage gerührt, in der Wohnung des P. Sauter, des Beichtvaters der Kaiserin. Ihn überlebten die Tochter Ernestine, seit 1666 vermählt mit dem Fürsten Johann Christian von Eggenberg, und sein Sohn und Erbe, Fürst Ferdinand Schwarzenberg, der bei dem Tode seines Vaters die Stelle eines Oberststallmeisters bei der Kaiserin Witwe Eleonore versah. Dieser Ferdinand Schwarzenberg ist durch seinen Charakter, durch sein Hofleben, sein öffentliches Wirken und durch seine Thätigkeit als Grundherr eine so ausgezeichnete Persönlichkeit, daß wir mehr über ihn mittheilen.

Ferdinand Wilhelm Eusebius von Schwarzenberg war geboren am 3. März 1652 in Brüssel, wo sein Vater im Dienste des Erzherzogs Leopold Wilhelm verweilte. Die ersten acht Jahre blieb der Knabe unter der Hut seiner Mutter in den Niederlanden, erst 1660 nahm ihn sein Vater nach Wien und 1664 nach Prag. Der junge Herr war etwas kränklich und sein Hofmeister Franchimont scheint ihn noch mehr verzärtelt zu haben, bis der Vater diesem schrieb: er möge aus dem jungen Herrn keine „Apotheken" machen und nicht die Arznei zur Gewohnheit werden lassen; sein Sohn möge sich auf einer der böhmischen Herrschaften erholen, bis entschieden sein werde, ob er in Dôle, Besançon oder Pont-à-Mousson seine Studien fortsetzen werde. 1665 führte ihn sein Vater nach Deutschland und ließ ihm von den Unterthanen der fränkischen und bairischen Güter die Erbhuldigung leisten als „ihrem von Gott und der Natur geordneten rechten Erb- und Landesherrn". Ein Hofmeister geleitete den Knaben im October desselben Jahres nach Besançon. Er lernte hier Latein, Französisch, Philosophie, etwas

Mathematik und scheint ein stiller, fleißiger, ehrbarer Junge gewesen zu sein. Sein Beichtvater und Professor der Philosophie Claude d'Orival berichtete dem Vater: „Der junge Graf versäume nie eine Lehrstunde, schreibe seine Philosophie selbst und könne allen seinen Mitschülern zum Muster dienen". Als jedoch 1667 der französisch-spanische Krieg ausbrach, rief ihn der Vater wegen der allgemeinen Unsicherheit zurück und schickte ihn nach einem kurzen Aufenthalt in Wien nach Prag. Seine Begleiter waren der Tridenter Ferrari als Hofmeister und Dr. Eligius Manderfeld als Lehrer und Correpetitor. Sie erhielten die Weisung, dafür zu sorgen, daß ihr Zögling „rechtsliebend, leutselig, theilnehmend für die Untergebenen, hochherzig und vorsichtig, freigebig, aber nicht verschwenderisch werde". Im November 1668 kamen sie nach Rom und blieben hier bis ins Frühjahr 1670. Der junge Fürst nahm sogleich seine philosophischen und juristischen Studien auf und trieb ebenso ernsthaft seine Reit- und Fechtübungen. In einem Briefe an den Vater schilderte er seine Tagesordnung: „Um $^1/_2$6 morgens kommt der italienische Fechtmeister, dann wird bis 10 Uhr studirt, von 10—11 U. ist Geschichtsunterricht mit H. Ferrari in italienischer Sprache aus Livius und Guicciardini. Um 11 U. kommt der Tanzmeister. Mittag wird gespeist. Nach Tisch kommt der Claviermeister bis 2 U. Nachher folgen die Rechtsstudien mit Dr. Manderfeld bis $^1/_2$5. Abends ist zuweilen Uebung auf dem Fechtboden". Dabei lernte er Rom und seine Gesellschaft kennen, war namentlich viel im Hause des Cardinals von Hessen, des österreichischen Gesandten von Plittersdorf und verkehrte mit anderen jungen österreichischen Edelleuten, mit einem Kolowrat, Wolkenstein u. a. Cardinal Chigi wurde sein Firmpathe. Im März 1670 kehrte er nach Wien zurück, leistete den Eid als Kämmerer, welche Würde ihm sein Vater schon zwei Jahre früher verschafft hatte. Von Wien ging er für eine Zeit nach Wittingau und Frauenberg und dann nach Salzburg, um an der Universität deutsches Staatsrecht und Cameralistik zu studiren. Auch hier lobten ihn die Professoren und der Erzbischof Max Gandolph, ein großer Ketzerverfolger, rühmte insbesonders „die guten Qualitäten und das

empfehlende Benehmen" des jungen Fürsten. Er war in der That ein fleißiger Student, schrieb wie ein armer Junge juristische Collegienhefte, kleine Abhandlungen und riesige Auszüge aus Josephus Flavius, Strada und Sleidan u. a. Die Schriften werden noch heute im Archiv der Schwarzenberg aufbewahrt.

Nach Vollendung seiner Studien 1673 schickte ihn sein Vater auf Reisen oder eigentlich auf die Brautschau nach Deutschland. Graf Ferdinand war damals einundzwanzig Jahre alt, ein wohlgebildeter junger Mann, etwas schüchtern und steif, aber sittsam und grundehrlich. Sein Vater hatte bereits vorgesorgt. Seit alter Zeit standen die Familien der Reichsgrafen von Sulz und Schwarzenberg in Verbindung. Die zweite Frau des Grafen Ludwig Schwarzenberg war eine Gräfin von Sulz. Der jetzt regierende Graf Ludwig Johann von Sulz, Landgraf im Kleggau, Herr zu Thiengen und Montclair, Menzburg und im Wuttenthal, k. Kämmerer und Erbhofrichter des h. römischen Reiches zu Rottweil, war der letzte männliche Sprosse seines Hauses. Seine vier Töchter konnten einmal ein reiches Erbe erwarten. Die Sulz'schen Güter waren zumeist Allode und die Landgrafschaft Kleggau, welche 1408 durch eine Habsburgerin an das Geschlecht der Sulz gekommen war, galt als Weiberlehen und konnte daher an die Töchter vererbt werden. Der Graf von Sulz hatte bereits die k. Bewilligung erlangt, seinen Besitz als eine Primogenitur-Fideicommiß für seine älteste Tochter und ihre Nachkommen zu erklären. Graf Ferdinand Schwarzenberg sollte sich nun dieser ältesten Tochter Maria Anna, einer liebenswürdigen jungen Dame, welche ein Jahr jünger als er war, vorstellen. Er reiste im Mai 1673 zuerst nach Innsbruck und verweilte einige Tage am Hofe der verwitweten Erzherzogin Anna und ihrer Tochter Claudia, welche noch im selben Jahre die zweite Frau Kaiser Leopolds wurde. Von Innsbruck ging Ferdinand Schwarzenberg über Reute, Lindau, Schaffhausen nach Stadt und Schloß Thiengen, wo der Graf von Sulz seinen kleinen Hof hielt. Der erste Besuch und die Vorstellung fanden ganz nach der kühlen steifen Sitte jener Zeit statt. Graf von Sulz hatte Schwarzenberg schon in Schaffhausen durch einen seiner Beamten begrüßen lassen

und in einem artigen Briefe nach Thiengen eingeladen. Dieser schickte seinen Reisebegleiter, den Secretär seines Vaters, Johann von Ottogröven, voraus, welcher in einer Unterredung mit dem Grafen offen über den Zweck der Reise sprach. Er bemerkte dabei: „daß Seine landgräfliche Excellenz von selbst hochvernünftig judiciren würden, daß vor Einrichtung des Werks vor allen Dingen die Personalia vorhergehen und gesehen werden müsse, ob sein H. Graf der Dama et vice versa ob die Dama dem H. Grafen gefallen werde und wie deren humores sympathisiren möchten". Graf Sulz versicherte Ottogröven, wie glücklich er sich schätze, des Hauses Schwarzenberg gehorsamer Diener zu sein und wie freudig er eine Verbindung der beiden Häuser begrüßen würde: „Von der Fräulen Maria Anna könne er sonst mit Grund die Wahrheit attestiren, daß sie eines solchen Naturells sei, daß sie gegen ihren künftigen Gemahl sich also zu comportiren und dessen Humor also vor- und nachzugeben wissen werde, daß hoffentlich keine üble Ehe zu besorgen; sie sei zwar nit sonderst schön, auch nit schandtlich, in der Einöde zu Thiengen sei sie nit viel unter den Leuten gewesen, also daß sie als eine noch junge Fräulen nit viel discuriren auch nit wie die österreichischen Damen sich verhalten könne, hoffe aber, diese Sachen würden bald zu erlernen sein". Graf Ferdinand hatte einige Tage in Schaffhausen ausgeruht und machte sich am 11. Juni auf den Weg; in einem Sulz'schen Dorfe war die Messe und das Mittagsmahl bestellt. Nochmals schickte er einen Diener voraus, seine Ankunft zu melden und der Sulz'sche Oberamtmann kam ihm eine halbe Stunde vor dem Städtchen entgegen. Im Schlosse wurde er von dem Grafen im Vorhofe empfangen und von ihm selbst in die Wohnung geleitet. Abends holte ihn der Schloßherr wieder ab und führte ihn in die Tafelstube, wo sie bereits die Gräfin, eine geborne Königsegg und drei Fräulein erwarteten. „Der H. Graf Ferdinand", berichtete der Secretär, „machte denselben eine Reverenz und ging darauf zur Tafel; die Fräulen Maria Anna saß meinem Grafen zur rechten Seiten, er aber hat die ganze Abendzeit nit mit Deroselben sondern stets mit dem Grafen von Sulz geredet." Am 12. Juni nach Mittag

„promenirte" Graf Sulz mit Ferdinand im Blumengarten vor dem Schlosse und nach einer Weile kam auch die Frau Landgräfin mit den Töchtern hinab, allein der junge Graf gab sich den Anschein, sie nicht zu beachten. Erst Abends sprach er einige Worte mit Fräulein Maria Anna. „So viel", fährt der Secretär fort, „ich nach und nach abnehmen konnte, fehlt es dieser Fräulen gar nit an Witz und Verstand, denn was ich von ihr reden gehört, hat sie mit Vernunft und herzhaft ausgesprochen; sie ist von einer wohlproportionirten Länge und eines geraden Leibes, das Gesicht ist nit deform; sie hat schöne große Augen, das Weiße in denselben ist mit etwas gelben Aederlein vermischt, sie hat schöne rothe Lefzen, eine weiße Haut und braunschwarze Haar, in summa: die Person ist nit übel gestaltet und würde sich der H. Graf Ferdinand accedente Landgrafiatu damit vergnügen lassen, insonderheit wenn sie vorher eine kurze Zeit bei Hof wäre und eine mehrere Freiheit oder Kühnheit im Reden und Geberden angenommen und ihren Verstand etwas evenirt hätte, zu welchem allem sie gar bequem zu sein scheint" [1]).

So flüchtig dieser erste Besuch war, Fräulein Maria Anna und der Bräutigam hatten an einander Gefallen gefunden. Während Graf Ferdinand seine Reise nach Speier und an die rheinischen Höfe fortsetzte, wurden die Väter einig und nach der Rückkehr Ferdinands im December 1673 wurde die Vermählung des jungen Paares für das Frühjahr 1674 festgesetzt. Weil jedoch zu dieser Zeit die Franzosen über Rheinfelden gegen den Kleggau vorrückten, schickte Graf Sulz seine zwei älteren Töchter Ende April 1674 nach Langenargen am nördlichen Ufer des Bodensee's, dem gewöhnlichen Wohnort seines Schwagers, des Grafen Johann von Montfort. Hier trafen auch die nächsten Verwandten der Braut ein: ihre Tante, die Aebtissin von Buchau, geborne Gräfin von Sulz, die Grafen Königsegg, Fugger, Oettingen mit ihren Frauen. Ferdinand Schwarzenberg war früher nach Wittingau gereist, um den Segen

---

[1]) Reiserelation Joh. v. Ottogröven 17. Juli 1673. Archiv Fürst Schwarzenberg.

seiner Mutter zu holen und kam über Linz, Salzburg und Lindau nach Langenargen. Noch am Tage seiner Ankunft, am 22. Mai 1674, wurde das junge Paar vermählt. Der Secretär berichtet darüber an den Fürsten Schwarzenberg: „Gegen Mittag desselben Tages kam nach Lindau von dem Grafen von Montfort eine Kutsche zum Abholen des Grafen an; vor der Brücke zu Langenargen empfingen ihn der Graf von Montfort und der Graf Fugger und führten denselben in das für ihn bestimmte Zimmer. Nachdem Graf Ferdinand seiner Braut in dem Zimmer der Fürstin von Buchau seine Reverenz gemacht, ging man zum Mittagsessen, wozu Ferdinand die Fürstin von Buchau, Graf Eusebius von Königsegg das Fräulen Braut an der Hand führte. Bei der Tafel saß die Fürstin von Buchau oben an, links neben ihr die Braut mit dem Bräutigam, rechts von der Fürstin des Grafen von Königsegg Gemahlin, Graf von Königsegg, Graf Franz von Oettingen, die Gräfin von Montfort, Stiftsfräulein von Fels aus dem Stift Buchau, Graf Ernest Fugger, Fräulen Maria Claudia, die Schwester der Braut und ein Fräulen von Praßperg, und dann folgten die Beamten nach der Ordnung. Nach Mittag zwischen 6 und 7 Uhr fand die Trauung im Zimmer Ferdinand's statt. Die Grafen von Oettingen und Fugger führten die Braut. Finita copulatione wurden beide Brautpersonen in der Frau Fürstin von Buchau Zimmer geführt. Nach einigem Aufenthalt allda wurde gespeist und nach dem Essen getanzt und zwar fieng Graf Ferdinand den ersten Tanz mit seinem Fräulein Gespons und mit aufgesetztem Hut an. Mit was für einer unaffectirten Gravität und schöner Manier die Fräulen Braut sich erwiesen, ist nit zu beschreiben. Nachdem man ungefähr ein Paar Stunden getanzt, führten die Cavaliere in Begleitung des Frauenzimmers die Fräulen Braut in dero Zimmer. Nachdem sich dieselbe zu Bette begeben, gab man ein Zeichen und begab sich darauf mein gnädiger Herr zu deroselben zur Ruhe". Verehrungen wurden zu Langenargen gegeben: dem Pfarrer 18 fl., dem Hofcaplan 9 fl., der Kammermagd 36, den anderen zwei „Menschern" 36 fl., dem Hofmeister des Grafen von Montfort 60 fl., dem Amtmann 30 fl., dem Montfort'schen Kammerdiener 18, den Montfort'schen Mägden

18 fl., der Beschließerin 9, den Köchen und ihren Gehilfen 45, den Lakaien 30, im Keller 15, dem Hausmeister 6 fl., den Lakaien der gnädigen Frau 9, im Stalle 27, den Spielleuten 36, dem Verwalter zu Tettnang, der mit der Gräfin nach Aulendorf gereist, 6 fl., im Ganzen 408 fl.

Wie es einem großen Herrn geziemte, führte Ferdinand Schwarzenberg seine junge Frau auf die Güter seines Vaters nach Böhmen. Sie nahmen die jüngere Gräfin Sulz, Maria Claudia, mit, fuhren von Ulm auf der Donau nach Oesterreich und weiter nach Böhmen in das Schloß Frauenberg. Das alte Bergschloß, das von den Rosenberg an die Malowetz, an den General Marradas und 1661 an die Schwarzenberg gekommen war, war schon damals ein großes Herrenhaus, von den Marradas vielfach umgebaut, wohnlich eingerichtet, mit Zier- und Gemüsegärten umgeben, und lag inmitten von großen feld- und waldreichen Domänen. In diesem Schlosse verlebte das junge Ehepaar seine Flitterwochen. Ende Juni besuchte sie hier der alte Fürst. Er schrieb damals an den Grafen von Sulz: „Ich habe meine geliebte Schnur von Gestalt und Gemüth also ausgestattet gefunden, daß ich von dieser meiner ersten Zusammenkunft höchlich befriedigt und beruhigt bin, zumalen so viel verspüre, daß dieses Ehepaar sich einander alle Lieb und gute Neigung erweiset. Gott wolle seinen Segen ferner erweisen und uns die Freude vergönnen, daß wir von ihnen tugendsame Enkel sehen mögen". Dieser Wunsch ging in Erfüllung. Der alte Fürst erlebte noch die Geburt von zwei Enkeln und zwei Enkelinnen.

Nach dem Sommeraufenthalte in Böhmen zu Ende 1674 führte der Graf seine Frau nach Wien und stellte sie bei Hofe vor. Er wurde 1675 Regimentsrath in Niederösterreich, 1677 Reichshofrath, aber er ging sehr bald aus dem Staatsdienst in den Hofdienst über und wurde 1678 nach Karl Waldstein Oberststallmeister der Stiefmutter des Kaisers, Eleonore von Mantua. Es war nicht leicht, sich in dem zahlreichen Wiener Hofstaate zu bewegen und zu behaupten. Festen Halt hatte nur der, welcher einer großen Familie angehörte und den herrschenden Personen genehm war.

Fürst Schwarzenberg fand an seinem Vater einen weisen Rathgeber und eine mächtige Stütze an dem Obersthofmeister des Kaisers Grafen Johann Max von Lamberg. Seine Herrin, die Kaiserin Eleonore, seit 1657 Witwe, war eine Dame von Geist und Lebhaftigkeit, die sich gern in die öffentlichen Geschäfte mischte, alle Geheimnisse der Politik erfuhr und insbesonders lebhaft für die österreichische Nachfolge in Spanien agitirte. Das Hofamt des Fürsten war kein anstrengender Dienst und brachte ihn wenig mit dem öffentlichen Leben in Berührung, aber in den nächsten Jahren fand Schwarzenberg Gelegenheit, seine Energie und die beste Kraft des Mannes, einen muthigen barmherzigen Sinn, zu zeigen.

Die Stadt Wien war damals in großem Aufschwung begriffen. „Alles war in der Stadt im höchsten Wohlstand, nichts mangelte, was zu Lust und Gust der Welt beitragen konnte", sagte der ehrliche Abraham a Sancta Clara. Dieser Aufschwung und alles fröhliche Leben wurde jedoch durch die furchtbare Pest getödtet, welche in den Jahren 1679 und 1680 ihren furchtbaren Umzug durch Oesterreich und Deutschland hielt. Die ersten Fälle zeigten sich mit Beginn des Jahres 1679 in der Leopoldstadt. Vorerst nahm die Krankheit ihren Gang durch die Vorstädte und übersprang die eigentliche Stadt, aber beim Eintritt des Hochsommers im Juli und August drang sie in die engen Räume der inneren Stadt und raffte hier von Monat zu Monat zahllose Opfer hinweg. Das Volk glaubte anfangs nicht an die Möglichkeit einer Pest. Als jedoch die Leichen auf allen Gassen herumlagen, wurde die Bevölkerung von einem wilden Schrecken erfaßt. Der erste Punct der Infectionsordnung schrieb vor: Meide jeden inficirten Ort, flieh aus dem verpesteten Haus. Der Hof, die Edelleute, Bürger und Kaufherren flüchteten deswegen aus der Stadt. „Man hat Tag und Nacht," berichtet ein Zeitgenosse, „nichts anderes zu hören gehabt als das klägliche: Behüt dich Gott." Die Bettler, fahrenden Schüler, Soldaten wurden aus der Stadt verscheucht. Zurück blieben nur die Handwerker, Arbeiter, die Kranken und Geistlichen. Jedes Haus, in dem ein Pestfall vorkam, war geächtet und in die verlassenen Wohnungen brachen Diebe und Räuber ein. Die Lebensmittel

stiegen im Preise, Handel und Verkehr standen still. Während die einen in den Kirchen auf den Knieen lagen, brachten die anderen in Verzweiflung ihre Nächte bei Spiel und Trunk zu. Abraham a Sancta Clara erzählt in seiner Schrift „Merk's Wien", die er im Landhaus mitten in der bedrängten Stadt verfaßt hat, eine Reihe von erschütternden Einzelnheiten. „Bei der Zeit zu Wien, fügt er hinzu[1]), weil bald an dieser Ecke ein Kranker lehnt, an der andern ein Sterbender seufzt, über etliche Schritt ein Todter lag und die Leichen auf öffentlichen Wegen auch den Fuhrleuten den Paß verstellten, da haben die Gassen in Wien geredet und gleichsam zur Buße und Pönitenz ermahnt: Auf, ihr sündigen Menschen, die Axt ist schon an den Baum gesetzt, der Zorn Gottes ist vor der Thür, die Stimme des Allerhöchsten wird euch berufen zur Ewigkeit, der Erzengel Michael hält schon die Wag, eure Werke zu beurteilen; auf, und thut die wenigen Tag und Stund, so euch noch übrig, der Buße schenken, denn diese ist allein noch der Schwamm, der eure Sünden abwaschen kann, sie ist allein das Feuer, das eure Schuldbrief verbrennt." Ende August wüthete die Seuche am furchtbarsten. „Man sah", fährt Abraham fort, „den ganzen Monat nichts als Todte tragen, Todte führen, Todte schleifen, Todte begraben; es ist eine unbeschreibliche Tragödie, ein unauslöschliches Angedenken, ein ewiges „Merk's Wien" für künftige Zeiten." Im Lazareth wurden alle Aerzte, Bader, Krankenwärter, Leichenknechte in wenigen Tagen hinweggerafft. Bis Mitte November sind in Wien in Stadt und Vorstädten 122.849 Menschen der Seuche zum Opfer gefallen. Von den Cavalieren waren nur wenige in der Stadt geblieben; unter ihnen der Statthalter von Niederösterreich Graf Conrad Starhemberg, der Landmarschall Graf Hans Hoyos, der Vicepräsident der Hofkammer Graf Quintin Jörger, der Vicepräsident des Hofkriegsrathes Graf Ludwig Hofkirchen und der junge Graf Ferdinand Schwarzenberg. Der letztere zeichnete sich durch seine aufopfernde Thätigkeit derart aus, daß man ihn den „Pestkönig" nannte und sein Name für immer mit der Geschichte

1) Merk's Wien 42, Beschreibung der Pest in Wien v. 1679, Wien 1779.

Wiens verbunden ist. Der Kaiser hatte bereits Ende März eine Commission zusammenberufen, um der drohenden Seuche durch eine geordnete Sanitätspolicei entgegenzuwirken. Außer mehreren Aerzten und Beamten waren die Grafen Jörger und Schwarzenberg Mitglieder der Commission. Die Infectionsordnung, welche sie für die Stadt und das Land erließ, war von den alten Gesetzen von 1551 an bis 1646 nicht sehr verschieden. Sie begann mit der Ermahnung, Buße zu thun und ein gottseliges Leben zu führen; sie befiehlt die Ausschaffung der fremden Bettler, die Sperre der Straßen, die Schließung der Schulen, die Reinigung der Häuser und Wohnungen, die Errichtung von Lazarethen, die Anstellung von Aerzten und Professoren. Ein Sanitätscollegium überwachte die Durchführung des Gesetzes sowie die Zu- und Abnahme der Krankheit. Mitglieder derselben waren der niederösterreichische Regimentsarzt Spindler als Vorsitzender, der Rector und Professor Dr. Khazzius, Dr. Paul von Sorbait, der Leibarzt der Kaiserin, Johann Liebenberg, Stadtrichter, später Bürgermeister, und der Regierungssecretär Johann Schnitzenbaum. Es ist ein besonderes Verdienst des Grafen Schwarzenberg, daß er für eine energische Durchführung der Infectionsordnung und für die allgemeine Ordnung und Sicherheit persönlich Sorge getragen hat. Er ritt in den Straßen herum, überwachte die öffentliche Reinigung, ließ Diebe und Räuber dem Stadtrichter überliefern, die Bettler und Quacksalber ausweisen; er ließ die Häuser nach Todten und Kranken durchsuchen, brachte Heilmittel in die Lazarethe, spendete den Kranken Trost, den Gesunden Hilfe. Sein edles Werk unterstützten der Oberstlieutenant der Stadtguardia, Graf Wilhelm Daun, der Vicepräsident der niederösterreichischen Regierung, Graf Franz Mollart, der Stadtrichter Dr. Schmutz, der Bürgermeister Dr. Fugenschue und mehrere ausgezeichnete Aerzte, wie Sorbait, Stumpf, Rostmann. Mehrmals kam Schwarzenberg in Gefahr, ein Opfer seines Muthes zu werden. Er erhielt sich nur durch kalte Waschungen, durch Mäßigkeit in Speise und Trank und durch ein fröhliches, unverzagtes Gemüth. Sein Vater, seine Frau und zwei Kinder waren nach Linz und später nach Böhmen geflüchtet.

Der Hof hielt lange aus. Erst am 15. August wurde der einjährige Prinz Joseph nach Znaim gebracht; ihm folgte die verwitwete Kaiserin Eleonore. Der Kaiser und die Kaiserin waren am 17. August nach Maria-Zell gewallfahrtet, aber vier Personen des Hofgefolges brachten die Pest mit und starben daran. Als das „Sterben" zunahm, flüchtete der Hof nach Prag und im Beginn des Jahres 1680 nach Linz, wo der Kaiser bis nach Ostern verweilte. Am 11. April 1680 kehrte der Hof zurück. Die niederösterreichischen Stände feierten ein Dankfest zu Ehren der h. Dreifaltigkeit und in der Octav des Festes am 17. Juni 1680 hielt Abraham a Sancta Clara „mitten in der Stadt Wien bei einer unglaublichen Menge des Volks" die Schlußpredigt vor der neu errichteten Dreifaltigkeitssäule auf dem Graben[1]). In Wien fielen 1680 nur wenig Opfer, aber die Pest zog in diesem Jahre wie ein Würgengel durch die Provinzen und erlosch erst bei Eintritt der kalten Winterszeit.

Wenige Jahre nachher, 1683, verlor Ferdinand Schwarzenberg seinen Vater. Als der einzige Sohn erbte er den Fürstentitel und die großen Güter in Franken, Böhmen und Steiermark. Die Verlassenschaft, die Ordnung der Geschäfte nahmen seine Thätigkeit für die nächste Zeit vollends in Anspruch und als bei dem Herannahen der türkischen Kriegsmacht seine Herrin, die Kaiserin Eleonore, nach Innsbruck flüchtete, entsagte er der Stellung an ihrem Hofhalte und lebte einige Jahre nur sich und seiner Familie. Während der Türkenbelagerung weilte Schwarzenberg in Steiermark und in Wittingau, kehrte dann nach Wien zurück und war bei dem großartigen Empfang, welchen die Stände dem Kaiser bei seiner Rückkehr am 14. September 1683 acht Tage nach der Schlacht bei Wien bereiteten. Die Würde eines geheimen Raths, welche er am 1. December 1683 erhielt, verpflichtete ihn vorerst zu keiner öffentlichen Thätigkeit; aber 1685, als nach dem Tode des Obersthofmeisters Graf Sinzendorf eine neue Besetzung der Hofämter erfolgte, wurde Schwarzenberg zum k. Obersthofmarschall ernannt.

[1]) v. Karajan, Abraham a Sancta Clara 274.

In dieser Eigenschaft war er Vorstand des k. Hofgerichtes und hatte die Gerichtsbarkeit für die kaiserliche Familie, für ihre Güter und für ihren Hofstaat zu verwalten. Bei seiner Neigung für alles, was den Inhalt des Rechtes und die Rechtspflege betraf, waren ihm diese Geschäfte angenehm. Um der bisherigen Unordnung und Willkür vorzubeugen, ließ er sogleich eine neue Gerichtsordnung für das k. Hofgericht ausarbeiten und von dem Kaiser sanctioniren. Durch seine Stellung und seine Würden stand er in fortwährender Verbindung mit dem Hofe, folgte dem Kaiser auf seinen Reisen und nahm an allen großen Festlichkeiten, mit welchen damals große und kleine Staatsactionen ausgestattet wurden, Antheil. Einige Jahre nachher, 1692, wurde er Obersthofmeister der regierenden Kaiserin Eleonore und wie die Zeitgenossen berichten, wußte er seinem Amte mit Glanz, Ernst und Würde vorzustehen.

Die kaiserliche Familie bestand damals nur aus wenig Gliedern. Kaiser Leopold I. war trotz seiner fünfzig Jahre ein kräftiger gesunder Herr, der auf der Jagd noch immer seinen Gefährten voranritt, aber er begann immer mehr sich ins Familienleben, in das Gebet und die Arbeit zu vertiefen. Seine dritte Frau, die Kaiserin Eleonore von Pfalz-Neuburg, war eine stille fromme Frau. Sie besuchte Kranke und Gefangene, verfertigte Kleider für Arme und Paramente für die Kirchen, fastete viel und streng und unterwarf sich den schwersten körperlichen Bußübungen. Sie hatte Geist und Verständniß für die Politik, aber sie nahm keinen Einfluß und es war schon viel, wenn sie ihren Verwandten Aemter und Würden verschaffte [1]). Der junge Erzherzog Joseph, geboren 1678, zeigte Neigung zum Soldatenwesen und die Höflinge versprachen sich, er werde einmal ein tüchtiger General werden. Er wurde im Alter von achteinhalb Jahren zum König von Ungarn, mit zwölf Jahren zum römischen König gekrönt und heiratete, einundzwanzig Jahre alt, die Prinzessin Amalia von Hannover, deren Vater katholisch geworden war. Sein Erzieher und Obersthofmeister, später dirigirender Minister Fürst Carl Otto Salm, hat auf seine Denkart

[1]) Bericht Veniers 1693, Fiedler, Venet. Relat. 312.

großen Einfluß genommen. Der zweite Prinz, Erzherzog Carl, geboren 1685, war noch in den Händen der Frauen. Auch die Erzherzoginnen waren noch Kinder von sechs bis zwölf Jahren. Der Kaiser erschien als der feste Punct, um den sich alles drehte, und er verstand es, zu denken, zu arbeiten, Entschlüsse zu fassen und standhaft auszuharren. Die Erfahrungen, die er in jungen Jahren an Portia, Auersperg und Lobkowitz gemacht, flößten ihm eine Scheu vor neuen Günstlingen ein und durch mehr als zwanzig Jahre regierte er ohne einen ersten Minister. Erst 1699 wurde der Obersthofmeister Graf Harrach wieder Director des Conferenzrathes. In der Conferenz folgte der Kaiser gewöhnlich der Mehrheit, nur in großen Angelegenheiten sprach er seine eigene Entschließung aus. Durch die Gunst des Fürsten und die Ansprüche der Parteien war die Zahl der Conferenzräthe über die Maßen gewachsen und es wurden Männer berufen, welche weder die Einsicht noch die Neigung zu großen politischen Geschäften hatten. Auch Fürst Ferdinand Schwarzenberg wurde als Obersthofmarschall öfter in die Conferenz berufen. Er äußerte sich einmal, als ihn der Fürst Salm um die Stimmen der Conferenzräthe fragte:[1] „Ich selbst spreche wenig; der Oberstkämmerer Graf Waldstein ist ein vorzüglicher Redner und voll Geist; Fürst Dietrichstein, der zweite Obersthofmeister, spricht selten und nicht immer verständig. Graf Königsegg, der Reichsvicekanzler, spricht schwer und über Haus-, Kriegs- und auswärtige Geschäfte; Graf Harrach kommt selten; Graf Kinsky, der böhmische Kanzler, weiß viel, spricht aber gewöhnlich nur, wenn der Kaiser zugegen ist. Quintin Jörger hat viel Wissen in Finanzsachen, er kennt die alten Klassiker, insbesonders den Tacitus gut, bringt aber zu viel Einzelnheiten vor. Graf Sigmund Dietrichstein, nach Lamberg Oberstkämmerer, spricht nur über inneröſterreichische und besonders steirische Sachen. Graf Wolf von Oettingen, Präsident des Reichshofrathes seit 1683, hat eine gute klare Art, darzustellen, nur gießt er viel Wasser in seinen Wein. Der dicke Markgraf von Baden ist ein guter Minister,

[1]) 24. September 1687, Tagebuch des Fürsten Ferdinand Schwarzenberg.

versteht seine Kriegssachen, hat treffliche Gedanken, aber drückt sich confus aus. Graf Hofkirchen, der Vicepräsident des Hofkriegsrates murmelt nur, statt zu sprechen. Der Palatin äußert sich nur über ungarische Affairen, der Kanzler Strattmann ist gelehrt und bescheiden, Graf Rüdiger Stahremberg ist ein bescheidener, erfahrener, weiser Herr, reussirt immer; Graf Rosenberg, Präsident der Hofkammer, tritt nicht gern aus seiner Charge heraus, hat aber tüchtige Kenntnisse in der Geschichte, im öffentlichen und Privatrecht und in der Cameralistik".

Ferdinand Schwarzenberg hatte weder als Oberstmarschall des Kaisers noch als Obersthofmeister der Kaiserin einen politischen Einfluß [1]), aber seine Verhältnisse, seine Ehrenhaftigkeit und sein Freimuth brachten es mit sich, daß Minister und Hofherren gern seine Meinung hörten. Sein Tagebuch, das er seit seinen jungen Jahren sehr genau und ausführlich geführt hat, enthält darüber Einzelnheiten. Weil dieselben manche Streiflichter auf öffentliche Zustände werfen, wiederholen wir hier einige Stellen, und zwar aus der Zeit von 1697, als der Türkenkrieg vorbereitet wurde und die spanische Erbfolgefrage in der Luft schwebte [2]). „1697, 1. Jan. Weil die Kälte so excessiv war, habe ich mich nit getraut mit J. M. zu den Patres zu gehen. Ich habe bei dem Fürsten von Eggenberg gegessen und den H. Cardinal Collonisch dort gefunden, der gemeldt, daß die publica darum schlimmer stehen, weil bei dem Ministerium keine Resolution zu finden sei. Im Anfang des Winters habe er offerirt, die Armee in Ungarn mit dem Beding zu zalen, daß die Regimenter für die existirende Mannschaft contentirt werden, was ihm abgeschlagen worden; auch habe er die Postirung an der Grenze accommendirt, was auch verworfen worden. Nun wüßte man nicht, wie sie zu verpflegen und vor dem Untergange zu retten seien. Das Commissariat begehre 200.000 und es wären nit 20.000 fl. vorhanden. Der Kammerpräsident [3])

---

[1]) Venier 1693, Fiedler 314.

[2]) Fürstl. Schwarzenbergisches Archiv in Wien.

[3]) Graf Siegfried Breuner.

wäre ein guter Herr, aber ein schlechter Präsident; er hätte in der Conferenz vorgebracht, man solle über die ordinari und extraordinari Contribution hinaus von den Ständen 10% verlangen. Ich: das wäre betrüblich zu vernehmen und wenn auch diese Unmöglichkeit prästirt werde, könne doch nichts Considerables ausgericht werden; wenn nicht die Armee von einem Haupt commandirt würde, so dem Werk gewachsen, wäre alle Mühe, Sorge und Unkosten umsonst. Der Bischof von Wien, so diesem Discurs beigewohnt, setzte hinzu, er hätte heuer 1000 fl. als eine freiwillige Beisteuer gegeben und von dem Trautson'schen Fideicommiß 2000 fl., was ihm sehr hart angekommen sei. Ich finde, daß dieses cameralistische Mittel bei uns nit wol zu introduciren, weil es das Vermögen der wolgesinnten Compatrioten, welche ihre Sach ansagen, zu Boden reitet, andere dagegen sich salviren und ihre Existenz verschweigen und weil jeder Pfarrer sich separiren will und glaubt mehr gethan zu haben als er schuldig sei. — 2. Jan. Diesen Morgen hab ich eine Partie mit dem Juden Oppenheimer auf 50.000 treffen müssen, weil die 100.000 fl., die mir von den Bergstädten zukommen sollten, nit vorhanden. Zu Mittag hat sich der neue spanische Botschafter, ein Franciscanermönch, um eine Audienz bei J. M. angemeldt, so ihm auch gegen 7 Uhr verwilligt worden. Die Ministri haben disputirt, ob ihm der Titel Excellenz gebühre, weil er ein Mönch und Bischof wäre. Ich hab ihm in der Anticamera die Excellenz gegeben. Er scheint ein kluger Mann zu sein und sein Secretär versicherte, daß seine Vernunft nit genug zu loben wäre. — 3. Jan. Ist der Kammerpräsident bei mir gewesen und vermeldete, daß ein Geld wol zu bekommen, wenn die geistliche Tertia erneuert und die Hof-, Cameral-, Justiz- und Landeschargen mit einer Summe belegt würden, welche die Nachfolger im Amte zurückstellen sollten; wenn das nit angehen würde müsse er bei S. M. die Vermögenssteuer einraten. Ich: Bei dieser Vermögenssteuer könne der arme Edelmann, der schon neben der Kopf-, Trank- und anderer Steuer noch eine Extrazubuß gebe, seine Kinder, Weib und das Gesinde nit erhalten. Viele hätten in Böhmen und Schlesien die Steuer nit bezalt, weil sie die Stände nit bewilligten. Ich würde S. M.

vorschlagen, die Sache an die Stände zu bringen und ihnen die Ausarbeitung zu überlassen. Er: die Länder dürften aber nit begehren, daß der Kaiser ausweisen sollte, wo so viele Millionen hingekommen wären; sonst wäre dieser Modus der beste und nützlichste. — 4. Jan. J. M. die Kaiserin seind mit dem Kaiser zu dem Erzherzog Carl in die Neuburg [1]) gegangen und ihn dort durch den P. Baucher in der Syntax examiniren lassen. Der Erzherzog hat zuvörderst eine sehr gelehrte Oration an den Kaiser gehalten und dann sehr beherzt, deutlich und geschwind auf alle Fragen geantwortet. J. Durchl. hat auch die römische wie des Hauses Oesterreich Historie erzält und zu aller Verwunderung sein Gedächtnis, die Klugheit und Sicherheit im Sprechen gezeigt. Gott erhalte den Prinzen! —

5. Jan. J. M. haben mir zu erkennen gegeben, daß dieselbe in großen Sorgen wegen des Königs in Spanien wäre, welcher den 6. Dec. wieder mit einer neuen Alteration einen Eselshusten gehabt oder, wie einer französisch geschrieben, un toux sec et opiniâtre. Worauf ich geantwortet: Daraus ersehen E. M., wie nöthig die Abreise des Grafen von Harrach sei, welcher zwar eine schöne Figur in Wien mache, aber eine noch viel schönere in Madrid machen würde. J. M.: Ich mache mein Mögliches, daß er von hier wegreiset, und werde noch einmal alles anwenden. — 6. Jan. Weil der Geburtstag J. M., der Kaiserin gewesen, hat der Kaiser die Klage J. D. der Erzherzogin Maria Theresia verringern lassen, obwol noch nit drei Monat seit dem Tod verstrichen waren. In der Kirchen hat der Fürst Christian von Sachsen das Amt celebrirt, nun Bischof zu Raab, Dompropst zu Cöln und Commandeur der deutschen Ballei. Dieser Herr ist vor 5 Jahren katholisch worden und in Rom und anderswo wegen seiner Tugend sehr beliebt gewesen, daß nit zu zweifeln, daß ihm Gott, wenn er seinen Lebenslauf verlängert, eine größere fortune verleihen wird. Er ist Willens hier zu verbleiben und schützt vor, daß in Raab keine passende Wohnung für einen Bischof sei. In Wien hat er das Hohen-

[1]) Leopoldinischer Tract der Wiener Hofburg.

feldische Haus auf zwei Jahre in Beschlag genommen. Gegen 10 Uhr hat J. M. die Andacht in der kleinen Kammercapelle verricht, ihr Beichtvater hat die Messe celebrirt. Ich habe als Obersthofmeister bei der Thür auf einer vergoldeten Taza 43 Opferducaten übergeben, welche dem Caplan und Kirchendiener zu statten kommen. J. M. die Kaiserin hat abermals Versuche gemacht, die Reise des Grafen von Harrach nach Spanien zu befördern. Dieser hat geantwortet, daß er alle Stund zur Abreise fertig wäre, S. M. habe nur für nöthig gehalten, daß er eine Summe von 300.000 fl. mit sich nehme, aber die Kammer habe über die Gelder einseitig disponirt und die Vögel seien ausgeflogen. Aber seine Reis ist doch für nöthig befunden worden, weil aus welschen Landen die Nachricht eingeloffen, daß die tägliche Alteration bei dem König von Spanien eine große Mattigkeit verursacht, daß dieser Herr sehr verdrossen sei und alle Anzeichen eines kurzen Lebens gebe. Auch wenden die Franzosen allen Fleiß an, einen Gesandten hinzuschicken. Der Graf von Lobkowitz (Gesandter in Spanien) bemüht sich auch die Gesandtschaft des Grafen von Harrach zu hintertreiben und versichert, daß alles im besten Stande stehe, daß der Erzherzog sicher von dem König als Erbe ernannt und von dem Adel acceptirt werde, was Gott gebe. Zu Mittag hat die gesammte Botschaft J. M. gratulirt und zwar hat der Nuntius das Compliment abgelegt. Der Landmarschall Graf von Traun hat es im Namen der Stände thun wollen, wurde aber auf morgen verwiesen. — 7. Jan. Diesen Tag hat S. M. die gewöhnliche Landesproposition des Landes unter der Enns vorgenommen. Herr Graf Bucelini als Kanzler und Graf von Traun als Landmarschall haben sehr wol geredt, der letzte jedoch viel besser als der erste. S. M. der Kaiser hat wie gewöhnlich sehr excellirt und gezeigt, daß derselbe in allen Stücken den Ministern vorangehe und alle anderen Potentaten an Verstand, Experienz und Wolredenheit übertreffe. — 8. Jan. Diesen Tag hat S. M. eine Schlittenfahrt angestellt und das Mittagmahl zu Ebersdorf eingenommen. Der Kaiser ist mit der Kaiserin und der Königin von Polen gefahren. Der König Joseph führte die Erzherzogin Elisabeth, Fürst Anton Liechtenstein den Erzherzog Karl,

der Herzog von Lothringen die Erzherzogin Maria, Montecuculi die Erzherzogin Josepha, Graf Otto von Traun die Erzherzogin Magdalena, Graf Philipp Dietrichstein die lothringische Fürstin Clementine. Graf Sigmund Dietrichstein und ich seind mit dem Oberststallmeister Grafen Karl von Wallenstein gefahren. Der Weg, den S. M. genommen, war durch das Burgthor hinaus gen das Stubenthor über die Wienbrücken und den Rennweg gen S. Marx auf der Ordinaristraße gen das Neugebäude und links gen Ebersdorf. Also fuhr S. M. auch auf dem Rückweg, doch zündete man wegen der Kürze des Tags zu S. Marx die Lichter an. Auf dem Platze vor dem kaiserlichen Hof machte der König sehr viele Radel, weil aber 40 Schlitten gewesen, haben nit alle folgen können. Am Abend nach dem Essen war Tanz bei J. M. der Königin. Dies alles ist auf starkes Anhalten des Königs Joseph geschehen, welcher derlei Equestria sehr liebt und S. M. will ihm solche erlaubte gusti nit benehmen. — 11. Jan. 4 Monate nach dem Tode des Cardinals Goës hat S. M. den Abt Pantz als einen verdienten mit vielen Tugenden versehenen Herrn zum Bischof von Gurk in Kärnten ernannt. Die P. Jesuiten haben vermeint, daß der Bischof von Laibach Graf Herberstein, ein mit vielen considerablen Qualitäten gezierter Vorsteher, der beste sein werde, aber S. M. hat sein gegebenes Wort halten wollen und den Pantz ernannt, weil er eine Exspectanz hatte. — 12. Jan. hat der florentinische Minister bei J. M. der Kaiserin Audienz genommen und parte gegeben, daß der Großherzog seinen anderen Sohn Gaston mit der verwitweten Pfalzgräfin bei Rhein aus dem Sachsen-Lauenburgischen Geblüt und des Grafen Wilhelm hinterlassenen Gemahlin vermählen wolle. Ich kann die Ursach nit begreifen, warum die Eltern des jungen Prinzen diese Heirat verlangen, zumal der Vater nicht mehr in spe einer weiteren Succession ist, indem er alt und sich die Gemahlin in einem Pariser Kloster befindet, sein einziger Bruder, der mit einer vom Hause Baiern verheiratet, sehr wenig Hoffnung hat Kinder zu erlangen und diese Sposa fett und gegen 30 Jahr alt ist, also dieselbe nichs recommandirt als die Geburt, die Reichthümer und die Allianz mit dem

Hause Pfalz und dadurch mit J. M. der Kaiserin. Also stellt man dieses Haus in Gefahr, daß es ohne Erben absterben möge, denn auf den Cardinal sehr kleine Hoffnung zu machen ist. Am Abend ist die Nachricht angelangt, daß der Kurfürst von Baiern gäh den großen Rat einberufen, weil der König in Spanien sehr gefährlich krank liege, also zu deliberiren war, was im Falle seines Todes zu geschehen. Da es aber etwas zu zeitlich ist, über die Erbschaft des Lebenden zu reden, so hat dieser Vorgang wunderlich gescheint. — 13. Jan. Heut ist vom Congreß der Deputirten der 6 Kreise aus Frankfurt ein Schreiben an S. M. kommen, daß sie auf dem Fuß der Anlage von 1651 dieselbe verdreifachen also gegen 60.000 Mann, $^1/_3$ zu Pferd, $^2/_3$ zu Fuß in den Krieg stellen und erhalten wollen. Man ist Dafürhaltens, daß nichts aus dem Werk werde, weil die Stände ihren eigenen General Prinz Louis zum Commando haben wollten, welches dem k. Generallieutenant zusteht. — 14. Jan. Gegen 11 Uhr bin ich bei Herrn von Dankelmann gewesen und hab vermeldt, daß ich, wie mein Großvater und Vater von dem Kurfürsten große Gnad empfangen, auch von Herzen wünsche, daß der jetzige meinem Hause alle Protection erteilen möge. Ille: Er wüßte wol die Ehre, die ich ihm authue, und wünsche das gute Verhältnis zwischen dem kurfürstlichen Hause und der Schwarzenbergischen Familie zu erhalten, auch sein Herr habe alle Neigung seine Dienstgefälligkeit weiter zu bezeugen. Ich recommandirte ihm die Herrschaften Gimborn und Neustadt als das letzte Zeichen von unseren dem Hause Brandenburg geleisteten Diensten; ich wolle meinen Nachkommen nicht den leeren Titel allein überlassen; mein Verwalter könne die Originalbriefe des Kurfürsten Joachim zeigen. Auch hat sich der Abbate Bernitz als Gesandter des Prinzen Jacob Sobiesky bei mir gemeldet. Er verlangte, daß S. M. einen Gesandten und ein gutes Stück Geld nach Polen schicke, damit die Stände einzig den Prinzen Jacob verlangen, die Königin wolle sich mit dem jüngeren Prinzen der k. Protection ergeben und sich im Reich oder in k. Erblanden ankaufen, weil der Geiz des seligen Königs die Gemüther in ganz Polen gegen das Haus Sobiesky erbittert habe. Diese Reden geben ein Exempel,

wie die virtutes post funera fortleben. K. Johannes hat mit seinem Geiz seine sehr schöne Thaten verfinstert und nur einen üblen Nachklang hinterlassen, so daß seine Posterität wenig beliebt und daran denkt in fremde Länder zu gehen.

15. Jan. S. M. haben frische Luft schöpfen wollen und sich wieder mit einer Schlittenfahrt erlustigt. Man ist gen die Leimgruben zum Neubau hinausgefahren, dann gen Penzing thalab nach Schönbrunn und durch den Thiergarten nach 12 Uhr in Hitzing glücklich ankommen. S. M. haben befohlen, daß ich und der Graf Sigmund Dietrichstein in dem ersten Damenwagen mit der Oberst-hofmeisterin der Kaiserin und der Fräulein Aja fahren sollten. Graf Sigmund sagte aber, er wolle mit den alten bösen Weibern nit fahren; also seind wir in den Wagen des Oberststallmeisters kommen. Die Gräfin Mansfeld ist wieder die Ehrenhüterin gewesen und Abends wurde wieder ein Tanz bei J. M. der Kaiserin gehalten. — 16. Jan. Nachmittag hat der Landmarschall Graf Otto von Traun eine große Schlittenfahrt gehalten und öffentlich declarirt, niemand einzeln sondern den Adel im Ganzen einzuladen, damit alle Widerwärtigkeiten behebt werden, was aber doch nit geschehen. — 17. Jan. Weil die türkische und französische Macht dieses Jahr sehr groß sein sollen, haben S. M. resolvirt, in Ungarn und im Reich stark zu erscheinen und wo möglich der erste in der Campagne zu sein. Um die Mittel herbeizubringen, haben J. M. in der Conferenz resolvirt, 1½% von allen Gütern und Vermögen der Unterthanen zu erheben, was von den Räten sehr deliberirt wurde. — 18. Jan. Wie betrübt und melancholisch der meiste Adel über diese Resolution gewesen, ist nit leicht zu sagen, zumal weil die Kammer nit leicht von dem abläßt, was sie einmal angefangen. Die Privilegien der Länder werden hiemit völlig über den Haufen geworfen und, was zu bedauern, die völlige Gleichheit wird nit in Obacht genommen. Die Geistlichen bezalen so viel als nichts und die anderen nur von dem, was sie nit verbergen können, und die dritten so viel, daß es eine Schand ist. So seind wir die Willigen und werden hart mitgenommen. — 21. Jan. Der Dankelmann besuchte mich und brachte vor, daß er meine Documente wegen des

Amtes Neustadt gesehen und vermerkt, daß gescheidte und verständige Leute diesem Werk vorgestanden; er bedauerte sehr, daß die unglückseligen Zeiten dem Kurfürsten nit Gelegenheit geben das Versprechen seiner Vorfahren zu observiren, denn er hätte das geringe Geld, das aus dem Amte fließt, sehr vonnöthen. Ich: Mir wäre es sehr leid, wenn man solche Schlüsse aus den Prämissen ziehe; meine Einkünfte kommen so überall ins Stocken und mir bleibt von diesen Gütern nur der leere Titel; man habe mir ganz andere Sachen vorgemalt. Er: Er habe getreulich und mir zu Gutem den Ministern geschrieben und hoffe auch noch einen guten Effect zu erhalten. Nach diesem Discurs fragte er, in welcher Ordnung J. M. die Damen vorkommen lasse. Seine Frau sei aus Schweden und ihre Voreltern noch zur Zeit Caroli V. mit Erhöhung des Standes bedacht worden. Sie könne also wol parallel den anderen Damen gehen und sei Willens J. M. die Aufwartung zu machen. Ich: Bei uns wird die Geburt mehr geachtet als die Officia; die Gemahlin des Generals Heister sei deswegen nit vorkommen; ich wolle aber bei Hofe fragen, wen das am meisten angehe. — 23. Jan. haben J. M. sich zu den Siebenbüchnerinnen begeben, weil dieser Tage die Vermählung des h. Joseph war. Graf von Harrach ist diesen Tag wieder sollicitirt worden sehr bald abzureisen, weil man wegen der Gesundheit des Königs von Spanien sehr in Sorge war. Seine Ausstattung soll 50—75.000 fl. kosten und wie Graf Kaunitz im Haag und Graf Martinitz in Rom soll er monatlich 3000 fl. empfangen. Der venetianische Botschafter hat diesen Tag das Fräulen von Mollart zum Essen eingeladen, was J. M. aber nicht zugelassen, weil er nit verheiratet sei. Ich erinnerte, daß zur Zeit der Kaiserin Mutter Eleonore eine und andere Dame von Hof neben anderen Matronen zum Mittagmahl geladen waren. J. M. ließ antworten: Wenn er Willens, alle und mit der Fräulen Hofmeisterin zu gastiren, würde sie keine Difficultäten machen, aber dieselbe einschichtig zu tractiren wäre nit die Gewohnheit, womit er auch hat abstehen müssen. Im Sommer hat der schwedische Gesandte Baron von Horn die Gräfin Wagensberg die Fräulen Obersthofmeisterin mit anderen Fräulen eingeladen, aber J. M. hat es

absolut abgeschlagen, weil er ein Wittiber war. Dagegen hat der Graf Gotthard von Salaburg als Wittiber alle die Hofdamen zu einer französischen Comödie eingeladen und J. M. haben gern erlaubt, daß sie sich in sein Haus begeben. — 25. Jan. J. M. seind diesen Tag wie gewöhnlich zu S. Michael gefahren. Der Graf von Harrach hat seine Bagage abgeschickt. Man glaubt, daß er dieses erste Jahr dem Kaiser 152.000 fl. kosten wird. Sein Sohn, der in Spanien ist, hat monatlich 1000 fl. und genießt dabei eine Pension von 1500 fl., so daß Vater und Sohn dieses Jahr 200.000 fl. beziehen werden, so Gott ihnen segnen möge, auch alles, was sie im Dienst des Kaisers ins Werk setzen. — 26. Jan. S. M. sein das letzte Mal im Prater auf der Schweinsjagd und Bürsch gewesen. Der Prater ist eine große Rarität der Stadt und sehr bequem für den Hof, indem S. M., ohne eine Nacht auszubleiben, die Bären- Schweins- Hirsch- Enten- Reiher- Fasanen- Rebhühner- Hasenjagd und die Beiz auf Lerchen und Wachteln genießen kann. Meines Bedünkens ist das nit in anderen Ländern zu finden. — 27. Jan. Vor der Kirchen kam der junge Graf von Windischgrätz in die Ratstuben zu mir und beklagte sich sehr, daß man den jungen Sinzendorf und nicht ihn in das Reich schicke, daß die Meriten seines Vaters und die seinigen ganz vergessen seien. Ich: Es wundere mich sehr, daß ihm diese kleinen Sachen so heftig zu Gemüthe gehen. Er: Sein Vater habe dem Hause Neuburg so merkliche Dienste geleistet und er könne ein Zeichen verlangen, daß S. M. der Kaiser das noch frisch im Gedächtnisse habe. Er redete so, als wenn er Haus, Hof und die Gegenwart des Herren künftig vermeiden wolle. Der Herr Vater hat diesem jungen Menschen viel von seinen Meriten für das Haus Oesterreich und Neuburg vorgemalt, so daß dieser eine große Einbildung gefaßt, und er meinte, er werde wie sein Vater mit Pochen und Lautreden viel herausbringen. Die Jugend kann ihn entschuldigen. — 28. Jan. Weil es Brauch, daß S. M. und der König von Spanien sich Botschafter schicken und auch zu regaliren pflegen, so hat S. M. erwählt: einen toison von böhmischen reinen großen Granaten und großen Rauten, einen Doppelleuchter und für die Königin ein

Apothekel mit gefärbten Steinen und Geschmelz geziert. Die Kaiserin hat ein schönes Augsburger Kunstwerk, so sie vor einem Jahre zum Nicolo bekommen, dafür gewidmet. Das Präsent des Kaisers wird auf 13.000, das der Kaiserin auf 2000 fl. geschätzt. Man hat dergleichen Kunstsachen genommen, weil dies in Spanien sehr hoch geachtet, die böhmischen Granaten, Amethyste und andere farbige Steine für rar gehalten werden. — 31. Jan. haben S. M. wieder eine Schlittenfahrt nach Ebersdorf halten wollen. Weil aber das Wetter ungestüm und der Wind heftig geblasen hat, haben dieselbe meine Meinung befolgt und die Fahrt eingestellt. Der Kaiser ist nach einigen Radeln auf dem Burgplatz nur zweimal um die Stadt gefahren, was noch bei hellem Tag geschehen und glücklich abgegangen. — Prinz Jacob von Polen vermeinte, daß S. M. dem Prinzen Carl von Lothringen Polen eher als ihm vergönne; aber der Kaiser hat es getreulich mit ihm gemeint und noch im vorigen Sommer den Grafen Seldnitzky dahin instruirt, daß Prinz Jacob, aber nach seinem Tode oder bei dem Widerstande der Polen der Pfalzgraf erwählt werden möge, obwol sein Herz dem Herzog die polnische Krone gern vergönnen würde. —

1. Febr. hat S. M. befohlen die Klag abzulegen und die schwarzen Spalier in der Anticamera im Tafel- und Spiegelzimmer abzunehmen. Diesen Morgen hat Graf Harrach von den Patres Urlaub genommen [1]). Ich schließe, daß viel zu tractiren und nachmals der Gallier alles über den Haufen werfen wird. Man muß daher unserseits alles thun, was zur Ruhe, Sicherheit und künftigen Erbschaft des Hauses Oesterreichs dienen könnte. Gegen Abends besuchte mich der spanische Botschafter und redete mich an, daß er alle Minister mahne, die gute Harmonie zwischen den zwei Linien des Hauses Habsburg zu erhalten. Ich: ich wolle allzeit mit Eifer dazu beitragen; meine Voreltern haben eben dieses Motiv gehabt; mein Urahn habe als General der Schlacht von S. Quentin beigewohnt und sein Leben im spanischen Dienst geendigt. Sein

[1]) Graf Harrach reiste erst den 13. März ab. Gaedeke, Harrachs Tagebuch 66.

Sohn habe die Stadt Raab mit Kriegslist und Klugheit in einer Nacht erobert und durch die Untreue gewisser Wallonen sein Leben gelassen. Die zwei Herren haben somit ihren edlen Eifer für die zwei österreichischen Linien gezeigt. Er: er zweifle nit daß des Grafen Harrach Ankunft in Madrid gute Dienste leisten werde, die Convenienz der Monarchie bringe es mit sich, mit dem Hause Oesterreich verbunden zu werden, Adel und Volk in Spanien sei unter dem Hause Oesterreich wol behandelt worden. Man könne niemand in die Reihe der Candidaten setzen als den zweiten Prinzen des Kaisers und den ersten Prinzen des Kurfürsten von Baiern, den Sohn der Erzherzogin Maria Antonie, einzigen Tochter der Kaiserin Margaretha. Die Erzherzogin habe mit Ausnahme der Niederlande auf alle ihre Ansprüche renuncirt und diese Renunciation noch auf dem Todtenbette wiederholt. Man könne nur den Unterschied zwischen der französischen und österreichischen Renunciation melden, daß jene mit Einwilligung des Parlamentes von Spanien vollzogen, diese aber ohne Vorwissenschaft Spaniens geschehen sei. Aber es verbleibe doch alles Recht für den Sohn des Kaisers und man müsse alles thun, daß die Franzosen keinen Vorsprung gewinnen. — 4. Febr. Bei mir ist die Frage entstanden ob ich nit statt des Marschallamtes die Stelle eines Viceoberſthofmeisters, wie solche bei dem verstorbenen Kaiser gewesen, begehren solle, denn ich fürchte wol, daß ich es nit lange mehr treiben werde, indem das Gehen mir sehr schädlich zu werden anfängt. S. M. der Kaiser haben mir heute vertraut, Prinz Jacob habe verlangt, daß eine vertraute Person nach Polen geschickt werde. Ich antwortete: es möge ein solcher erwählt werden, welcher keinen Lärm mache, vielleicht ein geschorener Kopf, weil diese leichtlich überall durchkommen, die P. Menegati und Rader seien sehr bekannt, es möge P. Baucher erwählt werden. Gegen Abend haben die Königin von Polen ein Fest gegeben, wo der K. Joseph, Erzherzog Carl und die vier Erzherzoginnen französisch zu tanzen angefangen. Bei dem Abendessen saßen dieselben sammt dem jungen Herzog von Lothringen nach der Ordnung wie beim Kaiser. — Den 5. Febr. hat der Graf von Harrach uns fünf in das kleine Zimmer des Kammerheizers

berufen und uns ersucht seinen letzten Willen zu unterfertigen, nämlich mich, Graf Kinsky, den Oberstkanzler, Graf Carl Wallenstein, Oberstkämmerer, Graf Wenzel Stahremberg, Oberstlandrichter in Böhmen, und Graf Philipp Dietrichstein, Guardihauptmann. Während des Actes hat der Oberstkanzler wegen Bauchweh weggehen müssen und der Oberstkämmerer ist zu S. M. berufen worden."

Wie überall bestanden die Plaisirs an dem Wiener Hofe in Tafeln, Serenaden, Gartenmusik, Opern, Komödien, Maskeraden, Wirthschaften, Feuerwerken und Schlittenfahrten. Die Ringel- und Quintanrennen, die Roßballete waren etwas außer Mode gekommen. Dafür hielt man noch bei Hofe nach italienischer Sitte sogenannte Akademien, eine Art geistiger Turniere. Zwei, vier oder acht Cavaliere disputirten über eine Frage, z. B. wer soll mehr Geduld haben, ein Hofmann oder ein Verliebter? oder, welche Frau ist mehr zu bedauern, die einen dummen oder die einen eifersüchtigen Mann hat? Solche Akademien kamen noch im achtzehnten Jahrhundert vor. Die letzte scheint im Schlosse Eggenberg in Steiermark 1771 gewesen zu sein, wo sechzehn Herren disputirten, ob einer blonden oder einer brünetten Schönheit der Vorzug gebühre. Eine besondere Pracht entfaltete der Wiener Hof, als der Czar Peter 1698 in Wien verweilte. Bei der großen „Nationenwirthschaft", d. h. dem großen Maskenballe, am 21. Juli erschienen 117 Herren und Frauen maskirt, der Kaiser und die Kaiserin als Wirth und Wirthin.

Fürst Schwarzenberg hat an diesen Festen nicht Theil genommen. Seine Frau war in jenem Jahre schwer erkrankt und am 18. Juli 1698 in dem neuen Palais am Neumarkt gestorben. An dem Tage, an welchem sich bei Hof alles für den Maskenball in der Favorite costumirte, wurde sie in der Augustinerkirche in die Gruft gelegt. Ein Portrait aus den Jahren 1686—1690 zeigt sie als eine schlanke Frau ohne leuchtende Schönheit, aber mit anmuthigen Gesichtszügen, kleinen Augen und einem hübschen Munde. Sie war eine stille, einfache, fromme Frau. Noch wird von den Nachkommen eine religiöse Betrachtung aufbewahrt, die sie an stillen

Abenden niedergeschrieben[1]): „Werde munter mein Gemüth und sieh dich um; der Tag ist hingeschwunden, die Arbeit ist gethan, der Feierabend vorüber, die Nacht vorhanden. So hör denn auf, dich ferner zu bemühen, vergiß deine Sorgen, gedenke an dich selbst und lobe auch des Nachts deinen Gott. Herr du ewiger Gott, bei dem kein Wechsel ist des Nachts und des Lichtes, der du immer bleibst wie du bist, deine Jahre nehmen kein Ende. Tag und Nacht ist dein. Du machst, daß Sonne und Gestirne ihren gewissen Lauf haben und hilfst immer einen Tag nach dem anderen überstehen, eine Last nach der anderen ablegen. Durch deine Güte habe ich nun auch diesen Abend überlebt; alles, was ich etwa besser, was ich älter, klüger, gesünder und gesegneter geworden bin, das kommt alles von dir. Darum sage ich dir Dank von Grund meines Herzens für alle Wolthaten, daß du mein Morgengebet erhört, mein Gemüth regiert, meine Augen erleuchtet, mein Unternehmen gefördert, meine Arbeit gesegnet hast. Sei, lieber Vater, gelobt und gepriesen für alles, was du mir und den Meinigen und auch anderen Menschen Gutes gethan und Böses verhütet. Erhöre mich, wenn ich rufe, Gott der Gerechtigkeit, sei mir gnädig und wenn dieser Tag mein letzter sein und der jüngste Tag kommen sollte, so erhöre mein Gebet und nimm mich auf zu deinen Auserwählten. Amen".

Die Fürstin Maria Anna hatte in der That nach dem Tode ihres Vaters, des letzten Grafen von Sulz (21. September 1687) alle Sulz'schen Güter und Lehen geerbt. Als Lasten übernahm sie nur 70.000 fl. Schulden, zwei Pflichttheile für ihre Schwestern zu 80.000 fl.; das bewegliche Gut war als Legat getheilt worden. Die Fürstin blieb, so lange sie lebte, die regierende Herrin in der Landgrafschaft Kleggau. Die Unterthanen haben 1688 ihr und dem Fürsten nur als Mitregierer und Administrator gehuldigt. Die Majestätsbriefe von 1688 und 1689 gewährten dem „Regierer des Hauses Schwarzenberg" den Titel eines gefürsteten Landgrafen im Kleggau und Grafen von Sulz und allen Nachkommen den Titel Graf und Gräfin von Sulz, Landgraf und Landgräfin vom

[1]) F. Stohl, Ahnensaal der Fürsten von Schwarzenberg.

Kleggau. Der erste Erbe der Sulz'schen Güter wurde nach dem Tod der Mutter ihr Sohn Adam Franz, der bereits 1698 ins Collegium der schwäbischen Grafen eingeführt wurde, aber die Virilstimme wegen Kleggau im Reichsfürstenrath und Reichstage konnte er nicht durchsetzen.

Ferdinand Schwarzenberg hatte Kummer und Sorgen aller Art und seine Thätigkeit erforderte die Kraft des Körpers und des Geistes. Es war keine geringe Aufgabe, ein so riesiges Vermögen zu verwalten, allen Ansprüchen gerecht zu werden, Rechtsforderungen auszugleichen und mannigfache Processe zu führen. Sein Haus und, wie man gerne sagte, der Hofhalt entsprachen ganz der Lebensweise und dem Besitze einer wahrhaft fürstlichen Familie. In der Kanzlei und auf den Gütern arbeiteten mehr als hundert Beamte: ein Hof- und Kammerrath, Verwalter, Buchhalter, Steuerschreiber, Kastner, Registratoren, Gärtner, Förster, Jagd- und Fischmeister und andere. Zum Haushalt gehörten der Secretär, der Hausverwalter, der Hauschirurg, zwei Pagen, der Haushofmeister, der Hofmeister und die Hofmeisterin für den Sohn und die Töchter, der Küchelmeister, einige Köche, Tafeldecker, Zuckerbäcker, Stallmeister, Reit- und Stallknechte, Vorreiter, Kutscher, Läufer, Thürsteher, sechzehn bis achtzehn Lakaien, Hausknechte, Kammerfrauen und „Stubenmenscher" u. a.[1]) Der Haushalt war in der strengsten Ordnung. In einer besonderen Instruction trug der Fürst seinem Haushofmeister auf: auf das gesammte Hauswesen, Küche, Keller, Tafel u. a. die gebührende Aufsicht zu tragen, überall fleißig nachzuschauen und dahin zu trachten, daß alle Domestiken und Bedienten sich eines ehrbaren, frommen und auferbaulichen Lebenswandels befleißen; insbesonders soll er „keine Vollsäuferei, Schwärmerei, Zänkerei und andere Uebelthaten" ungestraft lassen und bei großen Fehlern sogleich an den Herrn berichten. Nach der Sitte der Zeit waren die Diener von leibeigenen Bauern- und Bürgerfamilien genommen, auch die Gärtner, Förster und Verwalter. Sie hatten guten Ruf. Der Hofgärtner der verwitweten Kaiserin Eleonore

[1]) Liste der Hofofficiere und Bedienten 1706. Schw. A.

wünschte einst für den Favoritegarten einen Gärtner des Fürsten in Dienst zu nehmen; dieser bat den Fürsten um seine Entlassung aus dem Dienst und aus der Leibeigenschaft, aber der Fürst gewährte sie nicht und befahl seinem Haushofmeister in Wien, wenn der Gärtner flüchtig würde, ihn sogleich festsetzen zu lassen. Der Fürst war selbst ein großer Gartenfreund und schickte Gärtnergesellen nach Hamburg und nach Holland zu ihrer Ausbildung [1]). Ein so jagdlustiger Herr wie die meisten böhmischen Edelleute und wie später sein Sohn Adam Franz ist Fürst Ferdinand nicht gewesen, aber er nahm es mit dem Forst- und Jagdwesen sehr genau. Er gründete sogar 1699 eine „Jägerbruderschaft zur Beförderung eines religiösen und ehrbaren Wandels, zur Ordnung und redlichen Erlernung der Jägerkunst und zur Unterstützung der Vereinsgenossen". Da die Raubthiere sich in den großen Wäldern der Schwarzenberg'schen Güter furchtbar vermehrt hatten, ließ Fürst Ferdinand gleich seinem Vater durch die Jäger und Förster einen fortdauernden Vernichtungskrieg gegen das schädliche Gethier führen. In den Jahren 1648—1670 war als Schußlohn angesetzt: für einen alten Wolf 2 fl. 30 kr., für einen jungen 1 fl. 15 kr., für einen Luchs 2 fl. 30 kr., für eine Fischotter 2 fl., eine Wildkatze 1 fl., für einen alten Fuchs 45 kr., einen jungen 30 kr., einen Marder 45, einen Iltis 9 kr., ein Wiesel 5 kr. u. s. w. Als sich in dem schneereichen Winter 1679 wieder eine Masse Wölfe zeigte, mußte jeder Jäger jährlich wenigstens einen Wolf erlegen und die Wolfshaut einliefern. Säumige Jäger wurden mit Geldbußen bestraft. Fürst Ferdinand normirte 1691 die Wildlieferung jedes einzelnen Reviers. Noch in den Jahren 1710—1720 wurden erlegt: 5 Bären, 233 Wölfe, 31 Luchse, 5929 Füchse, 310 Wildkatzen, 386 Marder, 1971 Iltisse, 2695 Wiesel und 132 Fischottern. Allmälig verloren sich die Wölfe und der Ausrottungskampf galt nur mehr den Füchsen, Iltissen und Raubvögeln. Die Dachse verschwanden, die Fischottern kamen nur mehr selten vor [2]).

[1]) Schw. A.

[2]) Jagdzeitung 1873 Nr. 3, Berger, Wolf und Consorten in alter Zeit.

Fürst Ferdinand war jedoch nicht blos ein sorgfältiger Administrator, sondern ein wahrer „Mehrer" des Familienvermögens. Sein Gütererwerb war colossal. Er kaufte in Steiermark sechs Güter, mit Herrengilten, Weingärten und Wäldern, in Böhmen zehn Herrschaften und Freihöfe, so: 1687 die Güter Wildstein und Křenowic bei Frauenberg, 1693 die Herrschaft Postelberg mit sieben Gütern von Graf Leopold Ludwig Sinzendorf um 600.000 fl., 1693 das Gut Wřsna bei Wittingau von dem Grafen Kolowrat um 21.000 fl., 1698 das Gut Wiltsch von dem Freiherrn Přichowsky um 47.000 fl., 1700 das Gut Kestřan von Adam Kotz von Dobrs um 167.500 fl., das Gut Skocic von Jaroslav Swichowsky um 64.000 fl., die Herrschaft Drahonic von Graf Wrtby um 280.000 fl., 1703 die Herrschaft Hermannseifen von Graf Johann Waldstein. Das Fürstenthum Schwarzenberg in Franken vergrößerte er durch das Rittergut Burggrub. Den Pfandbesitz von Pürglitz und Krusowitz konnte er nicht behaupten, Kaiser Leopold verkaufte die Güter 1685 an Graf Ernst Johann Waldstein. Ferdinand Schwarzenberg verkaufte an diesen Waldstein auch die Herrschaft Nischburg um 30.000 fl. und an Graf Wenzel Sternberg 1690 das Fürstenbergische Haus am Hradschin um 11.950 fl. [1]) Durch die Erbschaft seiner Frau kamen vier Quadratmeilen deutscher Boden an das Haus Schwarzenberg: die Landgrafschaft Kleggau mit 1500 Haushaltungen, und die Sulz'schen Allode mit Stadt und Schloß Thiengen und vier Herrschaften. Fürst Ferdinand war der erste Schwarzenberg, der sich ein eigenes Herrenhaus in Wien einrichtete. Er nahm sich dabei den Grafen Franz Carl Hoyos, der das prachtvollste Haus in Wien hatte, zum Muster. Sein Vater, Fürst Adolph, besaß seit 1669 in der Wipplingerstraße zwei Häuser, die Freisleben'schen Häuser genannt, welche 1696 an die böhmische Hofkanzlei verkauft und eingebaut wurden. Erst 1674 hatte er für Sohn und Schwiegertochter das Werdenberg'sche Freihaus an dem Mehl- oder Neumarkt gemiethet. Fürst Ferdinand kaufte dasselbe 1688 von der Gräfin Kolonič-Werdenberg und vergrößerte es durch

---

[1]) Böhmische Privatmünzen und Medaillen. Die Fürsten Schwarzenberg.

ein zweites Haus in der Kärntnerstraße, welches dem niederösterreichischen Regierungsrath Johann Schell gehört hatte. Nach der Sitte der Zeit verband er seinen ganzen Besitz 1685 in ein Fideicommiß, wie es sein Vater schon angestrebt hatte. In seinem Testamente nahm er auch Rücksicht auf eine Secundogenitur, insbesonders für eine deutsche Linie des Hauses Schwarzenberg. Durch den Besitz gehörte er in den böhmischen, steirischen, österreichischen und mährischen Herrenstand und vertrat deswegen wie sein Vater den neuen österreichischen Grundadel. Auch von seinem Münzrecht machte er Gebrauch, denn er ließ in Wien, Nürnberg und Köln Münzen und Medaillen prägen.

Durch den Gütererwerb und die ausgezeichnete Wirthschaft wurde das Einkommen der Familie bedeutend gesteigert. Dasselbe betrug jährlich 200.000 fl., nach dem Geldwerth unserer Zeit wohl den zehnfachen Betrag, aber zu Zeiten war dasselbe unsicher und geringer. Der Fürst mußte mit den Verwandten des Hauses Sulz einen Proceß führen, dessen Ende erst sein Enkel erlebte. Die Herrschaft Wittingau in Böhmen mußte in Folge des Processes beinahe noch einmal gekauft werden. Die preußische Regierung hatte das Amt Neustadt mit Beschlag belegt und es dauerte lang, bis sich dieselbe zu einer Ablösungssumme herbeiließ. Auch der Staat nahm die Casse des Fürsten in Anspruch. Fürst Ferdinand hat in der Kriegszeit von 1683—1686 nicht weniger als 656.905 fl. vorgestreckt und auch später namhafte Summen dem Hofzahlamte zur Verfügung gestellt. Bekanntlich hat die Regierung Leopolds I. bei den Großen des Reiches Schulden gemacht und dafür Güter und Regalien verpfändet. Noch 1703 verschrieb Graf Hermann Černin, Oberstburggraf in Böhmen, dem Kaiser 200.000 fl., dem römischen König 100.000 fl. und widmete die Einkünfte seines Dienstes für fünf Jahre den öffentlichen Zwecken [1]). Uebrigens machten die Herren dabei, obwohl die Rückzahlung nicht immer regelmäßig erfolgte, ein gutes Geschäft, denn die Pfandgüter und Pfandrechte warfen erkleckliche Summen aus.

---

[1]) Tagebuch des Grafen Sigmund Khevenhüller 1703.

Ferdinand Schwarzenberg hatte eine feine, edle Gestalt. Ein Portrait zeigt ihn in der Tracht seiner Zeit mit einem buntgestickten Rock und mit einer Allongeperrücke, aus welcher ein längliches Gesicht mit sanften feinen Zügen herausleuchtet. Ein Lächeln ruht auf den Lippen und die offenen schönen Augen blicken ruhig in die Welt. Er sieht mehr seinen niederländischen Vorfahren als den deutschen Vettern ähnlich. Fürst Ferdinand war von Jugend auf ein ernster stiller Charakter, ohne große Leidenschaften, ohne Schuld im Gemüthe. Wie sein Vater es gewünscht, war er geworden: leutselig, theilnehmend für Untergebene, hochherzig und vorsichtig, freigebig aber nicht verschwenderisch. Ein starkes Standesbewußtsein schied ihn von Genossen und Untergebenen. Als Fürst und Fürstin Lobkowitz den Wunsch aussprachen, daß ihr Sohn mit dem jungen Adam Franz Schwarzenberg auf Reisen gehen sollte, wies das Fürst Ferdinand entschieden zurück, „weil der junge Lobkowitz als Fürst jederzeit seinem Sohne vorangehen, immer zuerst in die Schüssel greifen und überall als der beste gelten werde". Dabei zeigte er doch den vornehmen Sinn, durch den wahrhaft edle Menschen aus der Gemeinschaft hervorragen. Die väterlichen Ermahnungen, in welchen er seinem Sohne die Pflichten als Edelmann und Hausvater auseinandersetzte, enthalten auch den Satz: „die Tugend, nicht die Familie und der Reichthum macht den Edelmann". Ein Hauptzug seines Charakters war der feste Rechtssinn; er bestand auf seinem Schein, aber er haßte alles Unrecht in öffentlichen und privaten Dingen. Dieser Rechtssinn warf einen leuchtenden Schimmer auf alle seine Handlungen. Seine kirchliche und politische Ueberzeugung war die aller Hofherren unter Leopold I. Sie erinnerten sich der ständischen Freiheit, aber sie fügten sich der Regierung und folgten als treue Vasallen der österreichischen dynastischen Politik. Als sein Sohn von seinen Reisen zurückkehrte, stellte er ihn dem Kronprinzen Joseph vor, „damit dieser ersehen möge, daß ich mit meinem Geblüte in höchster Veneration für ihn lebe". Sein frommer christlicher Sinn zeigt sich in zahlreichen Pfarr-, Meß- und Spitalstiftungen, aber eine Abneigung oder ein Haß gegen Andersgläubige findet sich nirgends in seinen Schriften ausgedrückt. Die

katholische Mission, die er eine Zeit auf seinen fränkischen Gütern walten ließ, hatte nur einen geringen Erfolg. Er scheint eine Vorliebe für die dichterischen Ergüsse seiner Zeit gehabt zu haben; mit viel Fleiß sammelte er die schwülstigen lateinischen Huldigungsgedichte für Leopold I. und Joseph I. Sein Stil ist verworren, er sucht vorsichtig nach milden Ausdrücken. Die Sprache ist mit lateinischen, spanischen, italienischen Wörtern gemischt. Gewiß hat er nicht so gut deutsch geschrieben wie der berühmte Hans Schwarzenberg, der Freund Luthers und Albrecht Dürers. Auch seine Zeitgenossen, der Oberstkanzler Wratislaw und Ferdinand von Harrach, haben besser geschrieben, aber gewiß nicht mehr, denn Fürst Schwarzenberg war wie sein Vater und Großvater sehr schreibselig. Seine Tagebücher und Briefe füllen ganze Bände. Um seinen Nachkommen über den Stand und die Verwaltung des Vermögens Rechenschaft zu geben, schrieb er noch kurz vor seinem Tode einen Bericht über das Soll und Haben. „Gleich wie der unendlichen Gütigkeit Gottes, von wannen als dem ersten Brunnquell meinem Hause so ansehnliche Gnaden zugeflossen sind, der ewige Dank, meinem Herrn Vater sel. Angedenkens aber der unsterbliche Ruhm eines sorgfältigen und treuen patris familias gebührt, also habe ich auch diesen Extract oder Bilanz darum verfasset, damit meine Posterität oder Erben sehen können, mögen, wie ich das mir gegebene talentum durch 19 Jahre und 7 Monate, d. i. vom 26. Mai 1683 bis zu End dieses 1702. Jahres menagiret und was ich ferner mit göttlicher Assistenz und meiner unermüdeten Application dazu erobert habe, damit dieselben von ihrem väterlichen und großväterlichen exemplo animirt, ein ewiges Gedächtnis haben und dadurch angefrischt werden, auf eine gleichmäßige discrete Oekonomie zu gedenken und sich stets zu erinnern, daß es nit genug sei, wenn ein Regent einer fürstlichen Familie herrlich und standesmäßig lebe und der ererbten Güter genieße, sondern er müsse auch die ihm in die Hand vertraute Verlassenschaft durch gute Wege und Mittel erweitern. Damit ein solches bei mir einigermassen erlernt werde, so wird aus nachfolgender Constitution leichtlich zu ersehen sein, in was für Effecten meine dermalige Substanz bestehe, wie dieselben

nach der Conjunctur der Zeiten verändern müssen, was ich für acquisitiones gemacht und wo dermalen die Capitalien anliegen thun. Das ererbte Vermögen: 1,073.329 fl. 20 kr.; verschiedene Posten des Vaters berichtigt, 97.116 fl.; verbleiben rein: 976.213 fl. 20 kr., in summa Capital und Barschaft 951.769 fl. 31 kr.; erkauft und bezalt 2,218.630 fl. 52 kr. Also beträgt das Vermögen 3,170.399 fl. 52 kr. Davon das ererbte abgezogen, ergibt eine Zubuß von 2,194.186 fl. 52 kr. Sind also, unangesehen der höchst beschwerlichen Zeiten, da nit allein meine Subsistenz bei Hofe sondern auch aus eigenem Säckel bestrittenen immensen extraordinari Kriegsgaben ein Großes consumirt haben, dennoch monatlich erspart worden durch 235 Monat jeden Monat 9336 fl. 57 kr." In seinem Testament mahnte er seine Nachkommen zur Tugend und Sitte der Vorfahren, zur Treue für das Haus Oesterreich und den katholischen Glauben, zur Barmherzigkeit und Milde für die Armen, für die Wohlfahrt der Unterthanen und den Wohlstand des Hauses, „der nit ohne sauren Schweiß und ruhmwürdige Assiduität der Vorfahren erworben wird". Oftmals klagt er in seinem Tagebuche über Kummer und Sorgen aller Art. Er war auch immer kränklich. Schon 1692 hatte er über seine Gesundheit von der medicinischen Facultät in Padua, welche damals in besonderem Rufe stand, ein Gutachten eingeholt und schon 1697 kam die Ahnung eines frühen Todes über ihn. Ein langes Leben war ihm nicht vergönnt, denn er starb nach kurzer Krankheit erst 51 Jahre alt am 22. October 1703 in Wien. Wie sein Vater und seine Frau wurde er in der Gruft der Schwarzenberge in der Augustinerkirche in Wien beigesetzt.

Von den zehn Kindern, welche ihm seine Frau in den vierundzwanzig Jahren ihrer Ehe geboren hatte, überlebten ihn nur ein Sohn und vier Töchter. Auch der älteste Sohn Adolph Ludwig war noch zu Lebzeiten der Mutter 1691, 15 Jahre alt, gestorben. Von den Töchtern war die ältere Maria Franzisca mit Fürst Karl Egon von Fürstenberg, die zweite mit Graf Leopold Sternberg, Kammerpräsident in Böhmen, die dritte mit Fürst Ferdinand August von Lobkowitz und die vierte mit Graf Franz Karl Kolowrat-

Liebsteinsky verheiratet. Der zweite Sohn, Adam Franz, geboren im Pestjahre 1680, war nach dem Tode seines Bruders der natürliche und einzige Erbe der Titel und Güter des Hauses Schwarzenberg. Er studirte in Prag, machte 1698 und 1699 seine Cavalierstour nach Frankreich und Italien, kehrte 1700 zurück und heiratete 1701 die junge Fürstin Eleonore Lobkowitz, eine Enkelin des berühmten Wenzel Lobkowitz. Das wichtigste Familienglied in der damaligen Generation der Schwarzenberg war die Fürstin Marie Ernestine von Eggenberg, geborne Gräfin Schwarzenberg, eine Schwester des Fürsten Ferdinand. Sie war drei Jahre älter, gleich ihm in Brüssel geboren und seit 1667 mit dem Fürsten Johann Christian von Eggenberg vermählt, eine liebenswürdige energische Frau, die Freundin und Rathgeberin ihres Bruders und nach dem Tode der Schwägerin die Beschützerin seiner Kinder. Ihr Mann besaß die großen Güter der Eggenberg in Böhmen und Oesterreich, hieß Herzog von Krumau und gefürsteter Graf von Gradisca, war jedoch ein schwacher, ehrgeiziger, tiefverschuldeter Herr. Der Kaiser und Fürst Ferdinand borgten ihm Geld bis zu 200.000 fl. Durch die Vermittlung seines Schwagers gewann er 1690 einen wichtigen Proceß gegen den Fiscus; durch dessen Fürwort erhielt er 1690 den Titel eines geheimen Rathes und 1692 den Orden des goldenen Vließes. Aus Anhänglichkeit und Dankbarkeit setzte er in seinem Testamente 1696 für den Fall, als sein Neffe Anton Eggenberg und dessen Nachkommen im zweiten oder dritten Gliede ohne männliche Erben sterben würden, den jungen Adam Franz von Schwarzenberg zum Erben der böhmischen Güter ein. Fürst Ferdinand hat ihm auf diese Mittheilung antworten lassen [1]: „Er habe ihm die kleinen Dienste mit Freuden geleistet, aber keinen Privatnutzen dabei gesucht; er sei ihm für sein Anerbieten sehr verbunden, aber er wünsche, daß er und sein Vetter Descendenten ohne Zal haben und der Fall des Aussterbens niemals eintreten möge". Ein baldiges Erlöschen des Geschlechtes Eggenberg war in der That nicht zu erwarten. Johann Christian selbst hatte

[1]) Tagebuch 26. Dec. 1696.

keine Kinder, aber es lebten damals sein jüngerer Bruder, Fürst Johann Seifried von Eggenberg, Landeshauptmann in Krain und dessen Sohn Anton, seit 1701 ebenfalls Landeshauptmann in Krain. Auch dieser erhielt 1704 einen Sohn, Johann Christian, aber alle diese Eggenberg starben rasch nach einander: 1710 Johann Christian, Herzog von Krumau, 49 Jahre alt, 1713 sein Bruder Johann Seifried, 1716 dessen Sohn Anton und 1717 sein Enkel Johann Christian, ein schwacher Knabe von 13 Jahren und der letzte männliche Eggenberg. Da von dem vorletzten Besitzer nur zwei Töchter, welche an zwei Grafen Leslie verheiratet waren, lebten, so trat das Testament Johann Christians in Kraft und Fürst Adam Franz Schwarzenberg wurde der Erbe des Herzogthums Krumau mit den Herrschaften Netolič, Worlik, Klingenberg u. a., welche Kaiser Ferdinand II. 1622 seinem berühmten Minister Johann Ulrich von Eggenberg geschenkt hatte. Gradisca, welches Fürst Eggenberg 1642 für 560.000 fl. gekauft hatte, fiel an den Staat zurück. Adam Schwarzenberg trat jedoch den Besitz erst 1719 nach dem Tode seiner Tante an, denn die Fürstin Ernestine hatte den Fruchtgenuß und führte die Verwaltung dieser Güter. Auch ihr Familienvermögen und das bewegliche Gut fiel an die Schwarzenberg. Sie hatte nur den Wunsch ausgesprochen, an gleicher Stätte neben ihrem Bruder ruhen zu dürfen.

Nach ihrem Tode zogen die Schwarzenberg in das alterthümliche Schloß ein, welches einst die mächtigen Rosenberg gebaut, in welchem sie gleich Königen geherrscht und von wo sie aus mehr als einmal das Schicksal Böhmens entschieden haben. Noch hängen ihre Wappenschilder über den Pforten, aber daneben sind die Wappen der Fürsten Schwarzenberg-Sulz. Ihre Familie hat das in Böhmen unvergeßliche Geschlecht der Rosenberg zwar nicht in der politischen Macht, aber in der Vaterlandsliebe, in seinen Culturbestrebungen und in echter Humanität ersetzt. Der erste Schwarzenberg in Krumau, Adam Franz, seit 1698 Landgraf im Kleggau, seit 1703 Reichsfürst von Schwarzenberg, seit 1717 Herzog von Krumau, war Kämmerer, geheimer Rath und Oberststallmeister Kaiser Josephs I. und Karls VI., ein hochgebildeter echter Grand-

seigneur, wie man sie nur in den souverainen deutschen Fürstenfamilien findet; prächtig, glänzend, flüchtig wie ein Meteor, und er ist auch einem Meteor gleich plötzlich erloschen. Er wurde 1732 auf einer Hirschjagd bei Brandeis in Böhmen von einer Kugel des Kaisers getroffen und starb schon den nächsten Tag, am 11. Juni 1732 in seinem Hause in Prag, wie sein Vater erst 52 Jahre alt. Durch einige Generationen stand das Haus Schwarzenberg nur auf zwei Augen. Erst der Urenkel des Fürsten Ferdinand hatte wieder mehrere Söhne und zu Ende des vorigen Jahrhunderts zweigte sich auch eine jüngere Linie ab, welche 1802 das zweite Majorat mit den Gütern Worlik und Klingenberg erhielt. Ihr Ahnherr war der Fürst Karl Schwarzenberg, der Feldherr in den napoleonischen Kriegen.

Der Grundbesitz der Schwarzenberg hat sich im Laufe der Zeit vielfach verändert, aber der Stamm ist derselbe geblieben. Die Güter in Deutschland gingen im Anfange dieses Jahrhunderts durch die Mediatisirung verloren. Gimborn und Neustadt waren schon im achtzehnten Jahrhundert verkauft, die Landgrafschaft Kleggau fiel 1805 an Baden und die kleineren Güter an Baiern. Die Familie Schwarzenberg besitzt in Deutschland nur noch das Fürstenthum oder die Standesherrschaft Schwarzenberg im bairischen Mittelfranken: das Gebiet besteht aus den zerstreuten Domänen Schwarzenberg, Seehaus, Gnözheim-Wässerndorf und Ostheim. Die Burg Hohenlandsberg, in der Zeit der Bauernkriege viel genannt, ist längst in Ruinen zerfallen, aber das Schloß Schwarzenberg bei dem Städtchen Steinfeld ist ein stattlicher Bau des siebzehnten Jahrhunderts mit massigen Mauern und Thürmen, mit einem gewaltigen Hofraum und zwei Stockwerke hoch. Die Thürme und Wallmauern gehören dem fünfzehnten, die Giebel dem sechzehnten und die Kuppel dem siebzehnten Jahrhundert an. Der Gesammteindruck mahnt an die Renaissance. Die Schwarzenberg gehören noch immer neben den Fürstenberg, Thurn und Taxis zu den reichsten mediatisirten Familien; nur die Arenberg-Meppen besitzen mehr, etwa 57½ Quadratmeilen Bodens mit einer Jahresrente von 1 Mill. fl. Der jetzige „Regierer" des Hauses Schwarzen-

berg, Fürst Johann Adolph von Schwarzenberg, geboren 1799, besitzt in Böhmen außer dem Herzogthume Krumau noch vierzehn Fideicommisse und sechzehn Allodomänen, 29½ Quadratmeilen Bodens, den dreißigsten Theil des gesammten Flächenraumes des Landes. Das Waldland allein bildet den fünfzehnten Theil der gesammten Waldungen in Böhmen. Die Grundsteuer, welche der Fürst Schwarzenberg von den böhmischen Gütern zahlt, beträgt 218.014 fl. In Steiermark besitzt das Fürstenhaus die Herrschaften Murau, Frauenburg, Reifenstein und Authal mit zahlreichen Berg- und Hammerwerken, in Niederösterreich das Gut Neuwaldegg, in Salzburg das Schloß Aigen, in Baiern das Stammschloß Schwarzenberg. Aber dieser Besitz darf nicht allein gezählt und gemessen werden, die Geschichte und die Cultur des Landes sprechen davon. Wohl sind einige Schlösser und Klösterlein verfallen, aber dafür sind blühende Dörfer und Marktflecken und Städte entstanden, der Grund ist verbessert, Wald und Wasser behalten ihr Recht, und Friede und Wohlstand breiten sich über das Volk aus, das auf diesen Gütern lebt. Die Schwarzenberg haben niemals die Ritterregeln des Mittelalters „des ganzen Schildes Recht" vergessen. Sie sind die Wächter und Wärter der Bildung, des Rechtes und der Sitte geblieben. Ihre Geschichte ist ein Stück unserer heimischen Culturgeschichte und deswegen haben wir hier den Fürsten Ferdinand in die Mitte gestellt.

IV. Graf Sigmund Friedrich Khevenhüller.

1666—1742.

Das Land Kärnten hatte von jeher einen zahlreichen Adel. Die Ursache lag in der Zersplitterung der Landeshoheit, denn was wir heutzutage Kärnten nennen, gehörte im Mittelalter nicht bloß dem Herzog, sondern in großen Landschaften den reichsunmittelbaren Kirchenfürsten von Salzburg und Bamberg, den Grafen von Görz und Ortenburg. Alle diese kleinen Souveraine hatten das Adelsrecht und statteten ihre Beamten, Pfleger und Vicedome freigebig mit Adelsbriefen aus. Um 1300 gab es in Kärnten 300, in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts 180 und 1611 über 100 adelige Geschlechter [1]). Die meisten dieser Familien gehörten dem Ritteradel, den kleineren Grundbesitzern an. Man unterschied zwar schon 1450 die Herren- und die Ritterschaft, aber nur wenige Herren und Ritter vermochten wie in Böhmen oder Oesterreich damals einen großen geschlossenen Güterbesitz zu erwerben. Von den alten heimischen Adelsgeschlechtern haben sich auch nur wenige erhalten. Die Türkenkriege, die Verarmung und die Gegenreformation haben furchtbar unter ihnen aufgeräumt. Mehrere schritten in den Kreis der Herren und bald auch in jenen der Freiherren und Grafen ein. In dem Adelsverzeichniß von 1611 sind nur 2 Grafengeschlechter, jene von Ortenburg und Khevenhüller, und neben 14 Herren- sind noch 81 Ritterfamilien aufgezählt. In der

[1]) Weiß, Kärntens Adel bis 1300. 45, 166, 261.

zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, nach der Reformation, erschienen als landsässige Edelleute: 1 Fürst, 10 Grafen, 29 Freiherren und 54 vom Adel; im achtzehnten Jahrhundert, 1779: 2 Fürsten, 19 Grafen, 35 Freiherren und 41 Herren vom Adel [1]). Die Zahl der Vornehmen wurde immer größer, die Zahl der Ritterfamilien kleiner. Die größte Lücke hat die Gegenreformation eingerissen. Von den 754 Adeligen, welche 1628 und 1629 aus Ober-, Unter- und Inneröſterreich wegen der Religion ausgewandert sind [2]), gehörten 162 dem Lande Kärnten an, und dabei waren mehr Gemeine vom Adel als vornehme Herren: so die Aichelburg, Bernhardin, Ernan, Mosheim, Gabelkoven, Globitzer, Gschwind, Hager, Hallegg, Jabornegg, Keutschach, Kulmer, Metnitz, Mandorf, Mordax, Pflügel, Putz, Rambschüssel, Seenuß, Staudach, Türk, Zäch u. A. An ihre Stelle traten neue Familien adeliger und bürgerlicher Herkunft, reiche Gewerker und Edelleute der Nachbarprovinzen. Die Landschaft und Regierung begünstigten ihre Ansiedlung um Geld in das verarmte Land zu bringen. Das Incolat war ziemlich leicht zu erlangen, denn die Landschaft forderte für die Aufnahme nur drei adelige Ahnen und 6000 fl. Vermögen. Die Entwerthung des Grundbesitzes, der Mangel an Capital und die Steuerlast brachten in der Zeit von 1648—1740 den Rest des kleinen Adels noch tiefer herab. Die Mallentin im Gailthal waren im sechzehnten Jahrhundert so reich, daß, wie die Bauern noch heute erzählen, die Zehentschlitten in langen Reihen im Schlosse Priesenek einfuhren. Die letzte Mallentin verlebte ihre Tage in einer Bauernstube am Fuße der Burgruine. Die Litzelhofen hatten ein kleines Schlößchen bei Obervellach und borgten sich im siebzehnten Jahrhundert ein Petschaft aus, weil sie kein Wappen führten. Mancher Edelmann konnte seinem Sohne nicht mehr die Bildung angedeihen lassen, welche ihn zu einem Amt oder Hofdienst befähigte. In allen Theilen des Landes, besonders im Glanthal

---

[1]) Hermann, Geschichte Kärntens II. 2, 91, 93.

[2]) Verzeichniß der Cavalieri, so wegen der evang. Religion aus den k. k. österreich. Landen ausgewandert. K. Arch. Nürnberg.

wurden die Herrengüter wieder Bauerngüter. Die Edelleute des Mittelalters hatten ihre Frohnhöfe verlassen und sich auf einer Höhe einen Thurm oder ein Steinhaus gebaut, im siebzehnten Jahrhundert zogen sie wieder in die Frohnhöfe herab und versanken in der Masse des Volkes, während ihre Burgen zerfielen. Nur wenige der Kärntnerburgen sind vom Feinde zerstört, die bedeutendsten, wie Petersberg in Friesach, Hohenosterwitz und Griffen, niemals eingenommen worden [1]). Die verlassenen Burgen verfielen von selbst. Die stolzen Herrensitze, wie Ortenburg, Himmelberg, Dietrichstein, Landskron u. a. sind Ruinen geworden. Hie und da wohnt nebenan im Meierhof ein Bäuerlein und führt die Wirthschaft.

Kärnten hatte einen langen Frieden genossen. Seit 1518 war kein Feind im Lande, der große deutsche Krieg hatte seine Grenzen nicht berührt und doch war eine Verwüstung hereingebrochen, welche den Wohlstand vernichtete und die Volkskraft auf mehr als ein Jahrhundert gebunden hielt. Die Ursachen waren der Verfall der Bergwerke, die Verödung der Handelsstraßen, das geringe Bürgerthum und die Anhäufung des Grundbesitzes in der todten Hand. Der Bergbau lag seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts in tiefem Verfall. Der Gold- und Silberbau im Lavantthal, den einst die Fugger mit solchem Erfolg betrieben, war ganz aufgelassen, die Gold- und Silbergruben im Möllthal, der Silberbau in Sieflitz gaben nur ein geringes Erträgniß. Es fehlte an Capital und Arbeitskraft. Die Versuche, welche die Regierung unter Karl VI. und Maria Theresia unternommen, lieferten nur geringe Resultate. Nur der Bau auf Eisen und Blei brachte Gewinn. Die Handelsstraßen, welche einst Italien und Deutschland verbunden, waren verödet, seit das reiche stolze Venedig die Verbindung mit dem Orient verloren hatte: so die Römerstraße über die Plecken, der Weg über den Predil nach Villach und Salzburg, der Weg von Völkermarkt über Eisenkappel nach Krainburg. Selbst die Straße über den Loibl, welche die Stände im siebzehnten Jahrhundert angelegt, war verfallen und mußte unter Karl VI.

[1]) Moro über Burgen, Carinthia 1865, 1.

neu gebaut werden. Der Güterzug bewegte sich jetzt durch das windische Gailthal nach Greifenburg, Lienz ins Pusterthal [1]). Statt der Venetianer erschienen die Triester Kaufleute in Klagenfurt und Villach.

Das Bürgerthum war wie überall in der Zeit von 1648 bis 1740 tief herabgekommen. Schon 1592 klagten die Stände, daß „die Bürger in den Städten und Märkten und die Gewerbe abnehmen". Das Bürgerthum in Kärnten war größtentheils unfrei und hat niemals eine bedeutende politische Rolle gespielt. Klagenfurt war seit 1518 unter ständischer Herrschaft, Bleiburg seit 1601 den Grafen Thurn unterthan, Villach war bambergisch und Friesach salzburgisch. Nur die zwei Städte St. Veit und Völkermarkt und einige Märkte waren landesfürstlich. Ihre bürgerlichen Abgeordneten sind jedoch seit 1591 nicht mehr auf den Landtagen erschienen. Ferdinand III. verbot sogar die Absendung von bürgerlichen Abgeordneten und wenn im achtzehnten Jahrhundert ein Bürgermeister wegen einer Steuer oder städtischen Frage in den Landtag berufen wurde, so erhielt er einen eigenen Sitz, fern von den Edelleuten an die Thür gerückt. Bei den Huldigungen für Ferdinand III. und Leopold I. war kein Bürger zugegen. Als bei der Huldigung Karl VI. 1728 die Bürger von St. Veit mit Fahnen und Musik in Klagenfurt aufziehen wollten, wurden sie nur als stumme Zuschauer eingelassen, die Bergknappen gar nicht. Die Rathsprotocolle und Chroniken verzeichnen nicht mehr die frische Bewegung der Reformationszeit, sondern Elementarunfälle, Kirchenbauten, Wallfahrten, Maiandachten und andere feierliche Umzüge [2]). Alle großen und kleinen Städte, sogar das kleine Bleiburg und Straßburg waren befestigt, obwohl von äußeren Feinden nichts mehr zu fürchten war. Im Mittelalter hatten sich die Edelleute in die Städte Villach, St. Veit und Gmünd als Bürger aufnehmen lassen, seit dem siebzehnten Jahrhundert wohnten sie als Herren in der Stadt, ihre Wohnungen waren Freihäuser, sie selbst von städtischen Lasten befreit. So waren

---

[1]) Danisch, Carinthia 1863 Nr. 32.
[2]) Vgl. Hermann II. 2, 416.

in Klagenfurt, welches nur 4000 Einwohner hatte, die adeligen Sitze der Dietrichstein, Khevenhüller, Hallegg, Rosenberg, Thurn, die Wohnhäuser der Bischöfe und Aebte. Das Handwerk war in die strengste Zunftfessel gebannt, der Handel durch Monopole unterbunden. Erst unter Joseph II. wurde das Bürgerthum von Zwang und Bann befreit, aber es dauerte noch Jahrzehnte, ehe wieder ein frischer Geist in die alten Rathshäuser einzog.

Der Bauer war in Kärnten nie so abhängig und rechtlos wie in Böhmen und Mähren. Die deutschen Bauern, welche in alter Zeit den Boden mit dem Pflug und der Axt gewonnen hatten, bewahrten auch ihre persönliche Freiheit und das Recht auf ihren Grund und Boden. Es gab 800 Freisassen im Lande, welche wie die Edelleute auf ihren Gütern saßen und nur die landesfürstlichen Steuern zahlten. Auch der slavische Bauer jenseits der Drau und in Unterkärnten hatte nie das drückende Verhältniß der Leibeigenschaft erfahren. Deswegen haben auch die Kärntner Bauern niemals an den Bauernaufständen theilgenommen, weder im großen Bauernkrieg 1525, noch in dem Religionskrieg der Oberösterreicher 1626. Nur 1737 erhoben sich die Bauern gegen die Jesuitenherrschaft in Millstatt. Im allgemeinen waren Grund und Boden seit dem sechzehnten Jahrhundert frei und konnten verkauft, verpachtet, belastet werden. Die Mehrzahl der Bauern blieb jedoch unterthänig, d. h. irgend einer Herrschaft abgaben- und robotpflichtig. Der Bauer unterlag der Abstiftung und dem Einstandsrecht des Herrn. Die Abgaben waren nicht gering, die Urbare und die Grenzen des Bauerngutes nicht immer sicher. Erst 1748 verzeichnete die Landtafel die ständischen Gilten und ein Grundbuch wurde erst 1768 eingeführt. Die Lebens- und Wirthschaftsverhältnisse waren in Gebirg und Ebene, bei Slaven und Deutschen verschieden. Die Bauern in Ober- und Mittelkärnten hatten schönere Häuser und Stallungen als die in Unterkärnten, auch die Gehöfte im Lessachthal hatten die slavische Stube mit der großen Tischplatte, dem Leuchtkamin und dem Hausaltar wie im Pusterthal. Trotz dieser Wohlhabenheit wurde der Bauernstand dünner und ärmer; der Ackerbau und die Viehzucht, der Wein- und Flachsbau ging

zurück, die Industrie auf dem flachen Lande nahm ab und der äußere Handel hörte beinahe ganz auf. Die kleinen Güter gingen rasch von Hand zu Hand und wie in Böhmen die Fideicommisse, so verschluckte hier der große Besitz der Klöster die kleinen Bauerngüter. Ein Staatsmann schlug 1760, um dem Lande aufzuhelfen, vor: die Berg- und Hüttenwerke zu erhalten, das Bergvolk nicht zu rekrutiren, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit gegen die armen Arbeiter zu üben, die Wälder zu hegen und die Pferde nicht außer Lande zu führen. Regierung, Adel und Geistlichkeit hielten dieses Volksthum streng gebunden. Nicht einmal den Protestanten, welche sich zwischen der Gurk und Drau erhalten und seit der Gegenreformation ein bescheidenes stilles Dasein führten, gönnte die Regierung Ruhe und Duldung. Unter Karl VI. und Maria Theresia wurden mehrere Kirchen gewaltsam geschlossen und 1734 ganze Familien nach Siebenbürgen abgeführt oder einzelne als Soldaten gepreßt. Noch unter Maria Theresia gab es an dreißig Orten kleine Klöster und Missionsstationen, welche die protestantischen Bauern bekehren sollten. Erst Joseph II. gab die Lehre und das Gebet frei; ein Graf Lodron war der erste, welcher seinen evangelischen Bauern in Dornbach bei Gmünd ein Bethaus und einen Pfarrhof baute [1]).

Der größte Theil des Grund und Bodens gehörte dem Adel und Clerus, der letztere allein besaß ein Drittel des Landes. In Kärnten gab es 1760 bei einer Einwohnerzahl von 280.000 Menschen 19 Manns- und 5 Frauenklöster, im ganzen 24, in Krain 23, in Steiermark 70. Auf 600 Personen kam 1 Mönch oder 1 Nonne. Zu den alten Mönchsorden der Benedictiner, Cistercienser, der Franciscaner, Dominicaner und Augustiner waren in der Reformationszeit die Kapuziner, Serviten, Carmeliter, Hieronymiten und Jesuiten gekommen. Sogar die Einsiedler vereinigten sich 1712 zu einer Verbrüderung und wählten einen Vorstand als Altvater. Die Johanniter und der deutsche Orden hatten Commenden in Kärnten. Nur von den Karthäusern ist das Land verschont geblieben.

---

[1]) Carinthia 1865, 10.

Alle diese Klöster, auch die Bettelorden besaßen Güter, Häuser, Bergrechte, Weingärten, Capitalien. Das Vermögen der Jesuiten in Klagenfurt wurde 1773, ungeachtet Geld und Bücher verschleppt waren, auf 400.000 fl. geschätzt. Die Benedictiner- und Cistercienserstifte waren zugleich gewaltige Grundherren, welche Abgaben für Land und Reich erhoben und neben der Feld- und Waldwirthschaft die Policei und Gerichtsbarkeit versahen; sie waren Viehzüchter, Wein- und Wollhändler, Rentiers und Industrielle aller Art. Die Benedictiner von Ossiach und St. Paul, die Cistercienser in St. Victring, die Prämonstratenser in Griffen besaßen Güter wie kleine Fürstenthümer. Die Inventare zur Zeit der Klosteraufhebung von 1782—1790 verzeichneten das Activvermögen von Ossiach auf 289.957 fl., das von St. Paul auf 856.082 fl., von Arnoldstein auf 91.080 fl., von St. Victring auf 536.274 fl., von Griffen 249.209 fl. [1]) Bezeichnend für die Verpflichtungen der Unterthanen sind die verschiedenen Ausstände. So schuldeten die Unterthanen von St. Victring 1786 an das Stift: an Steuern 6411, an Getreide 2199 fl., ferner 900 Stück Krebse, 107 verschiedene Fische, 350 Reinacken, 78 Kälber à 2 fl. 30 kr., 3 Kastraunen, 32 Kerzen, 2 Gänse, 1 Pfd. Wachs, 95 Stück Capaune, 3 Schafe, 666 Hammel, 110 Hühner, 11.540 Eier, 1067 Pfd. Schmalz, 2 Pfd. Haare u. a. Dessenungeachtet war die Wirthschaft der meisten Klöster so verfallen, daß sie sich ohne große financielle Opfer nicht erhalten konnten und ihre Aufhebung nothwendig erschien. Ossiach hatte 1753 und 1770 eine Schuldenlast von 201.977 fl. St. Paul, schon 1616 verarmt, hatte sich wieder erholt, aber 1780 war sein Vermögen bis auf ein Drittel mit Schulden belastet. Ebenso war St. Victring im achtzehnten Jahrhundert tief verschuldet und der Sequester erst 1779 wieder aufgehoben. Die kleinen Klöster der Kapuziner und Hieronymiten fristeten ein kümmerliches Dasein, die Mönche lebten nur von den milden Gaben der Bauern. Gewiß kann der Werth der Klöster nicht nach dem Vermögen allein berechnet werden; denn diese Mönche haben ebenso die Seelsorge

[1]) Wolf, Klosteraufhebung 92—180, 151—154.

versehen, Schulen gehalten, Kranke gepflegt und alle Werke der Barmherzigkeit geübt. Sie vermochten jedoch weder den Aberglauben zu verbannen noch der Verwilderung der Sitten Einhalt zu thun. Noch 1686 wurden im Gericht Straßburg und Himmelberg sechsundfünfzig Personen wegen Hexerei angeklagt, sieben geköpft und verbrannt [1]). Allgemein war der Exorcismus. Noch heute befindet sich in der Kirche zu Mariasaal ein gräuliches Bild mit der Inschrift: „Getreue Abbildung, wie an diesem Gnadenorte die Jungfrau N., welche von achtzehn bösen Geistern besessen war, von diesen letzteren erlöst wurde". Mehrere Geistliche sind mit einer Magd beschäftigt und die Teufel fahren in Gestalt von schwarzen Dampfwolken aus. Man kann die Klosterwirthschaft in Kärnten nicht eine gedeihliche nennen, und wenn die Josephinische Regierung irgend etwas Gutes geleistet hat, so war es die Aufhebung und Reduction einiger dieser Klöster. 1782 wurde das Kloster der Dominicanerinnen in Maria-Loretto, 1783 jenes der Benedictinerinnen in St. Georgen am Längsee, 1782 das Stift Ossiach, 1783 jenes zu Arnoldstein, 1786 Victring und Griffen, 1787 St. Paul und mehrere kleine Klöster geschlossen. Nicht alsogleich ist durch die Aufhebung der Klöster ein Umschwung in dem volkswirthschaftlichen Zustande eingetreten, aber er blieb nicht aus. Viele Güter, Aecker, Weingärten und Mühlen wurden der freien Arbeit überlassen, eine neue Quelle des Wohlstandes. Der Weltclerus ward unabhängiger, besser gestellt, die Seelsorge vermehrt.

Von 1568—1748 durch hundertachtzig Jahre war das Land Kärnten ein Glied von Inneröfterreich und wurde von Graz aus regiert. Die inneröfterreichischen Länder hatten seit der Theilung nach Ferdinand I. einen besonderen geheimen Rath, einen Hofkriegsrath, eine Hofkammer und die inneröfterreichische Regierung als oberste Justizbehörde. Die letzten Habsburger haben diese administrative Trennung unberührt gelassen, aber die Regierung Maria Theresia's hat dieses Provincialministerium aufgehoben und der Centralregierung unterworfen. Die Nebenregierung der Görzer-

[1]) Hermann II. 2, 138.

und Ortenburger Grafen war schon am Ende des Mittelalters erloschen. Der Bischof von Bamberg hatte sein Souverainitätsrecht schon 1674 dem Hause Oesterreich überlassen und verkaufte 1759 den ganzen Besitz um 1 Mill. fl. Der Erzbischof von Salzburg erkannte für seine Kärntner Landestheile seit 1536 und 1752 die Souverainität von Oesterreich; sein Besitz kam erst 1805 an den Staat.

Neben der Provincialregierung bestand auch die Provincialverfassung unverändert fort. Ferdinand III., Leopold I. und Karl VI. empfingen noch persönlich die Huldigung des Landes, zwar nicht mehr unter freiem Himmel zu Karnburg und auf dem Zollfelde, auch nicht in der offenen Ständeversammlung von Mann zu Mann, sondern in einer Privatwohnung und durch ständische Commissäre. Diese erließen dabei in einer hergebrachten Formel den Fürsten „der kaiserlichen Dignität halber" den Eid auf die Verfassung und begnügten sich mit dem Versprechen, die Stände bei ihren Rechten und Freiheiten zu lassen. Von Maria Theresia an hörte auch diese Form auf und die Stände leisteten die Huldigung durch einige Abgeordnete in Wien. Wie überall unterschied man in Kärnten einen geistlichen und weltlichen Stand. Zum ersten gehörten die Bevollmächtigten von Salzburg und Bamberg, welche heimische Edelleute sein mußten, die 2 Aebte von Ossiach und St. Paul, 2 Domherren der Domcapitel, 6 Pröpste und 2 Vertreter der Commanditen des deutschen und Johanniterordens. Der weltliche Stand zählte etwa 90 Personen, Fürsten, Grafen, Herren, Ritter und 1 oder 2 bürgerliche Deputirte. Selten traten die Stände in einen offenen Landtag zusammen, die meisten Geschäfte wurden durch den großen Ausschuß, der 24 Mitglieder zählte, erledigt. Die Regierung ging seit der Reformationszeit kurz mit den Ständen um. 1703 hörte das Amt eines Landesobersten auf; der letzte war ein Graf von Ursenbeck. Der letzte Burggraf war 1739 Graf Adam Seifried von Grotenegg, der letzte Landesvicedom 1747 Franz Ignaz Freiherr von Sternbach, der letzte Landesverweser Johann Karl Graf Gaisruck, der letzte von den Ständen gewählte Landeshauptmann Graf Goës. Von 1763 an war der Landes-

hauptmann Chef der Regierung. Die Grundsteuer und die außerordentlichen Steuern wurden bis in die Zeit Maria Theresia's regelmäßig durch k. Commissäre verlangt und von der Landschaft nach einigem Widerstande bewilligt. Gewöhnlich verlangte die Regierung mehr, die Stände entschuldigten sich und verglichen sich dann auf eine geringere Summe. Man muß gestehen, daß diese Kärntner Stände bei dem steigenden Bedürfniß der Regierung das Möglichste geleistet haben. Kärnten zahlte bis 1632 eine Grundsteuer von 120.000 fl., dann von 145.000 und 240.000 fl., unter Maria Theresia 400.000 fl.; dabei eine Vermögenssteuer von 250.000—260.000 fl., den Salzaufschlag, die Grenzmauth, die Landtax für Fleisch und Getränke, den Weinaufschlag u. a. Weil das Land zu gering bevölkert war, löste sich öfter die Landschaft von der Pflicht, Recruten zu stellen, durch eine Geldsumme; sie gab z. B. 1702 für 868 Soldaten 12.000 fl. Wenn die Stände nicht gefügig waren, entfernte die Regierung den Landeshauptmann und schickte k. Commissäre, so z. B. 1726 den Grafen Wagensperg, Präsidenten der innerösterreichischen Kammer. Der Landeshauptmann Fürst Portia mußte resigniren, der Landesverweser Graf Wolf Sigmund Rosenberg übernahm einstweilen die Geschäfte. Als die Regierung 1747 die doppelte Landessteuer von 476.702 fl. verlangte, unterschrieben die Stände anfangs den Revers, verweigerten jedoch dann die Bewilligung und Zahlung; sie schlugen, wie Maria Theresia sagte, „aus Ignoranz und Bosheit vor, mehr auf die Unterthanen zu legen“. Die Regierung kümmerte sich nicht darum. Der Landeshauptmann Graf Anton Goës mußte seine Stelle niederlegen, der Minister Graf Haugwitz führte eine landesfürstliche Regierung ein und ersetzte die ständischen Beamten durch fünfundzwanzig Schlesier, welche die Steuern ausschrieben und einnahmen. Dieser Sequester dauerte durch dreiundzwanzig Jahre bis 1770. Als Maria Theresia 1765 mit ihrer Familie nach Klagenfurt kam und ihr Bild auf einer Säule aufgestellt erblickte [1]), sagte sie zu den Herren: „Ihr thut mir so viel Schönes und ich

[1]) Seit 1762, von Balthasar Moll in Blei gegossen.

hab euch müssen so viel Uebles thun, gebe Gott hinfür bessere Zeiten"; und der Bürgerdeputation: „Meine lieben Klagenfurter, ihr macht mich schamroth, wenn ihr mich mit so viel Ehr und Höflichkeit überhäuft, ich aber von euch bei meiner harten Regierung so viel Anlagen fordern muß, aber es können bessere Zeiten folgen" [1]). Die neue Landessteuer blieb und 1760 schrieb ein Staatsrath: „Privilegien bei einer Erbhuldigung beschworen, können der Souverainität nicht abbrüchig sein; der allgemeinen Wohlfahrt müssen alle Gerechtsame weichen; die Landstände erkennen selbst, daß veränderte Zeiten und Umstände andere Maßregeln erfordern, daß höhere Abgaben nothwendig" [2]). Die besseren Zeiten kamen erst, als mit den Reformen Maria Theresia's und Josephs II. wieder ein frischer Zug durch das Land ging.

Von 1650—1770 war das Land wie ein großer Schloß- und Klostergarten, denn alles war aristokratisch und kirchlich, die Standschaft, der Besitz, die Regierung und die Landesämter. Der vornehme Adel hatte alle Gewalt in der Hand. Von den Fürsten, Grafen und Herren, welche das große Wort führten, waren jedoch nur wenige einheimischen Ursprunges, obwohl einzelne Familien ihren Stammbaum bis auf die Herzoge von Kärnten zurückführen wollten. Nur die Dietrichstein, Khevenhüller, Auersperg und Windischgrätz sind dem Ministerialadel der alten Landesherzoge entsprossen. Die Khuenburg, Kulmer und Rosenberg waren Pfleger der Erzbischöfe von Salzburg. Ein Rosenberg war unter Karl V. so arm, daß er seinen zwei Söhnen nur ein Petschaft und zwei silberne Löffel hinterlassen konnte. Sie kamen erst im siebzehnten Jahrhundert in die Höhe, wurden 1633 Freiherren, 1648 Grafen und 1790 Fürsten. Die Goës stammen aus Portugal und kamen durch Johann Peter Goës, welcher unter Leopold I. Diplomat und dann Bischof von Gurk wurde, ins Land. Die Grafen Grotenegg hießen bürgerlich Grotta und bereicherten sich wie die Grafen Platz als

---

[1]) Carinthia 1863, Nr. 30.

[2]) Stupan von Ehrenstein, Zustände und Verfassung der innerösterr. Länder 1760. Mſ. k. Staatsarchiv.

Generalsteuereinnehmer. Die Grafen Welz hießen Welzer und waren Lehensleute von St. Paul. Die Grafen Egger stammen aus einer Gewerkerfamilie. Die Widmann, welche als Grafen Widmann-Rezzonico 1878 in Venedig ausgestorben sind, waren Bürger in Villach. Die Portia waren eine altadelige Familie in Friaul und wurden unter Leopold I. ansäßig, als Fürst Johann Ferdinand Portia, der erste Minister des Kaisers, 1662 von den Widmann die Grafschaft Ortenburg mit dem Schlosse Spital kaufte. Wie die Portia stammten mehrere der vornehmen Familien aus den Nachbarprovinzen, so die Lodron, Welsersheim, Kaiserstein, Prank, Herberstein, Stampfer und die Grafen Thurn. Wie überall hielt der hohe Adel sich in steifer Abgeschlossenheit von dem niederen Adel und dem Bürgerthum fern, obwohl er den Eintritt in die Standschaft sehr erleichterte. Viele von ihnen waren gutmüthige Herren, welche gern arme Gelehrte und Künstler unterstützten, aber die meisten suchten sich von dem Provincialadel loszulösen und sich durch eine Heirat, durch ein Hof- oder Staatsamt in den österreichischen Hofadel einzuleben.

Zur Charakteristik dieses Adels greifen wir einen dieser Herren heraus, und zwar abermals einen Khevenhüller, weil er Tagebücher geführt und darin lebendige Erinnerungen an sein öffentliches Leben und die Zustände im Lande niedergeschrieben hat. Sigmund Friedrich Graf von Khevenhüller (1666—1742) stammte aus der freiherrlich Osterwitz'schen Linie des Geschlechtes und war ein Enkel jenes Freiherrn Sigmund Khevenhüller, welcher als Protestant 1629 auswanderte und mit seiner Frau Signna, geborne Stubenberg, um des Glaubens willen in Ungarn lebte. Von den zwei Söhnen des letzteren starb der eine, Georg Adam, 1664 unvermählt; der zweite, Ehrenreich, vermählt mit einer Gräfin Rosina Benigna Herberstein, wurde 1666 katholisch und 1673 österreichischer Graf. Im Jahre seines Uebertrittes wurde ihm ein Sohn geboren, Sigmund Friedrich (27. September 1666), welcher die Familie wieder zu Besitz und hohen Ehren brachte und der Stammvater der heutigen fürstlichen Linie dieses Hauses wurde. Er studirte unter den Jesuiten in Graz, Linz, Wien, trat mit 20 Jahren in

den Staatsdienst als Landrechtsbeisitzer in Steiermark, wurde 1694 Regierungsrath in Graz, 1698 inneröſterreichiſcher geheimer Rath und Landeshauptmann in Kärnten, 1711 Statthalter und Regierungspräſident in Niederöſterreich und ſpäter Staats- und Conferenzminiſter, bis er am 8. December 1742 ſtarb. Von ſeinen beiden Frauen hatte ihm die erſte, Maria Renata Gräfin Thannhauſen (geſtorben 1698), vier Kinder, und die zweite, Erneſtine Gräfin Roſenberg, vermählt 1702, eine Tochter und drei Söhne geboren. Von Haus aus beſaß er nur ein geringes Gut, nämlich die Herrſchaft Oſterwitz mit dem lieblichen Schloſſe Niederoſterwitz in Kärnten und das Gut Oberfladnitz in Steiermark, welches ihm ſeine erſte Frau zubrachte; aber mit den Jahren brachte er einen ſtattlichen Beſitz von Gütern zuſammen, welche noch heute ſeinen Nachkommen gehören. In ſeinen Tagebüchern zeigt er ſich als einen ſtreng katholiſchen loyalen Edelmann von einfachen Sitten, erfahren in öffentlichen Geſchäften, voll Theilnahme für das Volk, aber vor allem begierig, ſich und ſein Geſchlecht in die Höhe zu bringen. Es gab keinen Wallfahrtsort, kein wunderthätiges Marienbild in Kärnten, das er nicht beſucht hätte: ſo Mariadorn, ein gothiſches Kirchlein bei Eiſenkappel auf dem Wege nach Krain, Maria im Elend, ſüdlich der Drau bei Schloß Roſegg, Maria Kötſchach bei Hüttenberg, St. Valentin bei Teinach u. a. Selten verſäumte er eine Frohnleichnams- oder Bittproceſſion in Klagenfurt und Mariaſaal. In Wien, und das geſchah beinahe jährlich, fehlte er als ein getreuer Hofmann bei keiner Andacht, bei keinem Kirchgang, wo der Hof mit ſeinem Cortège erſchien. Es gehörte viel Zeit und viel Frömmigkeit dazu, dieſen frommen Pflichten gerecht zu werden, denn es waren wenige Tage im Jahre, wo nicht Betſtunden und Kloſterbeſuche vorgeſchrieben waren. So nahmen z. B. an der Kerzenweihe am Lichtmeßtage alle Cavaliere und Hofleute theil; nach der Predigt hielten ſie mit der brennenden Kerze in der Hand eine Proceſſion um die Kirche; ebenſo am Palmſonntag und zu Oſtern. Zahlreich waren die Predigten, Veſpern, Litaneien bei den Jeſuiten, Paulanern und Carmelitern. Der Hofkalender beſtimmt dafür Tag und Stunde. Dieſer Localcultus war unter

Ferdinand II. entstanden und dauerte unter Leopold I., Joseph I., Karl VI. bis in die Zeit Maria Theresia's fort [1]).

Sehr gern verkehrte Khevenhüller mit Geistlichen, welche in der Hierarchie schon eine hohe Rangstufe erreicht hatten, insbesonders mit den Erzpriestern und Prälaten seiner Heimat. Es war ihm immer ein Vergnügen, bei dem Cistercienserabt in Victring speisen zu können, wo sehr häufig eine zahlreiche fröhliche Gesellschaft von Cavalieren und Damen zusammentraf. Als Landeshauptmann in Kärnten hatte Khevenhüller häufig Gelegenheit, einen neuen Erzpriester, Abt oder Bischof in sein Amt einzuführen. So war 1711 Graf Jacob Thun zum Bischof von Gurk ernannt worden und Khevenhüller hatte als Commissär die Installation im Schlosse Straßburg, wo die Bischöfe bis 1787 residirten, vorzunehmen. Weitschweifig berichtet er in seinem Tagebuch über die Feier und die Ehre, welche ihm dabei zu Theil geworden. Am 30. August jenes Jahres ritten Khevenhüller, der Landesvicedom und der Propst zu Gurnitz nach Straßburg. Schon eine halbe Stunde früher wurden sie von zwei bischöflichen Officieren, d. h. Beamten zu Pferde, begrüßt und nach Straßburg geleitet. Vom Schloß wurde tapfer mit zwei kleinen Stücken und Doppelhacken geschossen. Die Herren stiegen im Hofe ab, der Bischof kam ihnen mit seinem Gefolge entgegen und führte sie in die Zimmer. Die Salzburger geistlichen Commissäre, welche den Bischof schon in sein Kirchenamt installirt hatten, besuchten Khevenhüller und die anderen, bis sie alle mit großem Ceremoniel zur Tafel abgeholt wurden. Khevenhüller saß dabei in einem „rothsammtenen Lehnsessel“ als Vertreter des Landesfürsten zu oberst und allein, an den Tafelseiten die Salzburger Commissäre, der Bischof und alle anderen Gäste, und zwar auf rothsammtenen Sesseln „ohne Lehne“. Daß der Bischof einen Toast auf S. M. und Khevenhüller wieder auf den Bischof ausbrachte, verstand sich von selbst. Tags darauf, am 1. September, wurde Khevenhüller von dem Bischof und den zwei Geistlichen aus Salzburg abgeholt und in das Oratorium geführt, wo er dem

[1]) Förster, Höfe und Cab. Europa's. II, Urk. 36.

Gottesdienst beiwohnte. Auch hier war ihm ein sammtener Lehnsessel vorbehalten. Die Installation erfolgte nach der Messe in dem großen Saale des Schlosses. Feierlich schritten die Commissäre, der Bischof und die Gäste durch die Zimmer und nahmen an einer langen Tafel, welche abermals mit rothem Sammt bekleidet war, Platz. Der Landeshauptmann hielt sitzend eine lange Rede an die Anwesenden: daß der Erzbischof von Salzburg den Grafen Jacob Max von Thun, Domherrn von Salzburg und Passau, zum Bischof von Gurk geweiht habe, daß die Installation in temporalibus, d. h. in die Güter und Rechte des Bisthums wegen des Todes S. M. bis auf diesen Tag verschoben worden sei. Er übergab dem Erzbischof die Schlüssel und Urbare und pries, nachdem die anderen Herren ihre Glückwünsche dargebracht, die Verdienste des Bischofs und seines Geschlechtes, „welches Gott gleichsam der wahren katholischen Religion zum Besten zu geistlichen Würden auserwählt habe, denn vor einigen Jahren seien 6 Grafen Thun zugleich als Erzbischöfe und Bischöfe im Dienste der Kirche gewesen und es sei nur ein billiges Frohlocken, wieder einen dieses Namens zu erhalten, dessen Tugend, Demuth und andere schätzbare Eigenschaften der Welt bekannt seien". Der Bischof hielt eine rührende Dankrede und ließ dann die Beamten und viele Unterthanen zum Handkuß zu. Bei dem Festessen erschien der landesfürstliche Commissär wegen der Hoftrauer nur „in schwarztuchenen Mantelkleidern". Dabei wurde toastirt, musicirt und geschossen, daß die Herren sehr ermüdet nach dem Essen nur einer wälschen Komödie beiwohnten und dann, ohne zu Nacht zu speisen, in ihre Zimmer verschwanden. Am 2. September machten sich die Gäste ihre feierlichen Morgenbesuche im Schlosse, speisten dann „in Campagnekleidern" und ritten Nachmittag nach St. Veit zurück. Hier trennten sich die Salzburger Geistlichen von der Gesellschaft und Khevenhüller ritt nach Klagenfurt zurück.

Die Edelleute lebten Sommer und Winter in einem regen geselligen Verkehr. Im Winter gab es Bälle und Schlittenfahrten, im Sommer Besuche auf den Schlössern, kleine Fahrten ins Gebirge. Khevenhüller kam öfters mit seiner Frau in das Schloß Spital

zu dem Fürsten Portia. Sie besuchten dort auch das „Bergschloß Ortenburg", aber es war nicht die Geschichte des Schlosses, nicht die Bauart und der Schmuck der Wände, die sie interessirten, sondern ein Fläschchen mit dem Blute Christi, das ein Pilger aus Jerusalem gebracht hatte und noch in der Kapelle aufbewahrt wurde. Wohl aber notirte er, daß die Fürstin Portia, eine Gräfin Daun, eine „Jugendinclination" des Kaiser Josephs I. war. Oefter kam er zu Baron Kulmer, dem deutschen Ordenscommandeur in St. Georgen am Sandhof, nach Mosburg, welches die Goës 1606 von den Cronegg gekauft hatten, nach Schloß Ebenthal, Hallegg, nach Grafenstein, zu Rosenberg u. A. Er fand da immer, wie er schreibt, eine „liebe Gesellschaft", aber an keiner Stelle findet sich die Freude an der Landschaft, an Wald und Wasser, ausgedrückt. Er kam nicht in die schönen Alpenthäler, nicht an die mächtigen Gletscher und die prachtvollen Seen, diese herrlichen Augen der Landschaft, und doch war schon bei den Deutschen die Landschaftsbeschreibung und ein gewisser sentimentaler Zug in Romanen und Gedichten bemerkbar.

Den Sommer über wohnte Khevenhüller in dem kleinen Schlosse Niederosterwitz, am Fuße der alten Hochburg Osterwitz, inmitten des Bodens, wo die Steine sprechen und keltische, römische Münzen und Schmuck aller Art gefunden werden. Sein Vater war wie die anderen Edelleute von der alten Burg herab in die Ebene gestiegen und hatte sich hier ein neues Heim gebaut. Den Winter verbrachte Khevenhüller in Klagenfurt. Hier wurden auch die meisten seiner Kinder geboren: von seiner ersten Frau die drei Mädchen Elisabeth, Ernestine und Aloisia, von seiner zweiten Frau Anna, Josepha und die drei Knaben Joseph 1706, Franz Anton 1707 und Leopold 1710. Die Mädchen erhielten alle den Namen Maria und die Knaben den Namen Johann zu Ehren des heiligen Johann von Nepomuk, der damals von den Jesuiten als Brückenheiliger und Kinderspender eingeführt, aber noch nicht canonisirt war. Khevenhüller ließ nach der alten Sitte alle seine Kinder von armen Leuten aus der Taufe heben und beschenkte diese Pathen. Dabei behielt er doch ein lebhaftes Gefühl seines Standes. Von

seiner Frau spricht er immer nur von der Gräfin und die Kinder wurden in jungen Jahren im Hause Graf und Gräfin genannt. Mit seinen Verwandten blieb er immer im besten Verkehr, er vergaß auch nie eine Heirat oder eine gute Stelle bei Hof aufzuzeichnen. Seine erste Frau, die Gräfin Thannhausen, hatte er 1693 geheiratet, als sie 18 Jahre alt war und er seinen Dienst bei dem adeligen Gericht begonnen hatte. Die Beziehungen zu ihren Verwandten hielt er immer aufrecht. Als er 1707 zum geheimen Rath ernannt wurde, brachte er die Zeit vom Februar bis in den Sommer in Graz und auf dem Lande bei Verwandten und Bekannten zu; so bei der Generalin Heister in Oberfladnitz, bei Fürst Johann Seifried Eggenberg im Schlosse Waldstein, bei Graf Max Sigmund Trautmannsdorf im Schlosse Oberthal, bei Graf Saurau in Ebenfeld, bei Graf Max Thurn in Thurnisch, bei Graf Leslie in Oberpettau. In Graz sah er damals die Gemahlin des Prinzen Jacob Sobiesky, eine Schwester der verwitweten Kaiserin Eleonore. Der Prinz war nämlich 1701 zum Gouverneur in Innerösterreich mit 30.000 fl. Gehalt und mit der Weisung, der Mehrheit der Stimmen im geheimen Rath zu folgen, ernannt worden; er hatte deswegen die Stelle nicht angenommen, aber seine Gemahlin kam 1705 nach Graz, wohnte in der Burg und bezog jährlich 40.000 fl. aus der innerösterreichischen Hofkammer. Die Prinzessin hatte den Befehl vom Kaiser, „keinem die Hand zu reichen", deswegen erschienen der Bischof von Seckau und der Fürst Eggenberg nicht im Schlosse. Khevenhüller brachte mehrere Abende dort zu. Als er im Juni über Marburg nach Kärnten zurückreiste, notirte er sich alle Schlösser, welche rechts und links auf seinem Wege lagen: so Schloß Lembach, welches dem Stift St. Paul gehörte, Wildhaus, dem Grafen Rabatta gehörig, Schloß Fall u. a. Die Straße von Marburg nach Klagenfurt war noch nicht gebaut und es führte nur ein schlechter Weg an der Drau am linken Ufer fort; der Weg durch den Drauwald von Zellnitz bis Fresen war sogar gefürchtet. Die Khevenhüller blieben die erste Nacht in Mahrenberg, Mittag beim Probst in Unterdrauburg, die Nacht in Tiefenbach in Kärnten; sie brauchten damals drei Tage von Marburg bis Klagenfurt. Jedes Jahr kam

Khevenhüller nach Wien, um bei Hof und bei den Ministern seine Huldigungen darzubringen. Er wohnte anfangs bei seiner Schwiegermutter, einer gebornen Gräfin Löwenstein, später bei seinem Onkel Graf Herberstein, dem Vicekriegspräsidenten in der „oberen Bäckerstraße im Waldmeisterischen Haus".

Es war sein Vergnügen und seine Freude zu Hofe zu kommen, zu einer kirchlichen Feier, oder zu einer Reiherbeize, oder zu einer schönen Musik im „Pomeranzengartl" geladen zu werden. Er notirte alles vom Hofe, jeden alten Hofbrauch, sogar, daß nach dem Tode des Kaisers den Hofchargen alles, was sie in Verwahrung hatten, als Erbschaft zufiel, z. B. dem Obersthofmeister alles Gold und Silber, Meubles u. a., dem Oberstkämmerer die Kleider und Wäsche des Kaisers, alles Silber in den Kammern, dem Oberststallmeister alle Wagen und Pferde im k. Stall. Gewöhnlich nahmen die Herren dafür eine Ablösung in Gold und die Summen waren nicht gering. Insbesonders war Graf Khevenhüller Kaiser Joseph I. sehr ergeben. Im ersten Jahre von dessen Regierung, im Mai 1706, nahm er seine erste Audienz bei dem Kaiser und wurde sogleich nach Laxenburg in die Favorite und zu einer Oper in Schönbrunn geladen. Er war zugegen, als die blasenden Postillone die Nachricht von dem Siege bei Ramillies brachten, und bei dem Feste, das im großen Saale der Favorite, sowie bei dem Balle, der in der alten Burg gegeben wurde. Die Stadt war mit Fackeln und Laternen beleuchtet, „nur nicht die Nuntiatur", wie er berichtet. Als Kaiser Joseph am 17. April 1711 an den Blattern starb, schrieb Khevenhüller in sein Tagebuch: „Gegen $^3/_4$ 11 Uhr hat der allmächtige Gott S. M. den Kaiser zu größtem Leidwesen aller Vasallen im 33. Jahre seines Lebens von dieser vergänglichen Welt abgefordert, welchen kläglichen Todfall nicht allein der englische Wahrsager in seinem Kalender vorhergesagt, sondern auch die Sonne durch einen merklich blutrothen Aufgang angezeigt hat. Da S. M. nur von den unterösterreichischen Ständen die Huldigung angenommen hatte, nahm nach seinem Ableben die Kaiserin Frau Mutter die Regierung auf sich, sie wurde als Regentin confirmirt und alle Aemter von ihr bestättigt".

Khevenhüllers vornehmste Thätigkeit war damals von 1698 bis 1712 die eines Landeshauptmanns in Kärnten, d. h. er war Chef der Verwaltung, denn Präsident der Stände war der Burggraf. In dieser Eigenschaft hatte er bei dem Landtag die Regierung zu vertreten, ihre Begehren zu eröffnen und zu unterstützen. Er wußte dabei immer klug zu vermitteln, so daß der Friede selbst in der schweren Zeit des spanischen Successionskrieges, wo von den Provinzen immer große Opfer an Mannschaft und Geld verlangt wurden, niemals gestört wurde. Im Sommer 1703 fürchteten die Stände einen Einfall der Baiern und Franzosen. Drei Tiroler Commissäre hatten bereits das Archiv von Innsbruck und die besten Schätze aus Amras nach Klagenfurt geflüchtet. Die Stände bewilligten für eine Werbung 50.000 fl. und ließen den fünften Mann ausheben; sie schickten sogar zwölf kleine Kanonen aus dem landschaftlichen Zeughaus in die Lienzer Klausen, welche jedoch der k. General Gutenstein für sich in Anspruch nahm. Der Tiroler Aufstand und die Schlacht bei Hochstädt befreiten damals Kärnten von dem feindlichen Einfall. Khevenhüller vertheidigte die Rechte des Landes soweit er konnte. Als 1707 der Landeshauptmann und der Burggraf zur Gelobung ihrer landesfürstlichen Pflichten statt an den geheimen Rath in Wien an den geheimen Rath in Graz gewiesen wurden, schickte der ständische Ausschuß eine Beschwerdeschrift gegen diese Neuerung nach Wien und Khevenhüller bat um eine neue Erledigung. In den Landtagen hielt er lange, weitschweifige, mit Citaten aus Livius und Sallust überfüllte Reden, die er gewissenhaft selbst aufzeichnete. Sobald jedoch die Sitzung geschlossen war, ging er mehrere Tage auf das Land, „um frische Luft zu schöpfen". Ein besonderes Amt wurde ihm 1706 anvertraut, nämlich die bairischen Prinzen, welche 1706 am 26. Juni nach Klagenfurt gebracht wurden, zu überwachen, d. h. für ihr Wohl und ihre Unterhaltung zu sorgen. Die vier bairischen Prinzen Karl, Philipp, Ferdinand und Clemens, im Alter von neun bis fünf Jahren, bewohnten das Haus Portia und Kemeter in Klagenfurt. Im Sommer verweilten sie gewöhnlich in dem schönen Rosenberg'schen Schlosse Maria Loretto am Wörthersee. Als jedoch durch

ihre Unachtsamkeit am 9. August 1706 Feuer ausbrach, brachte sie Khevenhüller nach Schloß Tanzenberg. Damals besuchten die jungen Herren auch Hohenosterwitz und Khevenhüller ließ ihnen zu Ehren die alten kleinen Kanonen aus dem sechzehnten Jahrhundert abfeuern. Er führte sie nach Meiselberg, Gurk, auf den Jahrmarkt zu St. Veit, zu den Klosterfrauen in St. Georgen, war aber doch froh, als der Kaiser den Grafen Sigmund Thürheim den Prinzen als Obersthofmeister zuschickte. Auf Verlangen Khevenhüllers ließ der Kaiser die Prinzen 1712 nach Graz übersiedeln, wo sie herrlich und in Freuden lebten. Die Regierung übertrug Khevenhüller noch manche andere Geschäfte. Als geheimer Rath und Mitglied der geheimen Stelle wurde er 1707 nach Graz zu einer Commission berufen, welche über die Grafen Anton Saurau und Karl Friedrich von Herberstein zu Gericht sitzen sollte. Die beiden Herren hatten den geheimen Rath Grafen Leopold Stubenberg, weil er sie mit Schmähworten überhäuft und den Zweikampf verweigert hatte, auf offener Straße erstochen. Der Criminalproceß war von der innerösterreichischen Regierung durchgeführt und sollte in zweiter Instanz von der Commission verhandelt werden. Die Mitglieder derselben waren: Präsident Fürst Eggenberg, sein Stellvertreter Graf Khevenhüller und die geheimen Räthe: Johann Anton Graf Lamberg, Leopold Adam Strasoldo, Statthalter, Graf Georg Lantieri, Vicedom und Graf Gallenberg, Landesverweser in Krain, Freiherr von Stürkgh, Kanzler von Inneröfterreich, Graf Johann Philipp Inzaghi, der Secretär Pelzhuber und der Kanzlist Schober als Protocollführer. Die Commission kam nach neun Sitzungen zu dem Beschluß: S. M. möge über die beiden Grafen wegen der Insulten, welche Graf Stubenberg ihnen angethan, statt der Todesstrafe eine außerordentliche Strafe, welche der Todesstrafe am nächsten sei, verhängen.

Das Ziel Khevenhüllers war immer dahin gerichtet, eine Stelle bei Hof oder in der Wiener Regierung zu erhalten. Sorgsam zeichnete er jede Veränderung im Ministerium und im Hofstaate auf, so als Joseph I. 1705 die Hofkammerräthe von 74 auf 32, die Zahl der wirklichen geheimen Räthe, welche in den Ministerrath berufen wurden, auf 33 reducirte, die Conferenz 1705

aufhob und 1709 wieder einrichtete, wie der einflußreiche Fürst Salm seinen Posten aufgab und Graf Trautson als Obersthofmeister an seine Stelle trat, welche Stellung die zwei Kanzler Freiherr von Seilern und der freimüthige Graf Johann Wratislaw inne hatten. Khevenhüller hatte mehrere gute Freunde in Wien, welche für ihn thätig waren, seinen alten Onkel Graf Herberstein, Baron von Seilern und Johann Peter Graf Goës, welcher nach ihm Landeshauptmann in Kärnten wurde. Die letzteren waren im Wiener Regentschaftsrathe, welcher nach dem Tode Joseph I. die Geschäfte versah, und schlugen Khevenhüller nach dem Tode des Statthalters von Niederösterreich, Karl Ferdinand von Welz, als dessen Nachfolger vor. Kaiser Karl VI. ernannte ihn noch in Frankfurt, wo er wegen der Krönung verweilte, zum Statthalter. Am 17. December 1711 erhielt Khevenhüller die Nachricht, am 26. December reiste er mit seiner Frau und mit anderen Herren und Frauen nach Wien. Er hielt sich nur einige Tage in Göß auf, um seine Tochter, die junge Benedictinernonne, zu sehen und kam am 4. Januar in Wien an. Abermals wohnte er bei seinem Onkel, dem Vicekriegspräsidenten, und zwar in der Annengasse in dem Commendehaus der Malteser. Am nächsten Tage wurde er in einer Audienz von der Regentin, der Kaiserin Eleonore und der verwitweten Kaiserin Amalia empfangen; am 8. Januar 1712 legte er den Eid ab und wurde von Fürst Trautson und dem Hofkanzler Baron Seilern der Regierung vorgestellt. Wie er berichtet, hielt der Fürst eine kurze aber „nervose Rede" von Khevenhüllers und dessen Familie Verdiensten, die er freilich nicht so kurz erwiederte. Der Regierungskanzler von Schmidlin sprach dann im Namen der Räthe einige Schlußworte und Khevenhüller hielt, nachdem er den Commissär bis zur Thür des Vorzimmers geleitet, die erste Sitzung. Er vergaß nicht, als er die Feier in seinem Tagebuche beschrieb, hinzuzufügen, was ihm seine Würde und sein Amt koste und trage. Für den geheimen Rathstitel hatte er 1701 eine Taxe von 1000 fl. erlegt, bei der Bestätigung 1707 unter Kaiser Joseph abermals 400 fl., für die Landeshauptmannschaft in Kärnten 1500 fl., während der Landeshauptmann in Steiermark 4000 und jener in

Krain 2500 fl. erlegen mußte; die Besoldung als Statthalter betrug nur 1500 fl., auch davon mußte er das erste Quartal zurücklassen und 1000 fl. Taxe zahlen. Zu Ende des Jahres erhielt er die Besoldung eines geheimen Rathes mit 2000 fl. auf das Salzamt angewiesen und 1712 zugleich das Amt eines Präsidenten der Ministerial-Bancodeputation mit einem Gehalte von 5000 fl. Anfangs wohnte er bei seinem Oheim und später erhielt er ein Freiquartier in einem Hofhaus am Graben, weil jedoch der Erzbischof von Valencia die Wohnung inne hatte und nicht weichen wollte, eine Entschädigung von 1500 fl. Er bezog also im ganzen Jahre 9000 fl. und konnte, da er zu sparen wußte, immer etwas zurücklegen. Die niederösterreichische Regierung war damals eine Justizbehörde und für Niederösterreich der oberste Gerichtshof. Alle Justizämter standen unter der Regierung und alle Appellationen gingen an diese Instanz. An der Spitze standen der Statthalter, ein Vicestatthalter, ein Kanzler; zum Amte gehörten 30 Räthe vom Herrenstande, 22 vom Ritter- und 12 vom Gelehrtenstand, 9 Secretäre und eine Schaar von Kanzlisten und Dienern. Nur wenige erhielten Besoldung, die anderen waren auf Sporteln angewiesen. Auch dem Statthalter floß ein Theil dieser außerordentlichen Einnahmen, und zwar ganz rechtmäßig, zu. Die amtliche Thätigkeit war damals nicht anstrengend und aufreibend. Es gab Gerichtsferien zu Ostern, Weihnachten, Schnitt- und Weinleseferien. Khevenhüller genoß wegen seiner Erfahrung in der Justiz, wegen seiner Ehrlichkeit und Humanität eine hohe Achtung bei den Ministern, wie bei dem Volke. In seinem Amte anerkannte er das Verdienst jedes Untergeordneten. So lobte er 1736 den niederösterreichischen Regierungsrath Leopold von Schmerling, der in italienischen Geschäften gebraucht und nach Paris und München geschickt wurde. Als 1724 der neue Regierungskanzler Christoph Schmied von Meyenberg, früher Senior auf der Gelehrtenbank, eingeführt wurde, hielt Khevenhüller eine lange lobreiche Rede; „er möge sich", fügt er hinzu, „die Beförderung der Gerechtigkeit, der schleunigen Expedition der Parteien und insbesonders den Schutz der Armen, Witwen und Waisen empfohlen sein lassen".

Khevenhüller fühlte sich glücklich in Wien, er gehörte zu Hofe und konnte sich mit der sicheren Hoffnung tragen, noch höher zu steigen. Wien war damals in lebhaftem Aufschwung begriffen und begann sich von außen und innen zu schmücken. Der Hof und die Aristokratie hatten Sinn für architektonische Formen; Paläste und Kirchen wurden gebaut, welche noch heute der Residenzstadt zur Zierde gereichen. Auch die Bürgerhäuser erhielten neue Zubauten und einen neuen Schmuck. An den Geländen der Vorstädte wurden schöne Gärten angelegt mit reizenden kleinen und großen Palästen, kunstreichen Pflanzungen und Wasserwerken, voran die k. Favorite auf der Wieden, welche mit ihren Prunksälen, Grotten und Hecken ein kleines Versailles darstellte. Ringsum bis an die Leitha und den Wienerwald hatten Hofherren und Beamte ihre Güter mit prachtvoll eingerichteten Schlössern, Gärten und Parks. Die Klöster glänzten von Gold, Marmor und Malereien. „O ihr glückseligen Armen, wie wol ist euch auf Erden", rief ein Protestant, als er in die reichen österreichischen Stifter einkehrte. Melk, das die meisten Einkünfte an Getreide hatte, hieß der „gerüttelte Scheffel", Göttweih wegen des baren Geldes der „klingende Pfennig", Klosterneuburg wegen des Reichthums an Wein der „rinnende Zapfen". Die Bevölkerung war wohlhabend. Mit Ausnahme der Pest 1713 und 1714 hat Wien in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kein öffentliches Unglück getroffen. „Die Lebensart der Wiener", schrieb ein Schriftsteller 1717 [1]), „ist lustig, frei, rauschend, schwelgerisch, dabei andächtig, ernsthaft und natürlich. Man ißt und trinkt, man fastet und schwärmt, man betet und flucht, alles, wie es Zeit und Gelegenheit mit sich bringt". Die Fremden rühmten die Redlichkeit, Gemüthlichkeit und Gastfreiheit der Oesterreicher. Der theologische Streithahn Edelmann, der von 1725 bis 1731 als Hofmeister der protestantischen Grafen Kornfeil und Auersperg in Oesterreich lebte, sagt an einer Stelle [2]): „Ihr Um-

---

[1]) Loen. Vgl. Bächtold, P. König, Wienerische Reißbeschreibung 1715 bis 1717.

[2]) Edelmann, Selbstbiogr. herausgegeben von Klose 1849, 106.

gang war auf eine recht gefällige und fast gar zu unterthänige Art, höflich und doch dabei aufrichtig ohne Falsch, dienstfertig ohne Interesse und ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich noch in keinem Land mehr Spuren der alten deutschen Einfalt und Redlichkeit gefunden als in Oesterreich". Der Wiener Hof war noch der deutsche Hof und umflossen von dem alten Zauber der Kaiserkrone. Alles suchte in die Nähe des Hofes zu kommen, sich zu sonnen, zu glänzen, zu erwerben und zu genießen. „Der Wiener Hof", schrieb ein Zeitgenosse, „hat in der That etwas Großes und Vorzügliches. Der Hof an sich hat nicht so viel Glänzendes, allein die vielen Fürsten und Hofherren, die sich an demselben aufhalten und die vornehmsten Staats- und Kirchenämter besitzen, erhöhen dessen Pracht ungemein. Die k. Burg ist ein altes großes weitläufiges Gebäude mit kleinen Fenstern, wo man wenig von einer sinnreichen Baukunst beobachtet. Der Hof selbst gleicht einem Paradiesvogel, der seinen Glanz in den Federn zeigt. Einige Staatsdiener und Große, welche die Hofämter besitzen, wohnen beinahe prächtiger als der Kaiser selbst. Man hat schon oft und viel von einem neuen Burgbau gesprochen, aber man erwartete ruhigere Zeiten. Wann sind aber diese an einem großen Hof zu erwarten? Die größten Schätze und Reichthümer befinden sich in der sogenannten Galerie. Die Bibliothek ist eine der vollständigsten und kostbarsten der Welt. Unter den Gemälden sieht man viele alte deutsche, Brabanter- und italienische Stücke, während man im Louvre nichts als französische Arbeit sieht."

Wer jedoch den Vorhang lüftete, erblickte eine veraltete, vielgliedrige Regierung ohne Kraft und Halt, eine grenzenlose Verschwendung und Ausbeutung der Staatsgelder und den Stillstand aller geistigen Entwicklung. Maria Theresia klagte später in einer ihrer Denkschriften, daß Leopold I. und Karl VI. so viel verschenkt haben und die Minister ihre Stellen benützten, sich und den Ihrigen Geld und Gut zuzuwenden. Khevenhüller berichtet darüber eine Menge Einzelnheiten. Bei der Veränderung des Ministeriums 1703 erhielt Graf Mannsfeld, früher Präsident des Hofkriegsrathes, den Posten eines Oberstkämmerers, eines Gouverneurs von Komorn

und eine Pension von 20.000 fl., Graf Salaburg, früher Präsident der Hofkammer, ein Geschenk von 100.000 fl. Als 1725 Graf Starhemberg seinem Posten entsagte, behielt er dessen ungeachtet seinen Gehalt von 30.000 fl., der Kaiser wies ihm außerdem bei dem Stadtbanco eine Summe von 100.000 fl. an und erklärte seinen Sohn zum Regierungsrath. 1722 ließ der Kaiser seinem verstorbenen Günstling, dem Oberstkämmerer Graf Michael Althann, bei den Schotten ein castrum doloris aufrichten, schickte dem Bischof für die Messen 10.000 fl. und übernahm die großen Schulden des Verstorbenen; er ließ der Witwe desselben die Pension von 4000 fl., welche Althann aus der italienischen Casse bezogen hatte und schenkte ihr noch eine Herrschaft in Neapel mit 3000 Thlr. Einkommen. Als 1721 der Kämmerer Graf Wolf Sigmund Rosenberg die Gräfin Maria Anna Hohenfeld heiratete, erhielt er vom Kaiser als Heiratsgut seiner Gemahlin bei dem Stadtbanco 40.000 fl. angewiesen. Der Hofkanzler Sinzendorf bezog einen Gehalt von 45.000 fl. und erhielt noch beträchtliche Summen. „Die Einkünfte des Kaisers", sagt der venetianische Gesandte [1]), „betragen 22 Millionen. Von diesen werden 10 auf das Kriegswesen, 2½ Millionen auf Pensionen, besonders für die Spanier, welche der Partei des Kaisers angehören, verausgabt. Der Rest wird auf den Hofhalt, die Jagd, Musik, auf die großen Gehalte der Minister und auf Zinsen an die Stadtbank verwendet". Einzelne Staatsmänner hatten das Bewußtsein, daß mit den alten Zuständen gebrochen werden könne und müsse, aber die Regierung war noch nicht bei dieser Ueberzeugung und bei dem Willen zur That angelangt. Seit dem Tode des Hofkanzlers Graf Johann Wenzel Wratislaw 1712, gab es keinen Minister mehr, welcher eine gründliche Reform hätte anbahnen können. Der Finanzminister Graf Gundacker Starhemberg war ein offener ehrlicher Mann, aber ohne tiefere financielle Kenntniß; Graf Seilern war ein Staatsmann aus der Zeit Leopolds I. und höchst mittelmäßig; der Staatskanzler Graf Philipp Ludwig Sinzendorf galt als ein eigennütziger Lebemann; Prinz

---

[1]) Daniel Bragadin 1733. v. Arneth font. austr. XXII. 72.

Eugen war in seinen alten Tagen in den Händen untergeordneter Beamten. Niemand hatte den Muth und die Kraft, mit den verkommenen mittelalterlichen Zuständen aufzuräumen.

Auch Graf Khevenhüller war nicht für eine Reform eingenommen, selbst nicht in der Justiz, welche einer durchgreifenden Veränderung bedürftig war. Ihm genügten die alten provinciellen Rechtsordnungen im Civil- und Strafrecht. Nirgends findet sich in seinen Aufzeichnungen eine Klage über die öffentlichen Zustände ausgedrückt; die persönlichen Einflüße, die Neigung des Hofes, das Recht des Adels entschieden bei ihm alles. In seinem strengen Katholicismus schien er auch von den kirchlichen Zuständen befriedigt. Wie früher in Kärnten, so wallfahrte er nun allein oder mit seiner Familie nach Mariazell. Er sprach immer von der „calvinischen Ketzerei" und „dem lutherischen Irrthum". Mit Befriedigung verzeichnete er, daß der Kurprinz von Sachsen 1717 in Wien öffentlich erklärte, er habe schon vor fünf Jahren das katholische Glaubensbekenntniß in Bologna abgelegt. Gleichgiltig, ohne Bedauern, erzählt Khevenhüller, daß der Kaiser dem Erzbischof von Salzburg Truppen bewilligt habe, um die „lutherische Ketzerei, welche durch einige sächsische Salzsieder neu angefacht war", zu unterdrücken. Er fand, daß man die Salzburger Protestanten noch „glimpflich tractire", indem man ihnen die Auswanderung gestatte.

Graf Khevenhüller war als Statthalter von Niederösterreich nur ein Ressortminister für Justiz- und Banksachen und wurde niemals in großen politischen Geschäften um seine Meinung gefragt; aber er wurde zuweilen zu den großen Hof- und Staatsactionen als Zeuge und Diener der Krone beigezogen. So hatte er die Ehre, am 19. April 1713 der Verkündigung der pragmatischen Sanction, dem neuen Erbfolgegesetz in Oesterreich, beiwohnen zu dürfen. Da Karl VI. damals keine Kinder hatte, lautete die Erklärung, daß nach Abgang der männlichen Erben des Hauses Oesterreich auch Frauen nach der Ordnung der Primogenitur nachfolgen können, zu Gunsten der Töchter Josephs I., welche auch von dieser Zeit den Vorrang vor ihren Tanten, den Töchtern Leopolds I., erhielten. Ein Sohn Karls VI., der Erbprinz Leopold, geboren 13. April

1716, starb schon nach wenigen Monaten. Als jedoch 1717 den 13. Mai Maria Theresia geboren wurde, ging das Recht der Erbfolge auf sie über, und die Töchter Josephs I., Josepha und Amalia, stellten, als sie heirateten, die übliche Entsagung aus.

Die ersten Stände, welche die staatsrechtliche Garantie leisteten und die pragmatische Sanction als Haus- und Grundgesetz annahmen, waren jene in Niederösterreich. Sie versammelten sich am 22. April 1720 im Landhause: die Prälaten, Herren, Ritter und die Abgeordneten von den achtzehn „mitleidenden Städten und Märkten", zuerst jeder Stand in seinem Zimmer und dann im großen Saale. Der Landmarschall saß an dem Directorialtische, neben ihm die zwei Aeltesten vom Herrenstande, Fürst Anton Liechtenstein und Karl Ludwig Graf Sinzendorf, Vicepräsident des Reichshofrathes; der erste nicht den Jahren nach, sondern nach dem Vorrecht seines Geschlechtes von 1612, welches dem Senior des Geschlechtes die erste Stimme bei den Ständen einräumte. Die zwei Bischöfe von Wien und Neustadt, welche nach dem Alter auf der Herrenbank sitzen sollten, blieben deswegen gewöhnlich aus. An einem besonderen Tische saßen die Prälaten und Aebte von 27 Klöstern und Propsteien; die Prälaten von Heiligenkreuz und Gaming waren wegen Unpäßlichkeit nicht erschienen. Die 25 Mitglieder des alten Herrenstandes nahmen ihre Plätze an einer langen Tafel auf der oberen Seite ein. Die älteren Herren ließen den Ministern den Vorrang. Gegenüber war die Bank für den Landesuntermarschall mit den vornehmen Rittern. Im Ganzen waren 164 vom Herren-, 63 vom Ritterstande anwesend. Hinter den Prälaten „etwas entfernt" standen die Bänke für die 6 bürgerlichen Abgeordneten, 4 von Wien und 2 von den anderen Städten und Märkten. Der Landmarschall eröffnete die Sitzung mit einer kurzen Rede und ließ dann das Hofdecret vom 1. März, welches die Stände berief, mit allen Beilagen verlesen: 1. Das Testament Ferdinand II. vom 10. Mai 1621 mit dem Codicill vom 8. August 1635, welche verfügten, daß die österreichischen Erbländer ungetrennt bei dem Aeltesten des Hauses in der Form einer Primogenitur bleiben sollten. 2. Die Entsagung Leopolds I. und Josephs I. auf

Spanien zu Gunsten Karls, 2. September 1703. 3. Die Annahme-Urkunde desselben. 4. Die Erbfolgebestimmung zwischen Joseph und Karl für den Fall des Aussterbens der männlichen Descendenz. 5. Die Entsagung Karls auf alle deutschen Länder zu Gunsten Josephs und seiner männlichen Descendenz. 6. Das Protocoll vom 19. April 1713 über die Erbfolge für den Abgang eines männlichen Erben. 7. Die Entsagung der Erzherzogin Josepha vom 19. August 1719 und die Annahme derselben von ihrem Gemahl. Der Landmarschall hielt die Umfrage, welche Antwort die Stände auf das k. Decret geben sollten. „Die vier ersten Votanten von jedem Stande machten zierliche Dankreden für die gnädige Vorsorge S. M. und daß sie die Erklärung annehmen." Der Syndicus Mayer verfaßte den Beschluß. Ein Ausschuß der Stände brachte denselben am anderen Tage in einer Audienz zum Kaiser und wie Khevenhüller erzählt, „durften die Herren ihre mündliche Danksagung ablegen und die Hand küssen."

Welch ein Umschwung der Zeiten. Ein Jahrhundert früher, 1619, hatten die niederösterreichischen Stände in einem Manifeste wider Ferdinand II. die Klage ausgesprochen: daß alle Reiche, Provinzen und Länder, welche bis jetzt in die Gewalt Ferdinands II. und seiner Brüder gekommen sind, in tiefste Knechtschaft, Elend und Unglück gekommen seien; wem es nicht glaublich erscheine, gehe selbst und höre Steiermark, Kärnten, Krain, Görz, Wien, Unterösterreich, Böhmen und Mähren und dann gehe er mit seinem Gewissen zu Rathe, ob sie dem gegenwärtigen Fürsten ohne Bedingung und Sicherstellung die Huldigung leisten sollten [1]). Die Enkel der Männer, welche dieses Manifest erlassen, hatten sich gefügt und nahmen das neue Grundgesetz, welches die Untheilbarkeit Oesterreichs und die gemischte Erbfolge der Dynastie aussprach, ohne Debatte und Widerrede an.

Khevenhüller hat dem Landtag als Landstand und Minister beigewohnt und berichtet darüber in seiner weitschweifigen formellen Weise. Von einem anderen Landtage 1723, welchen er als k. Com-

[1]) Historische Actenstücke über das Ständewesen in Oesterreich, 98.

missär eröffnete, theilen wir einiges mit, weil der Bericht Zeugniß gibt, wie aus diesen Landtagen alles Leben entflohen war und eine versteinerte Form das Wesen ersetzen sollte: „Den 17. November habe ich mich nach erhaltener k. Vollmacht um zehn Uhr Vormittags in einem mit sechs Pferden bespannten Wagen in Begleitung aller Regierungs- und Kanzleibedienten nach Hof begeben, so gleichfalls meine zwei Commissäre gethan, H. Baron von Peschowitz, Vicekammerpräsident und Hofrath von Schick als Vicehofcancellariats-Verwalter; der letztere hat sich dabei nur eines Wagens mit zwei Pferden bedient. Wir versammelten uns in der großen Anticamera, stellten uns in die Mitte derselben und erwarteten also die landschaftlichen Deputirten, nämlich H. Graf Otto Ferdinand von Hohenfeld, welcher die Rede und Einladung machte, H. Abt zu Zwettl, Cisterzienser Ordens und H. von Pinel, die drei ältesten Verordneten nebst dem hiesigen Stadtsyndicus. Wir sind ihnen keinen Schritt entgegen gegangen, haben sie auch nicht zurück begleitet, sondern man ließ sie, nachdem sie aus ihren mit sechs Pferden bespannten Wagen ausgestiegen, durch die Hausofficiere am End der Stiegen empfangen und dann wiederum bis dahin cortegiren. Auf die geschehene Einladung gab ich zur Antwort: „Wir gegenwärtig von S. M. zu dem Landtag allergnädigst ernannten Commissäre erstatten den niederösterreichischen Herren Ständen geziemenden Dank, daß sie uns durch so werthe und schätzbare Herren Deputirte ins Landhaus zu kommen invitiren lassen. Wir werden deren Verlangen willfahren und den H. Ständen vortragen, wozu S. M. uns allergnädigst instruirt haben; anbei verbleiben wir den H. Deputirten zu allen angenehmen Diensten und Freundschaftsbezeigungen ganz bereit". Worauf sie sich sämmtlich retirirt. Wir Commissäre fuhren in meinem Wagen, H. Baron Peschowitz mir zur Linken, H. von Schick uns gegenüber. Als wir ins Landhaus kamen, standen die jüngeren Verordneten, der Abt von Göttweih, Baron von Gilles und H. von Lembruck zu End der Stiegen und haben uns nach einem kurzen Compliment hinauf begleitet. Der H. Landmarschall stand mit den fürnehmeren Ständen ober der Stiegen am Eingang des Saales, überreichte mir eine Specification der anwesenden

Stände und führte uns k. Commissäre zu dem mit einem rothsammtenen Teppich bedeckten Tisch, an welchem oben, wo sonst die zwei Aeltesten des Herrenstandes zu sitzen pflegen, drei Armlehnsessel standen. Wir setzten uns aber nicht nieder, sondern nachdem es etwas still geworden, fing ich folgende Rede an die Stände an: „Der durchlauchtigste, großmächtigste und unüberwindlichste Fürst und Herr Carolus, erwählter römischer Kaiser in Germanien, König in Spanien, Ungarn und Böhmen, Erzherzog zu Oesterreich, unser allergnädigster Kaiser und Herr entbietet den treugehorsamsten Ständen ihres Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns vom Prälaten-, Herren- und Ritterstand, wie auch den Städten und Märkten seinen gnädigsten Gruß und die kais. Huld und Gnad. Obzwar J. k. k. Maj. nit anders geglaubt, als diesem Landtag beiwohnen und Ihre Intentiones den getreuen Ständen selbst eröffnen zu können, so hat doch die Angelegenheit der Kron Böheim S. Maj. längere Gegenwart in Prag erfordert. Um nun die gewöhnliche Zeit des Landtages nit zu verschieben und die gemeinsame Berathschlagung zur Wohlfahrt des Landes und der allgemeinen Sicherheit fürgehen zu lassen, haben J. M. uns Commissären die Vollmacht ertheilet, die Function in Ihrem höchsten Namen zu vollziehen. Und es wird J. M. zu gnädigstem Wohlgefallen gereichen, wenn die getreuen Stände in ihrem angebornen und oftmals bezeigten Eifer sich den allergnädigst überreichten Postulaten willfährig und gehorsam bequemen, solche mit aller Behendigkeit überlegen und nach der zum Landesbesten abzielenden Intention befolgen werden. J. M. haben für die böhmische Reis und die königliche Krönung große Unkosten gehabt und können auch wegen der trüben Conjuncturen und weil der Friedenscongreß zu Cambrai noch nit geschlossen, die ohnehin geminderte Armee nit noch mehr reduciren, sondern müssen sich auf alle unverhofften Fäll in wehrhaftem Stand bereit halten. Die Contributionen der Länder werden wie bekannt allein zur Erhaltung der Miliz verwendet und die getreuen Stände werden diese wichtigen Motive von selbst erkennen und zugleich der gesi[illegible]ten Hoffnung leben, daß wir mit dem von Gott erwarteten m[illegible]lichen Erben J. M. vollkommen glückselige

Zeiten und die tröstliche Respiration gewiß erlangen werden". Der H. Landmarschall beantwortete dann in Kurzem die gethane Proposition und begleitete sodann uns Commissäre wieder zum Ausgang des großen Saales, die H. Verordneten aber bis zum Wagen; diesen Tag war gewöhnlicher Maßen die Malzeit bei dem H. Landmarschall und folgenden Tag speisten die fürnehmen Landesmitglieder der drei oberen Stände bei mir". Wie immer wurden auch diesmal die begehrten Summen gehorsam bewilligt. Nur einmal rafften sich die Stände zu einer Art Widerspruch auf. Als nämlich 1724 der Landtag mittelst eines einfachen Decretes eröffnet werden sollte, wie dies 1711 zur Zeit der Regentschaft geschehen, begannen die Stände „wehmüthig zu klagen und in tiefster Submission vorzustellen", daß der Landesfürst die Landtagsproposition selbst stellen müsse. Der Kaiser sagte auch für künftige Fälle zu.

Als ein bedeutungsvolles Ereigniß galt damals die Reise Kaiser Karls VI. nach Inneröſterreich und die Erbhuldigung der verschiedenen Standschaften in Steiermark, Kärnten und Krain [1]). Sie wurde durch Bild und Wort gefeiert, die Zeitungen brachten lange Berichte und Khevenhüller erzählt mit Behagen von den Vergnügungen des Hofes, der Thätigkeit der Erbämter und von der Pracht des Ceremoniels. In der That ist jene Erbhuldigung von 1728 von historischem Interesse, denn sie ist die letzte, welche die Landesfürsten in den Provinzen selbst entgegennahmen. Nach Kaiser Karl VI. hat nur ein Ausschuß der Stände die Huldigung in Wien dargebracht. Die Reise des Hofs, der Einzug in die Städte, der Empfang des Adels, die Feierlichkeit bei der Angelobung der Verfassung und dem Treueid trugen noch das Gepräge des Mittelalters, obwohl die Scenerie in der Landstube, die langen Reden, die Staatskleider der Personen, die Perrücken und Degen ganz dem achtzehnten Jahrhundert angehörten. Auch das mahnte an die neue Zeit, daß Adel und Geistlichkeit überall im Vordergrunde standen, während das Bürgerthum unscheinbar zurücktrat. Die glanzvollste

---

[1]) v. Deyerlsberg, Die Erbhuldigung in Steiermark 1728. Erbhuldigungsact in Krain. Laibach 1739. Vgl. Dimitz, Gesch. Krains III, 150.

Huldigung fand in Steiermark statt. Der Kaiser war mit der Kaiserin, der ältesten Tochter Maria Theresia und dem Erbprinzen von Lothringen mit Ministern, Hofherren und Botschaftern im Gefolge am 23. Juni 1728 nach Graz gekommen. Die große Ceremonie ging am 6. Juli vor sich. Nach dem feierlichen Aufzuge und nach dem Gottesdienst nahmen der Landeshauptmann und zwei Deputirte der Standschaft Audienz bei dem Kaiser und baten ihn, daß er nach dem Beispiel seiner Vorfahren geruhen möge, die Landesprivilegien zu beschwören und in der That beschwor der Kaiser „mit aufgerecktem Finger und entblößtem Haupte" die Verfassung, d. h. er sprach in Gegenwart der Minister und Stände eine kurze Eidesformel nach, in welcher das Gelöbniß ausgedrückt war, die Stände bei ihren Rechten und Freiheiten zu erhalten. Der Hofvicekanzler Graf Seilern hielt hierauf eine Rede, der Landmarschall antwortete und die Stände leisteten in herkömmlicher Weise den Treueid. Das Bürgerthum war dabei nur durch einen Abgeordneten, den sogenannten „Marschall" der Städte und Märkte, vertreten. Der Schluß war wie gewöhnlich ein großes Festessen in der Burg, wobei der Kaiser, die Kaiserin und Maria Theresia allein an einem Tische und die „Erbämter" an zwölf Tafeln aßen, während die Hofleute, Stände und Diener auf und ab gingen.

In ähnlicher Weise fand die Huldigung in Kärnten statt. Khevenhüller erzählt davon: „Den 3. August haben sich die allergnädigsten Herrschaften sammt dem Erbprinzen von Lothringen auf der Post nach Leoben und den folgenden Morgen in das hohe Gebirg Reiding, welches dem Grafen Breuner zu seiner Herrschaft Ernau gehört, zu der Gemsenjagd, dergleichen keine in ganz Europa wiederzufinden, begeben. Der Kaiser schoß deren 36, die Kaiserin 24, der Prinz von Lothringen 15, die übrigen Minister und Cavaliere 28, zusammen 103 Stück. Der Kaiser beschenkte reichlich den Forstmeister des Grafen Breuner, die 18 Jäger und 3000 Treiber, welche alle roth gekleidet. Viele derselben waren mit Hörnern, Schalmeien und Dudelsack versehen und machten den Herrschaften bei dem Mittagmal, das unter einem Zelt eingenommen wurde,

eine liebliche Musik. Die Maj. blieben in Leoben über Nacht und kehrten den 5. nach Graz zurück und den 16. August ist der Kaiser mit einem kleinen Hofstaat von Graz, wo die Kaiserin, die Erzherzogin, die Botschafter und mehrere Minister verblieben, nach den übrigen inneröſterreichischen Ländern aufgebrochen. Den folgenden Tag hat S. M. einer Hirschjagd, welche Graf Breuner auf seinen Gütern Wurmberg und Brunnsee angestellt, beigewohnt und das Nachtlager zu Marburg im Schloß genommen. Den 19. wurde S. M. an der Klausen außer Unterdrauburg beim Eintritt ins Land Kärnten von ständischen Deputirten complimentirt, blieb über Nacht zu Völkermarkt und kam Tag darauf Nachmittag unter Läutung der Glocken und Lösung des großen und kleinen Geschützes zu Klagenfurt an. Der Stadthauptmann Christoph Graf von Cronegk hielt bei Ueberreichung der Stadtschlüssel eine kurze Rede, und der Stadtmagistrat wie auch die gesammte Bürgerschaft waren in vier Compagnien abgeteilt in einer altdeutschen Montur und langen Federn auf den Hüten mit einer Compagnie Bergknappen erschienen, worüber der Kaiser ein gnädiges Wohlgefallen bezeigte. S. M. stieg bei den P. Jesuitern aus dem Paradewagen, allwo die Stände und der Bischof von Lavant Graf Attems mit der ganzen Klerisei höchstdieselbe erwarteten. Weil die landschaftliche Kirche von dem Schaden durch ein Donnerwetter noch nicht reparirt war, hörte S. M. das Tedeum in der Jesuiterkirche und verfügte sich dann in das Quartier im Graf Rosenberg'schen Haus auf dem neuen Platz. — Den 21. hat der kais. Commissär und Landeshauptmann Graf von Wagensperg mit den Ständen im Landhaus den Huldigungsact verabredet, worauf der H. Burggraf die Antwort erstattete. — Den 22. gingen die Stände aus dem Landhaus zu Fuß in das Quartier S. M. und begleiteten dieselbe zu den Jesuiten. Graf Franz Ferdinand Khevenhüller, welcher den Obersterblandstallmeister substituirte, hielt S. M. beim Aufsteigen den Steigbügel, Graf von Wagensperg ritt als Erblandmarschall mit dem bloßen Schwert, und als Erbämter gingen voran: Oberſterblandhofmeister Graf Leopold von Rosenberg, geheimer Rath, Obersterblandkämmerer Ferdinand Graf von Herberstein für Johann

Graf Herberstein den Großbaillif des Malteser Ordens, Oberstterbschenk Graf Franz Joseph von Dietrichstein, Seifried Graf Herberstein als Oberstlanderbtruchseß für den ältesten Herberstein, Erblandjägermeister Johann Lorenz Graf Paradeiser, der für diesen Act ernannte Erbküchenmeister Graf Franz Gaisruck und der ebenfalls dafür ernannte Erblandvorschneider Graf Johann Anton von Goës. Das erstere Amt ist seit Erlöschen der Familie Radhaupt und das andere seit dem Tod des Grafen Rudolph von Reitenau, welcher meines mütterlichen Großvaters Schwester Gräfin Benigna Herberstein zur Ehe hatte, nicht besetzt. Graf Sigmund von Weltz folgte als Erblandstabelmeister, Johann Ernst Freiherr von Hallerstein als Erblandfalkenmeister. Unter den Ständen befand sich auch der Bamberger Vicedom Baron Groß-Troclau, was 1660 zur Zeit Leopolds I. nicht geschehen, weil damals der Receß zwischen dem Kaiser als Landesfürsten in Kärnten und dem Bischof von Bamberg noch nicht errichtet war. Nachdem S. M. das vom Bischof von Lavant gesungene Hochamt gehört und wieder in Ihre Wohnung zurückgekehrt, begaben sich höchstdieselbe im Saal auf den zubereiteten Thron. Graf Seilern hielt an die versammelten Stände die Anrede, der H. Burggraf antwortete und S. M. der Kaiser machte den Schluß, indem er die alten Landesprivilegien confirmirte und die Stände seiner immerwährenden Huld und Gnade versicherte. Anbei meldete der Kaiser es gnädigst aufgenommen zu haben, daß die Stände den so seltsamen alten Gebrauch der Huldigung zu Karnburg und bei dem steinernen Stuhl am Zollfeld abgeschafft hätten. Die Stände legten dann nach der abgelesenen Formel den Eid ab und wurden zum Handkuß zugelassen. Als S. M. an der Tafel waren, verfügten sich die Erbämter wie auch der Bauernherzog mit seinen Befreundten bis 30 an der Zahl zu den vom Hof für sie zubereiteten Tafeln in das Landhaus. Uebrigens hat S. M. bei diesen erfreulichen Conjuncturen den H. Landeshauptmann und Burggraf zu Honorar geheimen Räthen und acht Kammerherrn mit Einschluß meines ältesten Sohnes declarirt. Den 24. ist S. M. unter Läutung der Glocken, Lösung der Stück und Begleitung des Landeshauptmanns und einiger Stände abgereist

und übernachtete in des H. Benaglio Hammerhaus am Fuß des Berges Loibl. Den folgenden Morgen haben sich diese an der Landesgrenze auf der Höhe des Berges allerunterthänigst beurlaubt. Hingegen wurde S. M. von Graf Gallenberg Landeshauptmann in Krain und mehreren Deputirten empfangen und ist den Tag darauf glücklich und in vollkommenen Wohlstand zu Laibach mit gleicher Solennität angelangt, wie es in Klagenfurt geschehen".

Die Huldigung geschah in Laibach am 29. August, am 4. September in Görz, am 11. in Triest und am 17. in Fiume, das damals noch nicht zu Ungarn gehörte. Die Rückreise kürzte der Kaiser um einen Tag ab, und zwar, wie Khevenhüller meint, aus Eingebung Gottes, denn in der Nacht, in welcher er in Marburg hätte übernachten sollen, stürzte die Decke im Schlafzimmer „wegen starken Schießens" ein. In Graz folgten noch durch mehrere Tage Klosterbesuche, Festessen und Jagdausflüge, bis die M. M. am 6. October aufbrachen und nach Wien zurückkehrten.

Khevenhüller verweilte zur Zeit dieser Kaiserreise in Wien. Er war mit mehreren anderen Herren in das geheime Rathscollegium berufen, welches der Kaiser zur Führung der Geschäfte während seiner Abwesenheit eingesetzt hatte [1]). In derselben Zeit wurde er in tiefe Trauer versetzt. Noch vor der Rückkehr des Kaisers, im October 1728, wurde seine Frau, die vor kurzem von einer Wallfahrt von Mariazell zurückgekehrt war, vom Schlage gerührt und verschied eine Stunde nachher, 46 Jahre alt. Khevenhüller war damals ein alter Herr von 62 Jahren, aber er konnte auf ein Leben zurückblicken, das ihm nach langem Ringen Glück, Frieden und Reichthum zugeführt hatte. Mit den Nachkommen der ausgewanderten protestantischen Khevenhüller stand er in keiner Beziehung, wohl aber mit den Khevenhüllern von der Frankenburger

---

[1]) Mitglieder dieses geheimen Rathscollegiums waren: Graf Harrach, der Landmarschall, Graf Joseph Paar, der jedoch niemals erschien, sondern auf seinen Gütern in Mähren blieb, Graf Volkra, Wenzel Althann, Cardinal Colonics, Feldmarschall Graf Max von Starhemberg, Baron von Peschowitz, Graf Reichard von Dann, Hofrath von Blumenthal und der Actuar Pichler. Khevenhüllers Tagebuch.

Linie, namentlich mit dem General Graf Ludwig Andreas Khevenhüller und seinem älteren Bruder, dem Majoratsherrn Graf Franz Ferdinand Khevenhüller. Wenn er in Oberösterreich zu thun hatte, versäumte er nie seine Besuche im Schlosse Kammer oder Frankenburg. Als guter Hausvater war es ihm eine besondere Freude, seine Kinder versorgt zu sehen. Die älteste Tochter aus erster Ehe, Maria Elisabeth, war Hofdame bei der Kaiserin Amalie und heiratete 1714 den Grafen Johann Wilhelm Wurmbrand, der in die niederösterreichische Regierung, später in den Reichshofrath eintrat und 1728 Präsident dieses Amtes wurde. Er besaß das Gut Hirschstetten in Niederösterreich und Khevenhüller hatte seiner Tochter die Güter Oberfladnitz und Semriach in Steiermark abgetreten. Die zweite und dritte Tochter aus erster Ehe, Ernestine und Aloisia, gingen ins Kloster. Die erste Tochter aus der zweiten Ehe, Josepha, heiratete 1725 den jungen Fürsten Karl Dietrichstein, der damals als Regierungsrath diente. Die zwei jüngeren Söhne bestimmte der Vater für den geistlichen Stand. Schon 1725 schickte er sie nach Rom in das Seminar; der ältere, Franz Anton, sollte dort die Rechte und speculative Theologie und der jüngere Philosophie studiren. Nach der Rückkehr wurde Franz Anton in Augsburg zum Priester geweiht und erhielt eine Domherrenstelle. Als er 1730 in Wien die erste Messe bei den Schotten las, wohnten der Vater und die ganze Verwandtschaft dem Gottesdienste bei. Wenige Wochen nachher traute der junge Domherr seinen Vetter Graf Franz Ferdinand Khevenhüller mit einer jungen Gräfin S. Julien. Sein Vater führte ihn dann nach Mähren, stellte ihn dem Bischof von Brünn und dem Landeshauptmann vor. 1734 wurde er Bischof von Neustadt, noch nicht 30 Jahre alt, resignirte aber 1741 und starb 1762 als Domcustos in Augsburg. Sein Bruder Johann Leopold, dem das Diplom als Malteser-Ordensritter schon in die Wiege gelegt war, wurde 1733 zum Priester geweiht, erhielt vom Kaiser die Propstei Maria-Raik in Ungarn und starb 1775 ebenfalls als Domherr in Augsburg 65 Jahre alt. Der Majoratserbe und Stammhalter der Familie wurde der ältere Sohn Johann Joseph Khevenhüller. Sein Vater hat alles Mögliche gethan, um

ihn frühzeitig in den öffentlichen Dienst zu bringen. Er schickte ihn nach Göttingen und Leyden, die Rechts- und Staatswissenschaft zu studiren und erwirkte ihm schon als Studenten die Anwartschaft auf eine Stelle in der Regierung. Der junge Herr trat nach seiner Rückkehr in das Amt seines Vaters ein, wurde nach kurzer Zeit Reichshofrath, 1736 böhmischer Gesandter bei dem Reichstag in Regensburg und erhielt 1737 in Anbetracht „seiner und seines Vaters Verdienste" die Anwartschaft auf die Statthalterstelle in Niederösterreich, wenn er „bei dem Ableben seines Vaters nicht mit einem anderen anständigen Dienst versehen wäre". Noch im selben Jahre wurde er wirklicher geheimer Rath; nur mußte die Eidesleistung verschoben werden, weil er noch nicht 30 Jahre alt war. Besonders war es Bartenstein, der ihn protegirte und ins Amt einführte. Sein Vater hat noch in anderer Weise für ihn gesorgt, denn er verschaffte ihm eine reiche Braut, die Gräfin Caroline von Metsch, die ältere Tochter des deutschen Reichsvicekanzlers Grafen Johann Adolph Metsch, eines deutschen Edelmanns, der wie so viele andere Convertirten in Oesterreich Güter gekauft hatte. Der junge Khevenhüller lernte die Gräfin bei dem Grafen Proskau in Schloß Bisenz in Mähren kennen und vermählte sich mit ihr wenige Wochen nach dem Tode der Mutter am 22. November 1728. Nach der Trauung, welche der Erzbischof Colonics in Gegenwart des Hofes vollzogen hatte, blieben die jungen Eheleute eine Zeit in Purkersdorf in dem Gartenhaus des Barons von Penthenrieder, welches nun dem Grafen Sinzendorf gehörte. Schon am 6. December 1729 erfreute die junge Frau die Familie durch die Geburt eines Mädchens, welches nach der Großtante der Gräfin Proskau Josepha genannt wurde; ein Jahr nachher brachte sie den ersten Sohn zur Welt. Graf Joseph Khevenhüller war ein kleiner lebhafter Herr, der seinem Vater Ehre machte und unter Maria Theresia den Fürstentitel, Güter und Ehren erwarb. Die Familie wuchs aus dem Provincialadel heraus und in die vornehme österreichische Aristokratie hinein. Sigmund Khevenhüller hat sie in diese Bahn geführt. Bereits 1725 hatte er für sich und seine Descendenz die Reichsgrafenwürde erworben und was ihm nicht

unangenehm war, „mit Nachsicht der Taxen" [1]). Er nannte sich Graf von Hardegg, einer Herrschaft in Niederösterreich in dem reizenden Thale der Thaya an der Grenze von Mähren. Das Schloß war halb verfallen, aber Ort und Herrschaft bildeten eine Grafschaft, welche schon vier Geschlechtern den Grafentitel zugebracht hatte. Khevenhüller hat im Viertel unter dem Mannhartsberg eine Reihe von Gütern erworben: Hardegg, Prutzendorf, Rieggersburg, Starein von den Polheim, Fronspurg von einer Freiin Andlern, Mixnitz von S. Julien, ferner Pellendorf, Eggendorf und Ladendorf, welches später der Lieblingssitz seines Sohnes wurde. In kluger Voraussicht hatte der alte Khevenhüller 1725 auch das Incolat in Böhmen erworben, aber ansässig wurde die Familie erst durch die Erbschaft der jungen Gräfin Khevenhüller-Metsch, deren Vater einige Güter in Böhmen besaß.

Allmälig verblaßten die Erinnerungen an Kärnten. Seit der Uebersiedlung nach Wien besuchte Sigmund Khevenhüller selten das Heimatland und seinen Stammsitz Osterwitz. Seine Aufzeichnungen bringen aus Kärnten nur ein Todtenregister seiner Freunde und Bekannten. So starben: 1713 seine Mutter Benigna Rosina Herberstein, 66 Jahre alt, im selben Jahr zu Spielfeld in Steiermark die 80jährige Eva Katzianer, eine Schwest seines Vaters, 1716 der Landeshauptmann Johann Peter Goës d der ehemalige Bischof von Laibach, Graf Sigmund Christoph He stein, in einem Kloster zu Perugia, Khevenhüllers Oheim; 171 urde in Graz Graf Philipp Dietrichstein, Vicepräsident des H egsrathes, auf offener Straße von einem Lakaien erschossen; 1 starb Khevenhüllers Schwager, Graf Karl Rosenberg, 23 J alt, in Wien, 1720 in Graz der letzte Graf Falbenhaupt, 172 e letzte Thannhausen, vermählte Gräfin Harrach, 1737 Khevenl s langjähriger Freund, Graf Leslie, geheimer Rath und Kamme sident in Graz. Wenn Khevenhüller nach Steiermark oder Kär kam, fand er eine fremde Welt. In Graz, wo er so angen Erinnerungen hatte, hielt er sich kaum einen Tag auf und r sogleich nach

[1]) Reichskanzleidecret 6. Juni 1725, Tagebuch.

Oberfladnitz, welches sein Schwiegersohn neu hergerichtet hatte, oder nach Göß, um seine Tochter, die Benedictinernonne, zu besuchen. Dafür unterhielt er einen regen Verkehr mit dem Adel in Niederösterreich. Noch vor seinem Güterkauf kam er oft zu dem Grafen Hardegg nach Stettendorf, zu dem Hofkriegsrath Leopold Herberstein in Ernstbrunn, zu dem Erzbischof in Obersiebenbrunn, zu dem Grafen Breuner in Ulrichskirchen, nach Schloß Trautmannsdorf an der Leitha, welches damals dem Grafen Leopold Windischgrätz gehörte, nach Bruck an der Leitha zu den Grafen Harrach, nach Theben und Stampfen zu den Palffy's, nach Petronell zu dem Landmarschall Graf Traun u. A. Am liebsten verweilte er in Bisenz und Nikolsburg bei seinen Verwandten Proskau und Dietrichstein. Der letzte Graf Erdmann Proskau war mit einer Schwester Khevenhüllers und die einzige Tochter aus dieser Ehe mit dem Fürsten Walter Xaver Dietrichstein verheiratet. Diese Bande der Verwandtschaft wurden noch enger geknüpft, als Fürst und Fürstin Dietrichstein 26. Februar 1725 um eine Tochter Khevenhüllers für ihren Sohn Karl anhielten. Die Hochzeit wurde einige Monate verschoben, weil das Schloß in Nikolsburg umgebaut wurde, fand aber noch im Sommer statt. Der alte Khevenhüller erzählt davon: „Den 31. August 1725 bin ich mit meiner Gräfin Tochter, meinem älteren Sohn und dem Vicekriegspräsidenten Graf Herberstein nebst anderen Gästen nach Nikolsburg abgereist. Als wir uns der Stadt näherten, wurden die Stücke auf dem Schlosse und den gegenüberliegenden Bergen abgeschossen. Die Bürgerschaft war mit Gewehr und fliegender Fahne ausgerückt und gab 3 Salven. Den folgenden Tag begingen wir den Geburtstag der Fürstin Dietrichstein. Den 2. September um 5 Uhr Abends fuhren wir Fünf in einer mit 6 Pferden bespannten Kutsche nach der Lorettocapelle; die 2 Brautführer Graf Leopold Dietrichstein, der jüngere Sohn des Fürsten und mein älterer Sohn ritten neben dem Brautwagen, in dem die Braut mit ihrer Mutter und Schwiegermutter saß. Der Bräutigam fuhr mit uns 2 Vätern, die Kranzelfräulein nämlich Loisl Dietrichstein und Fräulein Mariandl von Proskau fuhren mit anderen Damen. Der Herr Propst erwartete uns bei der Capelle und nach

einer zierlichen Rede gab er die 2 Brautleute zusammen und erteilte dann allen Anwesenden mit dem Venerabile den Segen. Nach der Ceremonie wurden wieder die Kanonen gelöst und die Bürgerschaft schoß ihre Gewehre ab. Den 3. September hat der Herr Propst in der Schloßcapelle, wo auch ein wunderthätiges Frauenbild ist, über die neuen Eheleute die gewöhnlichen Gebete gesprochen und dieselben benedicirt. An den Abenden waren Schloß und Garten mit Fackeln und Laternen beleuchtet. Auch haben die Piaristen in ihrem Collegium den neu Verheirateten zu Ehren eine für 3 Tage eingeteilte meist gesungene Comödie gehalten. Den 6. haben ich und Graf Herberstein Abschied genommen und die Gesellschaft verlassen". Die Ehe wurde eine glückliche. Graf Karl Dietrichstein erbte nach dem Tode seines Vaters 1738 die Güter, wurde geheimer Rath und 1745 Oberhofmarschall, zog sich aber zurück, lebte auf seinen Gütern, erbte 1769 die Proskauischen Güter in Schlesien und Mähren und starb erst 1784 in Nikolsburg 82 Jahre alt.

Khevenhüller erzählt von dem österreichischen Adel noch eine Menge Einzelnheiten, Hochzeiten, Todesfälle, Erbschaften, aber sein Blick war doch mehr auf den Hof als auf die Gesellschaft gerichtet. Mit einer Genauigkeit ohne Gleichen berichtet er von allem, was den Hof anging. Selbst sein kaiserlicher Herr, Karl VI., hat in seinem Kalender die Audienzen, Spielverluste und die Jagdbeute nicht vollständiger aufgezeichnet. In den Jahren 1730—1740 beschäftigte Khevenhüller am meisten die Angelegenheit der Erbfolge. Karl VI. hatte nie die Hoffnung aufgegeben, noch einen männlichen Erben zu erhalten, aber die Hofleute waren überzeugt, daß die ältere Erzherzogin Maria Theresia einst die Herrscherin von Oesterreich werden würde. Khevenhüller erzählt von ihr, wie sie mit der Mutter 1728 bei der Huldigungsreise in Graz verweilte, wie 1730 die Gräfin Fux, geborne Mollart, als Erzieherin bei ihr eintrat, wie sie mit ihrer Schwester bei den kleinen Hoffesten und an den Musikabenden, welche der Kaiser sehr liebte, erschien, wie sie an den Fahrten nach Laxenburg und Halbthurn und an den Jagden im Prater Antheil nahm. Die Gesandten ehrten in ihren Berichten

ihre Anmuth, ihren feinen Sinn, ihre Liebe zur Wahrheit, ihr ernstes Wesen. Die Prinzessinnen des Hauses Oesterreich waren bisher mit wenigen Ausnahmen aus politischen Rücksichten verheiratet worden. Auch für Maria Theresia wurden solche Rücksichten geltend gemacht. Die Prinzen von Baiern und Sachsen und der junge Bourbon Don Carlos kamen dabei in Betracht, aber zuletzt entschied ihre und des Kaisers persönliche Neigung für den Herzog Franz Stephan von Lothringen, den Enkel des Herzogs Karl von Lothringen und der Oesterreicherin Eleonore, einer Stiefschwester Leopolds I. Schon Joseph I. hatte daran gedacht, die Familie von Lothringen mit dem Hause Oesterreich durch eine Heirat näher zu verbinden. Der Herzog Franz war 1723 mit 15 Jahren nach Oesterreich gekommen und wurde von dem Kaiser und der Kaiserin wie ein Sohn behandelt. Nach dem Tode seines Vaters Leopold 1729 kehrte er nach Lothringen zurück, kam jedoch 1732 wieder nach Oesterreich. Der Kaiser ernannte ihn zum Statthalter in Ungarn; er machte einige Studienreisen durch das Land, kam jedoch oft an den Wiener Hof und als er 1735 sein Erbland abtreten und für Toscana vertauschen mußte, brachten Kaiser und Kaiserin ihre und die Wünsche ihrer Tochter zur Ausführung [1]). Maria Theresia hegte eine zärtliche Liebe für den Herzog. „Des Nachts", schrieb der englische Gesandte 1735, „sieht sie ihn im Traum und am Tage unterhält sie ihre Hofdame nur von ihm, so daß es nicht wahrscheinlich ist, daß sie den Mann jemals vergessen wird, den sie für sich geboren glaubt" [2]). Die Heirat wurde am 15. Februar 1736 vollzogen, und zwar in all der Pracht und dem Ceremoniel, mit welchem damals der Kaiserhof seine Familienereignisse auszustatten pflegte.

Khevenhüller erzählt die Hochzeit und die Hoffeste der nächsten Tage bis ins kleinste Detail. Er vergißt auch nicht hinzuzufügen, welche Geschenke der Herzog ausgetheilt hat. Der Nuntius erhielt ein kostbares smaragdenes Kreuz, die Hofherren und Damen Brillantringe, Armbänder und Schmuck verschiedener Art. Der Kaiser

---

[1]) v. Arneth, Gesch. Maria Theresia's I. 6, 10—27.

[2]) A. a. O. I. 356.

ernannte, um sein besonderes Vergnügen zu bezeugen, 18 geheime Räthe und 160 Kämmerer. In seinem Kalender notirt er zum 12. Februar:[1] „Hochzeit meiner ersten Tochter Therese mit dem Herzog von Lothringen, beide mir lieb. Gott segne und vermehre unser Haus, ich habe frohen Trost". Am vergnügtesten waren die jungen Eheleute. In den ersten Maitagen unternahmen sie einen Ausflug nach Mariazell, der aber Maria Theresia übel bekam, denn sie erhielt einige Tage später die Blattern, genas aber bald. Auch wurden sie bald getrennt. Der Herzog, den der Kaiser am 12. December 1736 zum Generallieutenant, der höchsten militärischen Würde in Oesterreich, ernannt hatte, ging im Juni 1737 mit seinem Bruder Karl zur Armee nach Ungarn und kehrte erst im September wieder nach Wien zurück. Im December reiste der Herzog mit seiner Gemahlin in sein neues Erbland Toscana, im Sommer ging er abermals zur Armee, brachte aber nur traurige Erfahrungen heim. Die Hoffnung auf einen Enkel mußte der Kaiser mit ins Grab nehmen, denn Maria Theresia gebar nach einander 1737, 1738 und 1740 drei Töchter und erst nach dem Tode des Vaters den Erzherzog Joseph.

Kaiser Karl VI. war in den letzten Jahren sehr herabgestimmt und blickte nur düster in die Zukunft. Der unglückliche Türkenkrieg, die Erkenntniß der Unfähigkeit der Generale, die er an die Spitze gestellt, die Ungewißheit über die Fortdauer seines Geschlechtes und die allgemeine Verwirrung nagten an seiner Gesundheit. Im September 1740 kehrte er von einer Jagd in Halbthurn, wo er jährlich mehrere Wochen zubrachte, krank zurück und starb 56 Jahre alt am 20. October 1740. Khevenhüller entwirft nicht eine Schilderung der Person und des Charakters des Kaisers, wie wir solche von venetianischen und englischen Gesandten besitzen, aber aus dem, was er über das Hof- und Staatsleben aufzeichnet, treten die Züge des Kaisers wie in einer Handzeichnung hervor. Wir sind es gewohnt, Karl VI. als einen steifen, ernsten, zurückhaltenden Herrn zu betrachten, der für seine Lieblingsidee, die An-

[1] k. k. Staatsarchiv.

erkennung der pragmatischen Sanction, Länder und Rechte abtrat und Oesterreich im Inneren vollständig verfallen ließ. Er ist bekannt als ein ausgezeichneter Schütze, als ein trefflicher Reiter, als Freund und Kenner der Musik, als ein verständiger Bauherr, als eifriger Sammler von Büchern, Münzen und Curiositäten aller Art. Die Aeußerungen und Briefe, die wir von ihm kennen, enthalten jedoch viele frische fröhliche Züge seines Lebens, einen lebendigen Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit, eine gewinnende Vertraulichkeit für seine Umgebung, ein tiefes Gemüth und die zärtlichste Liebe für seine Familie. Am 21. April 1736, am Todestage Prinz Eugens, schrieb er in seinen Kalender: „Um 6½ U. früh auf, Messe um ½9, Nachricht, daß Prinz Eugen von Savoy, der im Felde commandirt und meinem Hause so große Dienste geleistet, todt gefunden wurde nach langer Krankheit; hat alles recht gemacht in bester Ordnung, Gott sei seiner Seele gnädig".

Khevenhüller war in den letzten Jahren alt und grämlich geworden. Er gehörte zu den abgelebten Greisen, welche den Thron Maria Theresia's umstanden und ihr wenig Vertrauen einflößten. Wie sie selbst sagt, ließen die alten Herren oft den Muth sinken und ihre besten Rathgeber in dieser Zeit waren Bartenstein und Graf Tarouca. Khevenhüller wurde auch nicht mehr in die Conferenz berufen. Er war weder in der äußeren Politik noch in militärischen Dingen erfahren und darauf kam es in Oesterreich in den nächsten Jahren am meisten an. Wenigstens wurde ihm die Befriedigung zutheil, daß sein Sohn Joseph Khevenhüller (Februar 1741) eine ehrenvolle und glückliche Mission in Dresden ausführen konnte und daß sein Vetter, Graf Ludwig Khevenhüller, damals Vicepräsident des Hofkriegsrathes, einer der Retter Oesterreichs wurde. Sigmund Khevenhüller erlebte noch den Krieg von 1741, die Huldigung der Stände in Linz und Prag für den Kurfürsten von Baiern und den Umschwung der Dinge anfangs 1742, als sich nach dem Ausdruck Maria Theresia's „der Arm Gottes spüren ließ". Mitten in Krieg und Bedrängniß ist er am 8. December 1742 gestorben, in der That als ein vergessener Mann, dessen Leben schon vor dem Tode ausgelebt war.

Khevenhüller hat wie Prinz Eugen den drei Kaisern Leopold I., Joseph I. und Karl VI. gedient. Zur Zeit Leopolds I. erschien er an dem Hofe als ein Edelmann aus der Provinz von mäßigem Besitze, der sich frühzeitig durch seine Kenntnisse, durch seinen Diensteifer für das Interesse der Dynastie auszeichnete. Als Landeshauptmann war er schon eine hervorragende Persönlichkeit und unter Karl VI. gehörte er zu den ersten Männern des Staates und der Wiener Adelsgesellschaft. Sein kaiserlicher Herr hat ihm zeitlebens ein unbedingtes Vertrauen geschenkt. Mehrmals 1723, 1728 wurde er in die „geheime Deputation" berufen, welche während der Abwesenheit des Kaisers die Geschäfte versah und 1732, als der Kaiser nach Böhmen reiste, um mit dem König von Preußen zusammenzutreffen, war Khevenhüller Präses dieses Collegiums. Sein Wunsch war, in den Hofstaat als Obersthofmarschall oder Oberstkämmerer einzutreten. Er hat ihn nicht erreicht, aber er war einer der wenigen, welche zu allen Festen und Vergnügungen des Hofes geladen waren und deswegen mit der kaiserlichen Familie in fortwährendem Verkehr standen. Seine Tagebücher enthalten Aufzeichnungen aller Art, sie sind jedoch nicht so freimüthig und erschöpfend wie die Tagebücher seines Sohnes aus der Theresianischen Zeit. In der politischen Denkart waren sich Vater und Sohn gleich. Sigmund Khevenhüller kannte und vertheidigte das alte Oesterreich mit seiner absoluten Fürstengewalt, mit der Herrschaft der Kirche, mit den fügsamen Landständen, mit dem Herrenrecht auf den Gütern und mit dem Wust der Verwaltungsbehörden. Dabei war er ein loyaler Mann, ein treuer Vasall und nach dem Maßstab der Zeit ein vortrefflicher Justizmann. Eine Reform der Justizgesetze und der Justizverwaltung war in Oesterreich unbedingt nothwendig, aber dafür war weder die Zeit noch der Mann befähigt. Ein Schimmer von Freimuth leuchtet aus seinen Schriften hervor, wenn er das ständische Recht gegen die Neuerungen der Regierung vertheidigt, aber auch hierin zeigt er sich mehr auf die Form als auf das Wesen bedacht. Er war ein Aristokrat, er hatte das Recht und die Pflicht dazu, denn er stammte aus einer der edelsten Familien des Reiches; er liebte die Stammbäume und Wappen, die Tradition

und die Chroniken. Bürger und Bauern waren ihm nur das Volk der Arbeiter und Diener. In der Praxis zeigte er sich human, nachsichtig, ohne Stolz und Hoffart. Er war ein milder Guts- und Gerichtsherr, ein Beschützer und Versorger der Armen; mit Vorliebe war er in Wien Vorstand des Armenamtes und Soldatenspitals [1]). Er zeichnete nicht auf, welchen Antheil er an der Pflege der bildnerischen Kunst in Wien genommen, aber wir wissen von ihm, daß er wie seine Vorfahren einen lebendigen Sinn für wissenschaftliche Bildung und insbesonders für die Geschichte hatte. Als Georg Weidmann in Leipzig die Annalen Franz Christoph Khevenhüllers zur Herausgabe vorbereitete, theilte ihm Sigmund Khevenhüller im Einverständniß mit den Vettern von Frankenburg alle dazu nöthigen Manuscripte mit. Der Herausgeber widmete ihm mit vielen überschwänglichen Worten den XI. Band des Werkes. Khevenhüller hat im Ganzen keine gewaltsame Störung erfahren, niemals hat er eine gegebene Schranke zu durchbrechen versucht, alles Heftige, Harte wies er von sich. Es gelang ihm auf der Bahn ruhig fortzuschreiten und dabei zu säen und zu ernten. Was den Menschen glücklich macht: eine feste Gesundheit, ein frohes Gemüth, eine bewegte Jugend, die Zunahme an Vermögen und äußeren Ehren, die Achtung seiner Genossen, die Gunst und Anerkennung seines Herrn, das ist ihm alles in vollem Maße zutheil geworden. Und was er nicht erreichte, hat sein älterer Sohn hinzugefügt: eine angesehene Stellung bei Hof, den Besitz in Böhmen und den Fürstentitel. Joseph Khevenhüller charakterisirt die Zeit Maria Theresia's, Sigmund Khevenhüller die Zeit Josephs I. und Karls VI. Wir kennen diese Hofherren, Beamten und Landedelleute aus Bildern und Schilderungen. Sie sind nicht so frivol wie die französischen Edelleute in der Zeit der Regentschaft, aber ebenso eitel, hochfahrend, begierig nach Ruhm und Auszeichnung. Wenn es nothwendig war, zeigten sie sich voll Aufopferung, Tapferkeit und Hingebung bis zum Untergang. Gegen Fremde verhielten sie sich steif zurückhaltend. Daher kam auch das absprechende Urtheil

[1]) Staatskalender 1736.

der Lady Montague [1]). Die Wiener Sammlungen enthalten eine ganze Portraitgallerie aus dieser Zeit. Ein eigener Reiz spricht aus diesen Rococogestalten: ihre Köpfe sind selbst unter den Perrücken scharf ausgeprägt, individuell, durchaus charakteristisch. Khevenhüller war bis ins Alter ein schöner Mann, hatte eine hohe Stirne, klare offene Augen, eine feine Nase, ein rundes sinnliches Kinn. Er liebte es, sich im langen rothen Mantel der Ritter des goldenen Vließes abbilden und seinen ganzen Titel beifügen zu lassen: „Sigmund Friedrich Reichsgraf von Khevenhüller zu Aichelberg, Erbstallmeister in Kärnten, Ritter des goldenen Vließes, geheimer Rath und Kämmerer, Statthalter von Niederösterreich".

[1]) 'tis true the Austrians are not commonly the most polite people in the world, not the most agreable. Lady Montague, letters. Vienne 1717.

V. Graf Karl von Zinzendorf.

1739—1813.

Oesterreich hatte von 1540—1848 48 Finanzminister oder, wie sie damals hießen, Präsidenten der Hofkammer [1]). Unter diesen waren einige Geistliche, wie 1623 der Abt von Kremsmünster und 1692 der Cardinal Collonics, einige Edelleute vom Ritterstande, zumeist jedoch Herren der vornehmen österreichischen Aristokratie, so: 1683 Graf Wolf Andreas von Rosenberg, 1694 Graf Seifried von Breuner, 1700 Graf Gotthard von Salaburg, 1703 Graf Gundacker von Starhemberg, 1716 Graf Franz Anton von Walsegg, 1719 Graf Franz Gottfried von Dietrichstein, 1755 Graf Karl von Königsegg, 1759 Graf Rudolph Chotek, 1764 Graf Seifried Herberstein, 1765 Graf Friedrich Hatzfeld, 1771 Graf Leopold Kolowrat, 1796 Graf Procop Lazansky und 1797 Graf Franz Saurau. Die wenigsten blieben länger als drei, höchstens sieben Jahre im Dienst. Unter Rudolph II. und Mathias diente Freiherr Ferdinand von Hofmann 22 Jahre, unter Leopold I. Graf Georg Ludwig von Sinzendorf 23 Jahre, unter Karl VI. Graf Dietrichstein 26 Jahre, unter Maria Theresia und Joseph Graf Kolowrat 25 Jahre. Es war nicht leicht den österreichischen Finanzen vorzustehen. Der Präsident der Hofkammer sollte Reichs- und Landesrecht, das Kriegs- und Steuerwesen, die Regalien und Gefälle verstehen, immer offene Casse haben und der Freigebigkeit des Hofes,

---

[1]) Reihenfolge der k. k. Hofkammerpräsidenten, k. k. Finanzarchiv.

den gesteigerten Bedürfnissen der Regierung, den Forderungen der Stände und Gläubiger gerecht werden. Das Amt hatte keinen bestimmten Geschäftskreis und wechselte in Form und Inhalt von Regierung zu Regierung. Die Provincialkammern waren in vielen Dingen unabhängig, die Buchhaltung ohne genügende Controle, das Cassen- und Schuldenwesen in einer großartigen Unordnung. Die föderative Natur des Reiches wie die feudale Verwaltung, die Zwischenzölle, die vielen Ausnahmen und Anwartschaften machten eine geordnete Verwaltung und Pflege der staatlichen Finanzen geradezu unmöglich. Nach dem tiefen Verfall im dreißigjährigen Kriege folgte zwar ein practischer progressiver Aufschwung, aber dieser konnte bei den großen Kriegen und bei der allgemeinen Unkenntniß des Staats- und Volksvermögens keinen sicheren Halt gewinnen. Die Finanzpraxis Leopolds I. kannte nur Steuern, Taxen, Regalien, Gefälle und Anlehen. In dringenden Fällen griff sie zu den seltsamsten Mitteln. 1689 wurde eine alphabetisch geordnete Taxe von allen möglichen Waaren und Arbeiten gefordert. Regalien, Aemter und Güter wurden verpfändet. Jedes Amt, jeder Titel hatte seine Taxen. Wie überall waren die Goldmacher und Alchymisten auch in Oesterreich gesuchte Leute. Der Italiener Borri wurde 1670 von der Regierung verwendet, Gold zu machen. Ein österreichischer Chemiker von Rain erklärte 1680 die Zweifler an der Existenz des Steins der Weisen als Majestätsbeleidiger. Nach den Grundsätzen der mercantilistischen Staatspraxis drängte die Regierung „zur Introducirung der Wolfailkeit“ und eiferte gegen Monopole wie gegen die Einfuhr fremder Erzeugnisse. In Betracht des natürlichen Reichthums und der zahlreichen Hilfsquellen in Oesterreich behandelten mehrere Schriftsteller die österreichische Staatswirthschaft; so Johann Joachim Becher in seinen cameralistischen Schriften, besonders in seinem Hauptwerke „Politischer Discurs“, Philipp Ludwig von Hornigk in dem Buche „Oesterreich über alles“, Wilhelm von Schröder in der „Fürstlichen Schatz- und Rentkammer“. Becher war der erste in Oesterreich, welcher neben dem Fiscus das Volkswohl vor Augen hatte; er mahnte den Hofkammerpräsidenten Graf Sinzendorf, „daß die Beförderung des Landeswoles immer

die potior pars materiæ sei"; er empfiehlt den Fürsten, mehr die Bereicherung ihrer Unterthanen als ihre eigene zu suchen. Auch Hornigk unterscheidet Finanz- und Volkswirthschaft, spricht von dem Reichthum und der wirthschaftlichen Unabhängigkeit Oesterreichs, verweist auf eine wohlbestellte Landesökonomie und Vermehrung der Volksmenge. Schröder, der bedeutendste Mercantilist jener Zeit, will weniger den Ackerbau unterstützen als die Hebung der Manufactur und ein „freies Commercium" [1]). Einiges davon ging unter Karl VI. in Erfüllung, denn die Regierung jener Zeit suchte vor allem die materielle Cultur zu heben, Industrie und Handel zu fördern. Ihre Maßregeln erschienen jedoch ohne Plan und Leitung, ohne Kenntniß der natürlichen Bedingungen des Geschäftlebens, sie kamen nur stoßweise und streiften an abenteuerliche Künstelei. Man meinte, wenn man gute Häfen anlegt, Straßen baut, an Private Geldvorschüsse vertheilt, deswegen schon eine regsame Industrie, einen großen Handel geschaffen zu haben, während die Zwischenzölle, die Zünftigkeit der Gewerbe und die Unfreiheit des Grundes und Bodens fortdauerten. Die Staatsfabriken in Linz und Wien kosteten mehr als sie trugen. Auch der berühmte Straßenbau war unvollkommen und kam nur in kurzen Strecken zur Ausführung. Nur die Straße über den Semmering und die Reichsstraße nach Linz wurden vollendet; an der Straße von Wien durch Mähren nach Breslau und Prag wurden in 22 Jahren nur 28 Meilen gebaut. Poststationen gab es 1740 in Mähren nur 12, in Schlesien 4 [2]).

Die fiscalische und mercantile Finanzpraxis wirkte noch weit in die Theresianische Zeit hinein. Bei der Leere der Staatscassen mußten Maria Theresia und ihre Staatsmänner vor allem darauf bedacht sein, das öffentliche Einkommen zu steigern, die Staatslasten besser zu vertheilen und eine Ordnung im Geschäftsgange einzuführen. Sie griffen noch häufig zu den alten oft gebrauchten Maßregeln, die alten Steuern zu erhöhen und neue einzuführen.

---

[1]) Roscher, österr. Nationalökonomik unter Leopold I., Hildebrand Jahrbücher II. 114.

[2]) d'Elvert, Culturfortschritte in Mähren, 1854, 6.

Von 1740—1748 wurden noch Vermögens- und Kopfsteuern ganz nach dem alten Maßstabe ausgeschrieben. Die Listen der Vertheilung an den Hofstaat, für Geistlichkeit, Militär, Adel, für die Bevölkerung in der Stadt und auf dem Lande füllen ganze Folioseiten [1]). Das berühmte Finanzsystem des Grafen Hatzfeld von 1768 kennt kein anderes Mittel, die Finanzen zur Zeit des siebenjährigen Krieges als durch eine neue verstärkte Ausgabe von Papiergeld und durch Zwangsanlehen zu decken. Viele und ausgezeichnete Kräfte haben sich abgemüht, das Volk so viel als möglich zu entlasten, die Gewerbe emporzubringen, für Handel und Industrie thätig zu sein. Es fehlte weder an dem redlichen Willen noch an Fleiß und Arbeit; immer kamen neue Finanzpläne in Vorschlag [2]), aber im Ganzen blieb die Staatswirthschaft beschränkt und der Zustand der Finanzen ein trostloser, selbst in der glänzenden Epoche nach dem siebenjährigen Krieg. Wie das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe hergestellt oder ein Ueberschuß der Einkünfte erzielt war, folgte eine Rüstung oder ein Krieg, welcher alles verschlang. Der Erbfolgekrieg kostete 50 Millionen, der siebenjährige Krieg 70, der bairische Erbfolgekrieg 30 Millionen Gulden.

Die Finanzen waren von jeher die schwächste Seite der österreichischen Regierung. Nicht einmal für die Oberleitung der Finanzverwaltung gab es bestimmte Grundsätze; das Organ dafür wechselte von Regierung zu Regierung. Unter Leopold I. war die Hofkammer die oberste Finanzbehörde, unter Karl VI. seit 1715 die geheime Finanzconferenz, unter Maria Theresia abermals die Hofkammer. Diese war jedoch von 1749—1762 mit der politischen Verwaltung vereinigt, wurde 1762 selbständig, 1782 der Hofkanzlei einverleibt, 1791 getrennt, 1792 abermals vereinigt, 1797 in eine Finanzhofstelle umgestaltet und erst 1802 als ein selbständiges Ministerium wieder hergestellt. Zahllos waren die untergeordneten Aemter, namentlich für das Steuer-, Cassen-, Zoll- und Mauthwesen. Unter und neben der Hofkammer standen die Ministerialbanco-

---

[1]) Cod. austr. V. 198.

[2]) Arneth, Maria Theresia VII. 204, IX. 424, 447.

deputation, die Hofrechenkammer und das Commerzdirectorium, welches Graf Rudolph Chotek 1746 aus dem niederösterreichischen Commerzconsesse in eine allgemeine Behörde, eine Art von Handelsministerium umschaffen hatte; auch dieses wurde 1776 aufgehoben und die Geschäfte der Hofkanzlei übertragen.

Die Finanzmänner und Reformer unter Maria Theresia von Haugwitz bis Kolowrat waren durchaus Practiker und Mercantilisten. Ihre Grundsätze vereinigten sich dahin: die inländische Manufactur zu begünstigen, die Gewerbe durch Herabsetzung der Zölle zu fördern, Prämien und Privilegien an die Industriellen zu vertheilen, die Ausfuhr zu erleichtern und die Einfuhr von Rohstoffen zu gestatten. Die Regierung selbst nahm die wirthschaftliche Thätigkeit auf. Der Staat war Fabricant, Monopolist, Capitalist. Vieles wurde erreicht. In dem letzten Jahrzehent Maria Theresia's waren neue Einkommensquellen geschaffen, die Steuerverwaltung in geregeltem Gange, die Zwischenzölle aufgehoben, die technische Bildung vermehrt und die Arbeit von den drückendsten Fesseln befreit.

Joseph II. war Prohibist mit einer physiokratischen Beigabe [1]). Schon 1765 hatte er sich in einer Denkschrift ausgesprochen, alle ausländischen Waaren mit Ausnahme der Gewürze zu verbieten. Wie bekannt, ließ er einmal für viele tausend Gulden fremde Uhren zerschlagen und die fremden Weine aus seinem Haushalte in das Krankenhaus bringen. Am Beginn seiner Regierung fand er, daß das Zollsystem seiner Mutter von 1775 nichts tauge: Ackerbau und Industrie seien wichtiger als Handel; man müsse mehr Augenmerk auf die ersteren richten und dürfe auch vor Verboten nicht zurückschrecken, wenn es gilt, sie vor einer übermächtigen Concurrenz zu schützen [2]). Ein Schreiben von 1783 brachte eine Reihe staats- und volkswirthschaftlicher Reformen in Anregung: die Verbesserung des Steuerkatasters, gleiche Steuerpflicht, Verhinderung des Geldausflusses und vor allem ein Zoll- und Steuergebiet durch ganz Oesterreich. Die Agrarreformen Josephs II., seine Abneigung gegen

---

[1]) Roscher, Gesch. d. Nationalökonomik, 1874, 467.

[2]) Hock-Bidermann, Gesch. d. Staatsrathes, 549.

die Herrschaft des Grundadels haben zumeist eine ökonomische Grundlage. Wie Quesnay war er der Meinung: nur bei reichen Bauern könne das Land und der König reich werden. Seine financiellen Rathgeber Graf Hatzfeld und der Staatsrath Eger waren durchaus nicht Physiokraten. Sie warnten vor den Traumgebilden und platonischen Welten eines Iselin und Schlettwein. Hatzfeld vertheidigte noch 1783 die veraltete Eintheilung der Staatseinkünfte, Graf Chotek die prohibitiven Finanzzölle, Fürst Kaunitz die Geldvorschüsse an die Gewerbtreibenden. Leopold II. huldigte in Toscana, so sehr er die Politik Josephs II. verurtheilte, denselben volkswirthschaftlichen Anschauungen, aber als er nach Oesterreich kam, ließ er vieles davon fallen, besonders die Josephinische Besteuerung nach den Grundsätzen der Gleichheit und Einheit. Sein Finanzwesen stützte sich auf Steuern, Zölle und Accise. In der Angst vor der französischen Revolution kamen alle staats- und volkswirthschaftlichen Reformen zum Stillstand, die Klagen über die Schwerfälligkeit des Geschäftsganges, über den Mangel eines Verständnisses und die Lauheit der Behörden tauchen wieder auf und dauern noch über das Jahrhundert hinaus fort.

In der Finanzverwaltung unter Maria Theresia, Joseph II. und Leopold II. waren die zwei Grafen Ludwig und Karl von Zinzendorf thätig, zwei sächsische Edelleute, welche mit vortrefflichen Studien ausgerüstet nach Oesterreich kamen, ihre theoretischen und practischen Kenntnisse im öffentlichen Dienste verwertheten, aber vielfach angefeindet, niemals zu einer principiellen Reformthätigkeit gekommen sind. Der ältere Graf Ludwig von Zinzendorf (1721—1780) kam 1742 nach Wien, trat 1748 als Landrechtsbeisitzer bei der Regierung ein, wurde 1753 Hofrath in der Hofkanzlei und im Commerzcollegium, versah 1755 eine Mission im deutschen Reiche, wurde unter Maria Theresia 1762 Präsident der Hofrechenkammer und 1773 Staatsminister für inländische Geschäfte. Er war während des Krieges 1759 nicht ohne Glück mit Finanzvorschlägen hervorgetreten. Die Ausgabe des Staatspapiergeldes 1762 ist sein Werk; seine Vorschläge für eine neue Börse, für eine Bank- und Handelsgesellschaft wurden zumeist durch

die Gegenwirkung des Grafen Hatzfeld fallen gelassen [1]). Kaunitz bezeichnete ihn frühzeitig als „einen jungen Theoreticus, welcher gute Vorschläge machen würde, die von den Alten zu beurteilen wären". Er war Kämmerer, geheimer Rath und Gutsbesitzer in Niederösterreich. Seit 1745 besaß er das Gut Enzesfeld, seit 1753 und 1756 die Güter Wasserburg und Karlstetten. Er war mit einer Fürstin Schwarzenberg verheiratet und in den Wiener Hof- und Adelskreisen sehr angesehen. Sein Bruder Karl von Zinzendorf (1739—1813) trat zuerst 1762 als unbesoldeter Rath in das Commerzdirectorium, unternahm auf Kosten der Regierung weite Studienreisen, wurde 1765 Hofrath bei dem Commerzdirectorium, 1770 bei dem obersten Rechnungshofe und 1775 Gouverneur in Triest. Kaiser Joseph rief ihn 1782 ab und ernannte ihn zum Präsidenten der Rechnungshofkammer. 1792 bei Beginn der Regierung Franz II. wurde er Staatsminister für inländische Geschäfte, 1801 niederösterreichischer Landmarschall, 1802 Staats- und Conferenzminister und 1808 dirigirender Staats- und Conferenzminister. Bei der Veränderung des Ministeriums 1809 trat er zurück und starb 1813 in Wien als ein hochbetagter Herr und der letzte seines Geschlechtes. Er galt als ein vorzüglicher Finanzmann. Nur wenige Zeitgenossen dachten so klar über das Geld- und Creditwesen wie Zinzendorf und in Oesterreich kam ihm nicht Einer der vielgenannten Staatsmänner an Einsicht und Kenntnissen darin gleich. Sein Name ist in den Geschichtsbüchern wenig genannt, aber er hat Tagebücher, Memoiren und zahlreiche Staatsschriften hinterlassen, welche uns sein inneres Leben offenbaren und in die österreichische Regierung und Gesellschaft der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einführen. Seine Schriften sind tiefgehend, freimüthig, berühren alle Zustände und Ereignisse und geben deswegen nicht bloß einen Rahmen für die allgemeine Politik, sondern ebenso ein getreues Bild seiner selbst und der Cultur seiner Zeit [2]).

[1]) Hock-Bidermann a. a. O. 82, 86.

[2]) E. G. Graf von Pettenegg: Ludwig und Karl Grafen und Herren von Zinzendorf, ihre Selbstbiographieen und eine kurze Geschichte des Hauses

Die Zinzendorf sind ein altes österreichisches Herrengeschlecht, das schon vor Rudolph von Habsburg bekannt war. Als ihr Stammsitz wird Schloß und Gut Zinzendorf im Viertel ob dem Wienerwald bei St. Leonhard im Forst genannt, aber ihre Heimat ist wahrscheinlich die Gegend bei dem Kloster Lilienfeld in Niederösterreich. Sie besaßen im sechzehnten Jahrhundert die Güter Ober- und Niederhausegg seit 1282, Wasserburg und Karlstetten seit 1508, Pottendorf seit 1494, Toppel-Hausenbach u. a. Christoph von Zinzendorf brachte 1516 das Erbamt eines Obersterblandjägermeisters an die Familie, Hans Zinzendorf (1507—1552) war der erste Freiherr und der erste Protestant in der Familie. Auch seine Söhne und Enkel waren noch Protestanten, aber unter Ferdinand II. convertirten die meisten Nachkommen der beiden Linien, in welche sich die Familie getheilt hatte; nur der eine Zweig der jüngeren Linie blieb protestantisch und wanderte später aus. Die katholischen Zweige der Familie starben in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts rasch nach einander ab. Albrecht von Zinzendorf, der erste Reichsgraf dieses Namens, war unter Leopold I. Obersthofmarschall und Conferenzminister und starb 1683 ohne männliche Nachkommen. Die ältere Linie von Hausegg erlosch 1738. Der letzte derselben, Karl Leopold von Zinzendorf und Pottendorf, welcher noch 1720 die pragmatische Sanction unterzeichnet hatte, hinterließ nur zwei Töchter, und die jüngere brachte die alte Zinzendorf'sche Herrschaft Hausegg an ihren Gemahl Grafen von Preysing. Der letzte der Linie, Georg Hartmann, welcher die Güter Wasserburg, Karlstetten und Toppel besaß, war Graf Ludwig von Zinzendorf, unter Karl VI. geheimer Rath, Feldmarschalllieutenant und Commandant auf der Feste Spielberg. Er zog sich 1741 aus dem Dienste zurück und starb 1742 78 Jahre alt auf seinem Gute

---

Zinzendorf, Wien 1879. Graf Petenegg bringt die kurzen Selbstbiographieen der zwei Zinzendorf nach Handschriften im Archive des deutschen Ordens, jene des Karl Zinzendorf nur bis 1803. Die Grundlagen meiner Abhandlung, welche mehr den inneren Menschen offenbart, bilden die 53 Bände Tagebücher, die 8 Bände Confessionen und mehrere Staats- und Denkschriften des Grafen Karl Zinzendorf im k. k. Staatsarchiv.

Karlstetten ohne männliche Nachkommen. Von den Fideicommißgütern kamen Wasserburg und Karlstetten an den protestantischen Grafen Friedrich Christian Zinzendorf in Sachsen und die Herrschaft Enzesfeld an dessen Sohn Graf Ludwig Zinzendorf.

Die protestantischen Zinzendorf blieben in Oesterreich bis in die Zeit Leopolds I. Max Erasmus Graf Zinzendorf (1633 bis 1672) verkaufte 1661 seine Güter in Oesterreich und wanderte nach Nürnberg, dem alten Zufluchtsorte der österreichischen Protestanten aus. Er kaufte dort das Gut Oberburg, heiratete eine protestantische Freiin von Dietrichstein, starb jedoch schon 1672 erst 39 Jahre alt in Nürnberg. Seine Söhne wandten sich nach Sachsen und gründeten hier die sächsische oder die meissnische Linie der Grafen Zinzendorf. Der ältere Otto Christian besaß das Gut Gauernitz an der Elbe zwischen Dresden und Meissen und war sächsischer geheimer Rath, Feldzeugmeister und Gouverneur in Dresden. Er starb ohne Nachkommen 1718. Der jüngere Georg Ludwig Graf von Zinzendorf (1662—1700) besaß die Güter Oberburg in Franken, Hof und Raitzen in Sachsen, war sächsischer geheimer Rath, Kämmerer und eine Zeit sächsischer Gesandter in Wien, ein liebenswürdiger geistvoller Mann, der große Reisen gemacht, Tagebücher geschrieben und am sächsischen und kaiserlichen Hofe viel gegolten hat. Seine erste Frau war eine Oesterreicherin, Maria Elisabeth Teufel zu Guntersdorf, die letzte ihres Geschlechtes; die zweite, Charlotte Christine von Gersdorf, eine Freundin Speners und dem Pietismus zugeneigt. Nach dem Tode ihres Mannes heiratete sie 1704 den Grafen Natzmer und wurde 1739 abermals Witwe. Aus der ersten Ehe stammten die zwei Söhne Friedrich Christian und Niclas Ludwig von Zinzendorf. Der letztere ist der bekannte Stifter und Bischof der Herrnhutergemeinde. Der ältere Friedrich Christian (1697—1756) besaß in Sachsen die Güter Hof, Raitzen, Gauernitz, Wildberg, Kleinschönberg, Langhennersdorf und das alte Zinzendorf'sche Haus auf dem Altmarkte in Dresden. Seine erste Frau war seit 1720 die Gräfin Dorothea Polheim (1700—1721), die zweite seit 1728 die Gräfin Christiane Sophie Callenberg (1702—1775), eine Tochter des geheimen Raths und

Gesandten in Wien, Graf Kurt von Callenberg. Die Hochzeit wurde 1728 bei der Gräfin Reuß in Gegenwart des Königs von Preußen und des Kronprinzen, welche damals in Dresden verweilten, gefeiert. Die Familie war sehr achtbar und angesehen, die Zinzendorf waren väterlicherseits mit den österreichischen Familien Dietrichstein, Khevenhüller, Zelking, Teufel, Volckra, mütterlicherseits mit den sächsischen Familien Friesen, Gersdorf, Dohna, Schulenburg und Callenberg verwandt. Friedrich Christian Graf Zinzendorf war geheimer Rath am Hofe August des Starken, versah jedoch kein Staatsamt und lebte zurückgezogen in Dresden und auf den Gütern Gauernitz und Hof bei Oschatz. Mit den österreichischen Zinzendorf kam er wenig in Berührung, aber nach dem Tode des letzten österreichischen Zinzendorf erbte er 1742 die Familiengüter in Niederösterreich. Er war ein eifriger Protestant, theilte aber nicht die Meinung seines Bruders, des Herrnhuters Zinzendorf, erst in den späteren Lebenstagen näherte er sich demselben wieder. Seine beiden Ehen waren reichlich mit Kindern gesegnet, mehrere starben in zartem Alter. Aus der ersten Ehe überlebten ihn zwei Söhne, Ludwig und Max, und eine Tochter Susanne, welche 1741 den Grafen Heinrich Christoph Baudissin, Oberst und Commandanten in Dresden und Königsstein heiratete. Ludwig Zinzendorf trat 1739 noch in T… …den in seinem achtzehnten Jahre zum Katholicismus über. … diente anfangs in der sächsischen Armee, verließ jedoch nach d… …Tode des alten Zinzendorf in Karlstetten den Kriegsdienst, kam… …h Oesterreich, erhielt nach einem Proceß die Herrschaft Enzesf… …d 1756 nach dem Tode seines Vaters die Güter Wasserbu… … Karlstetten. Inzwischen hatte er auch in Oesterreich seinen …sdienst begonnen und war bis zu seinem Tode in gewisser … …g das Haupt der Familie. Der zweite Sohn, Max Era… …übernahm 1742 die Compagnie seines Bruders, blieb So… …ratete 1763 die Gräfin Raphaele Kornfeil und starb 17… …berst und Kämmerer des Kurfürsten von Sachsen in Dres… …Jahre alt.

Die Söhne … …hter aus der zweiten Ehe waren: Graf Adolph Zinzend… …—1770), Assessor in Glückstadt, dann

Herrnhuter, gestorben in Gauernitz. Friedrich August (1733 bis 1804), sächsischer Officier und Gesandter in Berlin, später Generallieutenant und Cabinetsminister in Dresden; Gottlob (1737—1762), sächsischer Lieutenant, gefallen im siebenjährigen Kriege; Karl Zinzendorf (1739—1813). 'Von den drei Töchtern heiratete die eine, Henriette, 1763 den österreichischen Hauptmann Joseph Graf Canto d'Yrles und folgte ihm nach Oesterreich. Die zweite, Loide, geboren 1736, heiratete 1765 den Grafen Heinrich Kornfeil, sächsischen Kammerherrn und Capitän. Die jüngste, Constance, heiratete erst 1785, 43 Jahre alt, Ludwig von Burgsdorf, der mit den Braunschweig'schen Truppen in Amerika gekämpft hatte. Mit Constance ist 1817 das Geschlecht der Zinzendorf vollends erloschen.

Graf Karl Zinzendorf war der jüngste von den sechs Söhnen des Grafen Friedrich Christian, geboren den 5. Jänner 1739 in Dresden, und zwar in dem Hause seiner Mutter in der Neustadt. Seine erste Jugend verbrachte er im Schlosse Gauernitz in strenger Zucht und Einsamkeit. Die Familie war eifrig protestantisch, die Großmutter und Mutter pietistisch, die Kinder wurden streng, einfach und gottesfürchtig erzogen. Die Vorbereitung für das künftige Leben war das einzige Ziel, das Gebet und die Entsagung das einzige Mittel. Alle Vergnügungen waren untersagt, alle Neigungen und Leidenschaften wurden unterdrückt. Morgens und Abends versammelte sich die Familie zum gemeinschaftlichen Gebet. Der Prediger im Flecken gehörte zu den Stillen im Lande; die Eltern und Kinder der gutsherrlichen Familie waren seine eifrigsten Zuhörer in den Predigten und in den Betstunden. Auch die Lehrer, welche rasch wechselten, waren pietistische Candidaten. Nur einer, der Sohn des Pastors Schmidt zu Köstritz, ein junger fröhlicher Geselle, machte eine Ausnahme; er ritt, focht, mahnte die Knaben zur Fröhlichkeit, mußte aber bald aus dem Hause scheiden. Der junge Karl wurde ein scheuer träumerischer Knabe. Frühzeitig gewöhnte er sich, über seine eigenen Zustände und die Stimmungen seiner jungen Seele zu reflectiren. Mit 8 Jahren, wohl in Nachahmung seiner Geschwister, fing er an, ein Tagebuch zu führen und legte darin die Kämpfe seiner jungen Seele nieder. Er hielt sich

für einen großen Sünder und quälte sein Gemüth, um der Gnade des Herrn theilhaftig zu werden. Sein Gebet war, nur „recht stille" zu werden. Auch sein Bruder Adolph, ein junger Mann von 19 Jahren, ermahnte ihn, den Heiland zu lieben und sich ihm ganz zu ergeben; die Schwester Loide schickte ihm Ermahnungszettel, sich vor allen Sünden zu hüten. Oftmals knieten die Kinder Abends, während das Mondlicht in die Stube floß, auf dem Boden, beteten und sangen. Wenn des Vaters Geburtstag war, sangen sie die Lieder „Laßt uns den Herrn preisen" — „In Jesu schönstem Leben". In seinem achten Jahre schrieb er ein Lied auf: „Ach wie helle wird es klingen in der frohen Ewigkeit, Engel werden mit drein singen, die sich längst darauf gefreut; und die Schäfer werden Paar für Paar ihre Harfen rühren und die Hochzeit prächtig zieren". „Im 10. Jahre", schrieb der Knabe innerlich befriedigt, „hat mich der Heiland sehr oft erweckt, insonderheit am Oster- und Weihnachtfest. 1753 habe ich von der Comtesse Benigna von Reuß zu Ebersdorf gehört, daß sie sich von Jugend auf ihrem Herrn ergeben; 1754 habe ich in den Versen der seligen Gräfin von Stolberg gelesen. Ach hättest du, armer Karl", fügt er hinzu, „damals als 9jähriges Kind gefolgt, da du noch im Taufbund warst; du würdest jetzt im 14. Jahre selig, fröhlich und vergnügt deine Zeit zubringen und dich freuen über die Gnade des Heilandes". Mit 15 Jahren wurde er in der Kirche zu Gauernitz confirmirt. Als ihm seine Mutter einige Wochen früher die heilige Handlung in Aussicht stellte, schrieb er: „So ist die selige Zeit gekommen, auf welche ich mich so gefreut, aber ich merke nichts besonderes in meinem Herzen; ich bin so kalt und todt und habe gar kein Verlangen nach dem Gebet". Aber er empfing in aller Inbrunst das heilige Abendmahl und schrieb noch am Abend eine überschwängliche Betrachtung über das Glück der Entsündigung nieder. In seiner Selbstqual hielt er sich für verdorben, leichtsinnig, unwürdig und dachte an den Tod. „Wenn ich nun sterben sollte, wie würde es aussehen" ... rieb er 1755, als er den Tod des jungen Rutowsky erfuh... e Freuden der Jugend blieben ihm versagt. Er pflanzte ... in seinem kleinen Garten, mit

12 Jahren bestieg er das erstemal ein Pferd, mit 13 Jahren kam er das erstemal nach Dresden, das ihm seine Erzieher als ein sündhaftes Babel geschildert. Er entwickelte sich körperlich, schoß in die Höhe, aber er blieb scheu, furchtsam, empfindlich; dabei besaß er ein gutes leichtes Herz, einen steten Fleiß und eine drängende Wißbegierde. Er lernte gut Latein, Griechisch, etwas Hebräisch, Französisch, zeichnete, musicirte und las nach Knabenart alles, was ihm in die Hände kam, so die Geschichte der böhmischen Brüder, französische und englische Geschichte, die Selbstbetrachtungen des Marc Aurel, die Briefe der Sévigné, Gullivers Reisen und Robinson Crusoë. Einer seiner Lehrer, Fuller, welcher später Pfarrer in Gauernitz wurde, unterrichtete ihn vortrefflich und nahm überhaupt einen guten Einfluß auf den Knaben. Sein Vater ließ ihn Urbare und Hausrechnungen copiren, kümmerte sich aber nicht viel um die Kinder. Die Erinnerung an die einsame freudlose Jugend berührte Zinzendorf noch in späteren Jahren tief und schmerzlich. So schrieb er 1799 am Ausgang des Jahrhunderts: „Mein Glaube an die Allgegenwart Gottes und an seine gnädige Aufsicht auf jede menschliche Creatur, die Aufmerksamkeit auf meine Gedanken und Handlungen, die waren gut. Aber nicht gut war es, daß ich ohne Ende über den unsichtbaren Gott und Jesum Christum nachdachte, daß ich nach einer übertriebenen Vollkommenheit strebte, an mir selbst zweifelte und mit mir stets im Unfrieden lebte. Die Langeweile, die Leere an Vergnügen, Ruhe und Zufriedenheit machte mich frühzeitig furchtsam, unentschlossen. Hätte sich jemand besonders meiner angenommen und in die Falten meines Herzens schauen können, er hätte mir frohen Muth, Vertrauen auf Gott und auf mich selbst eingeflößt".

Eine trübe Zeit kam über die Familie, als bei Beginn des siebenjährigen Krieges der König von Preußen in Sachsen einfiel. Preußische Officiere kamen nach Gauernitz, Truppen zogen durch und die drei Söhne der Familie, Max, Friedrich und Gottlob wurden mit der sächsischen Armee bei Pirna kriegsgefangen. Sie wurden zwar wieder entlassen, kamen aber nicht mehr im Kriege in Verwendung. Max ging nach Holstein, Friedrich nach Warschau

an den Hof des Königs und Kurfürsten und Gottlob kam auf eine Zeit nach Hause. Der schwerste Schlag war jedoch der Tod des Vaters am 15. December 1756. Die jüngeren Söhne und die Schwestern, die zu Hause waren, beteten und sangen am Sterbelager des Vaters und Karl las am Abend seiner betrübten Mutter das Lied vor: „Der Leib neigt sich zu Grabe, mein Heiland, du machst alles gut". Freunde und Verwandte kamen ihr Beileid zu bezeigen, namentlich die Gräfin Redern und Graf Callenberg, Schwester und Bruder der Mutter. Die Söhne machten einen kurzen Ausflug nach Herrnhut zu ihrem Onkel Graf Ludwig Zinzendorf und lernten dort die Einrichtung seiner stillen Gemeinde kennen. Sie wohnten im Hause des Grafen Reuß und die Lectoren der Brüder lasen ihnen die glaubensinnigen und erhebenden Briefe der mährischen Brüder aus allen Ländern vor. Nach der Rückkehr trat die Frage heran, was mit ihnen geschehen solle. Der Vater hatte sich „in weltlichen Dingen gar gleichgültig gezeigt", das Vermögen war gering, ein Proceß wegen der Erbschaft des letzten Friesen unentschieden, die Mutter scheute sich, die Hilfe des Schwagers in Herrnhut anzurufen. Die jüngeren Söhne und Töchter waren unversorgt. Max, Friedrich und Gottlob blieben Officiere, aber Friedrich, welcher von Warschau nach Dresden kam, wurde von preußischen Gardeofficieren arretirt und mußte zwei Jahre kriegsgefangen bleiben. Adolph war bis 1750 Assessor bei der Regierung in Glückstadt, kam zurück, wurde Herrnhuter und vertiefte sich in die Geheimnisse der Alchymie. Die kriegerischen Ereignisse und der Wechsel des Lebens hatten auf den jungen Karl Zinzendorf vortheilhaft eingewirkt; er erwachte aus seinen Träumen, lernte beobachten, vergleichen, geistliche und weltliche Dinge abwägen. Als jüngerer Sohn der Familie und ohne Vermögen mußte er sich gestehen, daß er nur durch strenge Arbeit emporkommen könne, und er nahm sich vor, emporzukommen, sich und anderen „nützlich" zu werden. Für einige Jahre blieb sein Schicksal noch unentschieden. Sein älterer Bruder wollte ihn nach Wien nehmen, was jedoch die streng protestantische Mutter abwies. Sie gedachte ihn in Halle, dem Mittelpuncte des Pietismus studiren zu lassen, aber die Königin

Josepha, welche der Familie immer ein freundschaftliches Wohlwollen bewahrte, entschied für Jena. Karl Zinzendorf verließ am 14. Juni 1757 das Haus seiner Mutter und reiste über Leipzig, Zeitz und Köstritz nach Jena. Er wohnte hier mehrere Jahre im Hause des Professors der Theologie, Walch, des berühmten Verfassers einer Kirchengeschichte. Die Universität war zahlreich besucht, die Studenten führten ein lockeres Leben. Der junge Zinzendorf schloß sich jedoch nur wenigen an, so an Bischofswerder, welcher später am preußischen Hofe eine Rolle spielte, an den Grafen Lynar, Nicolai u. A. Er hörte in der juristischen Facultät Collegien über allgemeine Geschichte, Naturrecht, römisches Recht, deutsches Staatsrecht, Civil- und Strafrecht, Statistik, trieb nebenbei botanische und historische Studien, aber die Wissenschaft und die aufklärerische Richtung der Universität füllten seine Seele nicht aus. Während die Jugend in Jena und an anderen Universitäten die neue Lehre von dem gesunden Menschenverstande und der „nothwendigen Vernünftigkeit alles Denkens" aufnahm, bewahrte Zinzendorf eine ideale Innerlichkeit und den frommen pietistischen Zug seiner Seele. „Ich beuge mich vor meinem Heiland", schrieb er 1757, „er möge sich meiner erbarmen und eine rechte Liebe in mir erwecken." Sein Name und seine religiöse Richtung brachten ihn immer mehr mit Herrnhutern in Verbindung. Er besuchte 1758 seinen Onkel Ludwig Zinzendorf in Gera und Schleitz. Zwei Jahre nachher, 1760, ritt er über Weimar nach Gnadenthal und brachte dort einige Tage im Bruderhause zu. Die Ordnung, der Friede, der Gottesdienst, die stille Freundschaft der Brüder gefielen ihm. „Der Heiland", schrieb er, „hat mir das sehr ans Herz gelegt, daß mir nichts fehlt, als ihn zu finden. Als ich abends unruhig in meinem Gemüthe war, war mir auf einmal, als wenn sein treues Herz sich mir näherte und mir zeigte, daß all das Elend, in das ich geraten, nur eine Strafe des Stolzes und der Einbildung ist, weil ich, statt meine Sache auf den Heiland zu stellen, mit Menschen angefangen und Menschen angehangen habe. Stiller Jesus, mache mich zum stillen Umgang mit dir geschickt, mein Wahlspruch bleibt: ich finde keine Ruhe als nur in Jesu Wunden." Er dachte ernstlich daran,

Herrnhuter zu werden, obwohl ihm damals sein Onkel Graf Callenberg den Titel eines Rathes der Regierung in Dresden ausgewirkt hatte. In Weimar lernte er den mährischen Bruder Neuberger, geheimen Secretär im Archiv, kennen. Dieser erzählte ihm, wie er in seinem zehnten Jahre Ludwig Zinzendorf predigen gehört, wie er sich im zwölften Jahre dem Gesetze gefügt und dann in Leipzig in die Stunden der Brüder gegangen sei, bis sich Christus seiner erbarmte; er würde als dienender Bruder eingetreten sein, aber der Herzog Ernst habe ihn als Unterthan in den Dienst berufen; der Herzog habe sich öfter mit ihm beredet und auch erzählt, daß er 1728, als Zinzendorf auf der Ettersburg gewesen, „erweckt" worden sei. Als ihm der junge Zinzendorf seine Neigung mittheilte, in die Brüderschaft einzutreten und gleich anderen als Missionär nach Amerika oder Indien zu gehen, rieth ihm Neuberger doch ab: er solle nur still darüber sein und „sich in Christi Wunden verkriechen wie ein Vöglein vor dem Getümmel der Welt". Die Brüder machten ihn auch mit den „Schwestern", mit pietistischen Frauen bekannt, so mit der Frau Donatin und Morizin. Beide waren eifrige Parteigänger der Brüdergemeinde. Der Verkehr mit ihnen reizte Zinzendorf, weil ihnen „die Weihe an der Stirne zu lesen war". Aber er fand allmälig, daß er zu viel Zeit bei den Frauen zubringe und zu wenig arbeite. Nach Vollendung seiner Studien im Herbste 1760 ging er wieder nach Herrnhut, obwohl sein Onkel bereits todt war. Er schrieb in sein Tagebuch: „Lieber Heiland, laß mich doch ganz dein werden, du wirst mich zur Gemeinde bringen, wenn mir das Glück deiner Liebe theilhaftig wird; wenn du es nicht willst, will ich es nicht thun, dein Wille geschehe an mir".

Nach der Rückkehr in die Heimat trat jedoch die Frage ernster an ihn heran, was nun? Ein kindisches Mißtrauen hielt ihn ab, das Amt in Dresden anzutreten und doch wollte er sich selbst Bahn brechen, seiner Mutter und den Geschwistern nicht zur Last fallen. Mehrere Monate überlegte und kämpfte er mit sich selbst, aber zu Anfang des Jahres 1761 hatte er sich bereits entschieden, dem Rufe seines Bruders nach Wien zu folgen. „Als ich heute", schrieb er

am 19. Jänner 1761, „mich mit dem heil. Leib und Blut Jesu Christi hatte speisen lassen, überdachte ich alles, was sich in meinem Herzen zugetragen, seitdem ich das letztemal diese Gnade genossen. Ich habe manchen Gnadenblick erhalten, aber zu einem wirklichen Genuß des Friedens ist es in meinem Herzen nicht gekommen. Die Gewißheit, daß mir mein Schöpfer gnädig ist, wurde schwächer, die Welt um mich hat mein Gemüth eingenommen. Ich bin jetzt sehr mit meiner Abreise nach Wien beschäftigt, mein Gemüth macht sich damit viel mehr als nötig zu schaffen; wenn ich nur mehr phlegmatisch sein könnte. Ich will es dem lieben Heiland vertrauen, er wird mit mir nach Wien gehen und mich begleiten, wo ich hingehe. Möge er mir vergeben, wenn ich ihn betrübt, möge er mich begleiten und mein Leben zu einer seligen Pilgrimschaft gestalten." Der Pietismus war damals schon seinem Verfalle nahe, Friedrich der Große war kein Freund dieser religiösen Richtung. Der Krieg, die neue Politik und vor allem die freie Denkart der Aufklärung ließen Lehre und Wirken der Pietisten als einen Traum erkennen. Selbst an den kleinen sächsischen Höfen verblaßte die Theilnahme für den Pietismus und es blieb nur mehr die reiche innerliche Missionsthätigkeit der Herrnhuter übrig. Karl Zinzendorf hat sich aus diesem religiösen Denken und Träumen eine ideale Innerlichkeit, ein reines Herz, eine stoische Kraft bewahrt und als ein ernster, gebildeter, tüchtiger junger Mann trat er zu Weihnachten 1761 die Reise nach Wien an. Er hielt sich in Weimar, Nürnberg, Regensburg auf und fuhr auf der Reichsstraße über Schwandorf und Passau nach Oesterreich. Er fürchtete eine strenge Untersuchung seines Gepäckes, in welchem er religiöse Lieder der Herrnhuter und einige Gemeindeschriften versteckt hielt; aber man fragte ihn nicht einmal nach seinem Namen, weder an der Grenze noch bei der Einfahrt in Wien. In strenger Winterkälte am 7. Februar 1762 abends halb 7 Uhr kam er in der österreichischen Hauptstadt an und fuhr sogleich zu seinem Bruder, der in der Herrengasse im Hause Gilleis wohnte. Noch am Abend schrieb er in sein Tagebuch: „Nimm du treues Herz mich gnädig an, segne meinen Aufenthalt in Wien, thu aus Gnade, was in meiner Geburtstagslosung stand, schütze

mich vor allem Schaden, du Auge und Wächter Israels. Ich bin hier ein armes Vöglein auf offenem Zweige, laß mich nicht im Getümmel untergehen, laß mich ein Plätzchen finden, erwecke und erhebe mich in deiner Gnade". Diese Sprache verlernte er in Wien. Er blieb ein frommer Protestant, aber das pietistische Sehnen und Schmachten verflüchtigte sich in dem neuen Leben, das ihn umgab, in den neuen Eindrücken, die sein Denken und seine Phantasie beschäftigten. Viele waren vor ihm denselben Weg gegangen, viele ehrliche deutsche Protestanten, Handwerker, Künstler, Agenten, Gelehrte, junge Männer, welche im Privat- oder im öffentlichen Dienste ihr Fortkommen gesucht und gefunden haben, so: der Pfälzer Seilern, später Oberstkanzler Leopolds I., Bartenstein, der Sohn eines Professors in Straßburg, später Staatssecretär, Freiherr von Binder, der Secretär des Fürsten Kaunitz, Philipp Gebler u. A. Wien und Oesterreich boten Raum für jede Kraft und so viel Reiz, daß jeder, der sich in sein Leben eingetaucht, nimmer von ihm lassen mochte. Die Stadt war mit schönen Barockbauten aus der Zeit Karls VI. geschmückt, das Volk fröhlich und wohlhabend, der Hof glänzend, die Hoffnung auf einen baldigen Frieden belebte die geistige und materielle Arbeit.

Karl Zinzendorf fand in Wien überall geebnete Wege. Der Name Zinzendorf hatte am Hof und in der aristokratischen Gesellschaft einen guten Klang. Sein Bruder Ludwig, in Wien „der schöne Zinzendorf" genannt, war seit 1762 Präsident der Hofrechenkammer und geheimer Rath. Er war damals 41 Jahre alt, noch in der besten Kraft des Lebens, überall gern gesehen, ein fröhlicher, wohlwollender Herr und voll warmer Theilnahme für die Schicksale seiner Familie. Er führte seinen jungen Bruder sogleich in die beste Gesellschaft ein: zur Gräfin Questenberg, der Schwester Kaunitz's, zum Reichsvicekanzler Graf Colloredo, zu dem Fürsten Liechtenstein und Eßterhazy, zu den Erzherzogen Leopold und Joseph und zu der Gemahlin des letzteren, der schönen Isabella von Parma. Maria Theresia und Kaiser Franz empfingen den jungen Mann wohlwollend. Schon anfangs März konnte Ludwig seinem Bruder mittheilen, er sei jetzt an einem Wendepuncte seines

Lebens angekommen; von der Familie habe er nichts zu erwarten, der Vater habe mehr Schulden als Vermögen hinterlassen; er könne nun in Wien in die Finanzverwaltung eintreten. Graf Philipp Sinzendorf werde ihn auf Kosten der Kaiserin reisen lassen, er habe eine ehrenvolle Laufbahn vor sich, welche mehr biete als der kleine Dienst bei der sächsischen Regierung, aber er müsse katholisch werden und nach seiner Ansicht solle er in den deutschen Orden eintreten. Der Staatskanzler Kaunitz sagte Karl Zinzendorf eines Tages: er könne ihm vertrauen, er zeichne die Fremden aus, wenn sie es verdienen, er möge als Protestant bei den Ständen oder bei dem Reichshofrathe eintreten, aber bei der Finanzverwaltung habe er die wenigsten Concurrenten. Graf Philipp Sinzendorf, Präsident des Commerzdirectoriums, der sich dem jungen Zinzendorf besonders geneigt zeigte, erklärte ihm ganz offen: er wünsche, daß er convertire, für sein Fortkommen wäre dann gesorgt; die Kaiserin nehme keinen Anstand an seinem Glaubensbekenntniß, aber die ganze Einrichtung der Monarchie sei auf die gleiche Religion des Adels und der öffentlichen Diener gestellt. Der junge Zinzendorf gerieth in eine wahre Seelenangst. Am 2. März notirte er in sein Tagebuch: „Verlaß mich nicht, mein Heiland, hilf mir durch die Wüste, durch die Gefahr, laß mein Herz so gläubig werden, daß alle Zweifel wie Nebel verschwinden“. Als ihm zu Ostern Graf Lamberg vertraulich sagte: er habe gehört, Karl neige zu den Principien der katholischen Religion, wurde dieser tief entmuthigt. Seine Mutter schrieb ihm traurige Briefe und wünschte seine Rückkehr nach Sachsen. Dazu konnte er sich nicht entschließen. In seinem Gebete wünschte er sich nur die Gnade von Gott, daß ihm die Versuchung erspart bleibe, gegen sein Gewissen zu handeln. Er wurde auch von keiner Seite gedrängt und beirrt. Die religiöse Toleranz hatte in Oesterreich keine Fortschritte gemacht, aber man war nachsichtig für den jungen Mann, von dem man sich eine Wendung versprechen konnte. Noch als Protestant trat er als unbesoldeter Concipist in den Commercienrath, wurde k. Kämmerer und erschien bei Hofe. Im Frühjahre sah er sich in Wien in den Bibliotheken und Gallerien um, im Sommer machte er eine Rundreise in die österreichischen

Klöster Herzogenburg, Göttweih, Melk und Lilienfeld, zunächst um geschichtliche Nachrichten über sein Geschlecht zu finden; er besuchte die Güter seines Bruders Enzesfeld, Puchberg, Wasserburg, Karlstetten; nach Hausegg kam er nicht, weil der Proceß darüber noch nicht entschieden war. Im Winter arbeitete er in seinem Amte, besuchte die Rechenkammer, das Münzamt, im Sommer erhielt er den Auftrag, nach dem damals noch polnischen Danzig zu reisen und dort die Einrichtung eines Seehafens und den Seehandel zu studiren. Philipp Sinzendorf dictirte ihm die Puncte, über welche er besonders berichten sollte. Am 4. August 1763 reiste er ab, am 27. November d. J. kehrte er zurück. In Prag sah er den Grafen Sternberg und die junge Fürstin Maria Anna Schwarzenberg, welche im nächsten Jahre seine Schwägerin wurde. Den Monat August brachte er in seiner Heimat zu. Dresden gefiel ihm trotz der Zerstörung durch das preußische Bombardement noch immer besser als Wien. Er besuchte das Zinzendorf'sche Haus auf dem Altmarkte und das Haus seiner Mutter in der Neustadt, wo er geboren war. Er fand hier seine Schwester Henriette, welche inzwischen den Grafen Canto geheiratet hatte, und seine Brüder Max und Friedrich. Gottlob, der ihm im Alter am nächsten stand, hatte unter Prinz Xaver gegen die Hannoveraner gefochten, war in einem Gefechte bei Lutterberg stark verwundet worden und am 23. Juni 1762 gestorben. Als Karl Zinzendorf nach Gauernitz kam, empfing ihn die Mutter kalt, umarmte ihn nicht. Die Geschwister waren wie in alter Zeit liebevoll, aber er fand sie doch verändert. In Dresden wohnte er noch der Verlobung seines Bruders Max, welcher als Regierungscommissär im Kreise Meissen diente, mit der Gräfin Kornfeil bei. Er stellte sich noch dem König, der Königin und den Ministern vor und reiste dann über Berlin nach Danzig. Hier machte er über den Handel vortreffliche Studien, welche er später in einer besonderen Schrift für den österreichischen Staatsrath verwerthete. Die Reisekosten berechnete er auf 1380 fl. Sinzendorf wollte ihm das Geld sogleich anweisen lassen, die Kaiserin meinte jedoch: Zinzendorf sei zu delicat und werde das nicht annehmen; man müsse ihm das in anderer

Weise ersetzen. Der junge Mann fühlte sich unglücklich bis ins tiefste Herz hinein. Sein Bruder kam anfangs Jänner wieder auf den Glaubenswechsel zurück. Sinzendorf sagte ihm aufrichtig: er begreife seine Lage, aber als Protestant könne er hier nicht vorwärts kommen; entweder müsse er katholisch werden oder nach Sachsen zurückkehren; der Gesandte Flemming werde ihm einen Dienst verschaffen. Er ließ seinen jungen Freund öfter zum Frühstück kommen und entwickelte ihm seine Ansichten und Gründe. Zinzendorf blieb noch im Schwanken und Zweifeln. Er schrieb schon seinem Gönner die Bitte um die Entlassung, der ihm jedoch heftig und mit Vorwürfen antwortete. Als ihn auch sein Bruder drängte, erklärte er ihm am 11. Februar, daß er nicht abgeneigt sei, aber er wolle seine Mutter, die er anbete, nicht betrüben. Er brach dabei in Thränen aus, während ihn sein Bruder umarmte, tröstete und ihn in eine glänzende Zukunft blicken ließ. Zu gleicher Zeit kamen Briefe aus Dresden. Der eine meldete, daß er weder auf Vermögen noch auf eine Stellung rechnen dürfe, ein anderer Brief versicherte, daß der Minister Einsiedel alles für ihn thun wolle, aber Zinzendorf fand es schon zu spät. Er ging zu Kaunitz, zum Nuntius und theilte ihnen seinen Entschluß mit, überzutreten. Der letztere sprach sehr gemäßigt über die Reformation, gab ihm Bücher und erklärte, daß er ihn selbst confirmiren wolle. Noch scheute Zinzendorf den letzten Schritt, aber die Fürstin Eßterhazy und der junge Herzog von Braganza, der damals am österreichischen Hof verweilte, bestärkten ihn in seinem Entschlusse. Der Herzog führte ihn selbst zum P. Hofmüller, der ihn unterrichtete. Am 14. März 1764 hörte er mit Braganza die Messe in der Dorotheenkirche und legte nach derselben das katholische Glaubensbekenntniß ab. „Gott sei mit mir", schrieb er am Abend, „und gebe mir den Frieden der Seele, ich glaube nicht die Moral gewechselt zu haben." Noch am selben Tage speiste er bei der Fürstin Eßterhazy, besuchte den Cardinal und Fürst Kaunitz, der ihn umarmte. Am Tage nachher hatte er eine Audienz bei der Kaiserin Maria Theresia. Er übergab seine vier Denkschriften über Danzig, Sachsen, Preußen und über die Manufacturen in Schlesien und Mähren. Die Kaiserin

sagte ihm: „Ja wenn wir so weit wären als sie in Sachsen sind; in Preußen wird Er wol in Commerciensachen nicht viel gelernt haben, wäre auch nicht gut, wenn der Herr so weit wäre auch in diesen Einrichtungen. Hat Er doch zu Sternberg und Troppau etwas Gutes gefunden, hat Er's alles selber aufgesetzt?" Zinzendorf dankte für die Unterstützung und bat, daß Ihre Majestät ihm erlaube nach Tirol zu reisen. Sie antwortete anmuthig: „Der Sinzendorf hat mir auch gesagt, Er will gern nach der Schweiz und nach Italien gehen, das wird keinen Anstand haben, ich bin's wol zufrieden". Graf Sinzendorf, der bei der Audienz gegenwärtig war, fügte noch Mailand hinzu. Die Kaiserin bewilligte das und fuhr fort: „Ich habe auch gestern eine Nachricht vom Grafen Kaunitz gehört, die mich sehr gefreut hat, Er ist wol vor Hundert glücklich zu schätzen". Zinzendorf antwortete, er glaube damit seine Pflicht erfüllt zu haben. Der Präsident fügte Einiges von der Festigkeit bei, mit welcher der Schützling auf seinem Entschlusse beharrt sei. Maria Theresia erwiderte: diese Festigkeit gereiche ihm nur zur Ehre, weil er nach seinem Gewissen und nicht aus Zorn und Aufregung gehandelt habe, und als Sinzendorf erwähnte, daß ihn nur die Sorge für seine Mutter bisher abgehalten habe, fügte die Kaiserin hinzu: „Ja das weiß ich, will nicht daran erinnern um seine Zärtlichkeit nicht aufs Neue rege zu machen, ich begreife, was ihm das gekostet haben muß; ich bin ihm auch recht obligirt, daß er das Anerbieten von Sachsen ausgeschlagen hat". Die Kaiserin zog sich dann zurück.

Die Worte Maria Theresia's blieben Zinzendorf unvergeßlich, aber der Uebertritt zum Katholicismus hatte ihm den gewünschten Frieden der Seele nicht gebracht. Am 11. März, drei Tage vor der Confession, hatte er die Worte geschrieben: ma raison se convertit, mais mon cœur ne change pas. Die Ueberzeugung der Jugend ließ sich nicht so rasch aus dem Herzen reißen. Noch bis ins hohe Alter suchte er sich die Gründe für und wider zurecht zu legen. So schrieb er noch in einem Alter von 67 Jahren: „Soll ich diesen wichtigen Schritt meines Lebens, den ich wenige Jahre zuvor nicht für möglich gehalten, vertheidigen oder verdammen?

Keines von beiden. Hätte ich einen Heldenglauben gleich meinem seligen Onkel oder nur eine große Meinung von mir selbst und meinen Talenten gehabt, wäre dieser Schritt nie geschehen. Im ersten Falle wäre ich entweder gar nicht nach Wien gegangen oder, ohne weiters zu grübeln, sogleich zurückgekehrt, um meine Anstellung in Dresden ruhig abzuwarten. Im zweiten Falle hätte ich mir durch Fleiß, Wißbegierde und einen ordentlichen Lebenswandel in Wien Gönner und Freunde verschafft. Auch in Wien war es mir anfangs eine Ehrensache, auch als Lutheraner im k. Dienst weiter zu kommen. Der Reichshofrath von Bockel, der von meinen Kenntnissen sehr vorteilhaft urteilte, soll auch meinen Uebertritt getadelt haben. Ich strebte vor allem darnach, durch Fleiß und Rechtschaffenheit wahrhaft nützlich zu werden oder wie mein seliger Onkel gesungen, „mein Leben zu rechten Dingen zu verbrauchen". Zu diesem edlen Trieb kam jedoch meine große Eigenliebe, eine unüberwindliche Schüchternheit und Zaghaftigkeit des Gemüths, welche noch von meiner ersten Erziehung herrührte. Als meine Mutter mich im Mai 1762 nach Sachsen zurückrief, bat ich um Aufschub, weil ich an einem genealogischen Werke über mein Geschlecht arbeite. Meine Anstellung in Dresden schien sehr zweifelhaft. Die damalige Regierung Kursachsens schien rechtschaffenen Leuten nicht geneigt zu sein [1]). Man machte mir in Wien zu einer protestantischen Stelle im Reichshofrathe Hoffnung, was meiner Unerfahrenheit schmeichelte. Mächtige Freunde brachten es wider alles Vermuthen dahin, daß ich als Protestant und ohne Eid bei dem niederösterreichischen Commerzconsesse angestellt wurde. Kaum war ich eingeführt, glaubte ich mich in einem Netze gefangen und sehnte mich hinweg, umsomehr als ich damals von dem Regierungskanzler in Dresden den Ruf erhielt, meine Stelle bei der sächsischen Regierung anzutreten. Ohne Vertrauen auf mich und in der Hoffnung bei dem Reichshofrathe angestellt zu werden, lehnte ich die zu spät gekommene Einladung des Kanzlers ab. Allein mein Bruder bat den Freiherrn von

[1]) 1763 regierte noch Brühl in Sachsen und es war gefährlich, unter ihm zu dienen.

Binder, einen ehemaligen Protestanten, der nun als der erste Commis der auswärtigen Geschäfte im größten Ansehen stand, mich zu bereden, der Hoffnung für den Reichshofrath zu entsagen und im Dienste der Kaiserin auch als Protestant zu bleiben. Der Beredsamkeit eines Mannes von solchem Gewichte konnte ich nicht widerstehen, nur ungern entsagte ich der mir so lieben Aussicht. Auf der Reise nach Danzig kam ich zweimal durch Sachsen. Ein Bekannter des Herrn von Burgsdorf sondirte mich, ob ich wol Lust hätte zurück zu kommen. Auch meine Neigung zu den mährischen Brüdern war wieder erwacht. Ich wünschte einen Ruf nach Dresden, jedoch ohne mein Zuthun, um nicht den Vorwurf der Undankbarkeit gegen die Kaiserin auf mich zu laden. Aber dieser Ruf kam nicht. Ich wurde mißmuthig. Ein langes Ueberdenken einer mich persönlich angehenden Sache war mir immer peinlich. Meine Vernunft beruhigte sich mit der Ueberzeugung, daß die alte Kirche die Lehre von der Versöhnung durch Jesus Christus unsern Herrn aufbewahrt und überliefert habe, daß die eingeschlichenen Mißbräuche eine Trennung nicht nothwendig erforderten, daß ich in Wien, sobald ich zur alten Kirche zurückkehre, niemandem zur Last falle und meinen Nebenmenschen und vielleicht auch meinen armen Geschwistern wahrhaft nützen könne. Niemals hatte ich die Anhänger der alten Kirche verdammt; immer hielt ich an dem Satze: Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet. Daß ich bei meinen vielen Fehlern und Schwachheiten daran dachte eine große Saat auszusäen, der Gerechtigkeit und der allgemeinen Wolfahrt zu dienen, kann meinem Schöpfer nicht mißfallen. Seiner Huld, Gnade und ewigen Güte empfehle ich mich noch heute am 1. April 1806 für alle meine weiteren Lebenstage".

Von 1764 an, von der Zeit seines Uebertrittes, gehörte Karl Zinzendorf Oesterreich an mit seinem Fühlen, Denken und Wirken. Wie er es gehofft und angestrebt, brachte ihn sein Talent, sein Fleiß, seine Ehrlichkeit in eine Laufbahn voll Glück und Ehre. Zunächst verschaffte ihm die Gnade der Kaiserin die Mittel zu einer großen Studienreise durch das civilisirte Europa. Den 26. März 1764 reiste er von Wien ab und ging über Salzburg nach Inns-

druck. Um die Hauptthäler von Tirol kennen zu lernen, fuhr er über den Brenner nach Bozen und Meran, durch den Vintschgau und das obere Innthal nach Innsbruck zurück. Von hier reiste er über Reute, Kempten nach Lindau und über den Bodensee nach Constanz, welches damals noch österreichisch war. Von der Schweiz lernte er nur die nördlichen und westlichen Cantone kennen. Er ging über St. Gallen nach Bern, Neufchatel und Genf. Das Hochgebirge hat er nur von ferne gesehen, landschaftliche Schilderungen waren auch nicht seine Sache. Er beobachtete das Land und Volk in seiner Cultur und suchte die berühmten Männer auf, namentlich Haller, J. J. Rousseau, Voltaire. In Bern nahm ihn die ökonomische Gesellschaft als Ehrenmitglied auf. Mit Rousseau hielt er in Neufchatel geistvolle Gespräche über Helvetius, über die Theilung der Güter, über die mährischen Brüder. Zinzendorf gab über die letzteren einen genauen Bericht und Rousseau sprach sein Bedauern aus, daß er sie in seinen Schriften „Narren" genannt habe. Die Levasseur, mit welcher Rousseau damals lebte, nennt Zinzendorf eine große Schwätzerin; sie sprach mit ihm mit ungemeinem Pathos von Grandison, von Bischof Zinzendorf und Montemolin. In Ferney sah er die Kapelle mit der berühmten Inschrift: Deo erexit Voltaire, 1761. Durch einen Brief des Prinzen Louis von Würtemberg fand er Eingang bei Voltaire. Dieser sprach von Oesterreich, wie er einst Thränen vergossen habe, als Maria Theresia mit dem Kinde auf dem Arm die Ungarn um Hilfe angefleht und wie tyrannisch man jetzt seine Schriften in Wien verfolge; Luther und Calvin seien nicht würdig Mohammed die Schuhriemen aufzulösen, u. A. Voltaire führte ihn dann in seinen Garten und ließ ihn mit seiner Nichte, Madame Denys, allein. Zinzendorf speiste mit ihr, auch Voltaire kam, trank aber nur ein Glas Schweinemilch. Dieser klagte über Fieberanfälle, ging aber in seinem seidenen Schlafrock und mit der Schlafmütze auf dem Kopfe Stiege auf und ab. Von Genf reiste Zinzendorf nach Südfrankreich, besuchte Montpellier, Toulouse, Avignon, Marseille, Toulon, schiffte sich nach Genua ein und reiste über Turin und Mailand nach Rom und Neapel. In Rom verweilte er vier

Wochen und sah den Papst, die vornehmsten Cardinäle, Ruinen, Bilder und Statuen, aber die Eva Raphaels in den Loggien gefiel ihm besser als die Reliquie, die ihm ein Abbé schenkte. In Neapel verbrachte er einige Tage bei dem Gesandten Ernst Kaunitz und seiner ausgezeichneten Frau, einer gebornen Fürstin von Oettingen-Spielberg. Im Juli schiffte er sich nach Malta ein und machte mit den Malteserrittern eine sogenannte Karawane mit, d. h. eine Fahrt gegen die türkischen Piraten. In Wien war die Nachricht verbreitet, er sei bei einem Schiffbruch untergegangen. Im Mai 1766 kehrte er nach Italien zurück, besuchte Rom und Florenz ein zweitesmal, ging dann nach Venedig, im September nach Triest und Fiume und kam am 4. October 1766 nach Wien zurück.

Hier fand er Vieles verändert. Sein Bruder Ludwig hatte am 17. October 1765 die Fürstin Anna Schwarzenberg geheiratet und lebte in einer glücklichen Ehe. Der Kaiser Franz I. war todt, Joseph II. als Mitregent erklärt, Philipp Sinzendorf, sein Gönner und Freund, war Hofrath in der Hofkanzlei, verließ jedoch bald den Dienst, weil er sich mit seinem Onkel Graf Rudolph Chotek überworfen hatte. Vor seinem Ausscheiden hatte er es durchgesetzt, daß Zinzendorf zum Hofrathe beim Commerzcollegium mit Gehalt ernannt und sein Reisestipendium erhöht wurde. Der Nachfolger im Amte war Eugen Wrbna, der auch bald abtrat, und 1768 kam das Commerzcollegium unter die Hofkanzlei. Graf Karl Zinzendorf bezog seine alte Wohnung wieder. Er wurde bei Kaunitz freundlich aufgenommen, der ihn damals der Madame Geoffrin vorstellte. Die Kaiserin empfing ihn eines Tages in Schönbrunn und sagte ihm: die Minister lobten seine Arbeiten, er solle so fortfahren, sie sei zufrieden mit ihm. Karl Zinzendorf verlebte damals glückliche Wochen in Wien; er war von dem öffentlichen Leben, von der Gesellschaft, von der Freundschaft, die man ihm entgegentrug, wie bezaubert. Aber er brach am 10. November 1766 wieder auf, ging über München, Frankfurt, Mainz, Straßburg, Lüneville, Metz, nach Brüssel und anfangs Januar 1767 nach Paris. Am 5. Januar gedachte er seines Geburtstages, aber diesmal ohne religiöse Zweifel und Stimmungen. In Paris sah er den König,

den Dauphin, dessen Bruder, die Schwester des Königs, die Princessin Lamballe, die Madame Chatelet, Marmontel, Helvetius, Holbach, Turgot, Quesnay u. A. Im Mai ging er über Bordeaux nach Spanien, schiffte sich in Lissabon ein und kam am 1. Januar 1768 nach England. In London sah er Franklin, den General Smith. Er besuchte die Seestädte, die Fabriksdistricte, ging nach Schottland und dann über Calais nach Paris. Die erste Hälfte des Jahres 1769 gehörte Belgien und Holland, im Sommer kehrte er nach Deutschland zurück und machte einen Ausflug in seine Heimat. Am 17. August fuhr er über Wurzen nach dem Gute Hof, wo er erzogen und gepeinigt worden, wo er so viel gebetet und sich so gelangweilt hatte. Er ging durch den verwilderten Garten und fragte den Gärtner, wer im Schlosse anwesend sei: „Die alte Gräfin Zinzendorf". Der alte Koch, der ihn nicht mehr kannte, führte ihn zu seiner Schwester Constance. Er fand sie in ihrem alten Zimmer, aber wie eine Kammerfrau gekleidet, schlecht coiffirt und mit der Haltung eines Kindes. Sie führte ihn zur Mutter, die im Bette lag, andächtige Bücher las, über die Kinder und besonders darüber klagte, daß sie keine Wohnung in Dresden habe. Es war dasselbe Zimmer, in welchem er oft vor seiner Mutter gekniet hatte. Jetzt bemerkte er die einfachen Möbel, das schlechte Bett, die getünchten Wände ohne Tapeten. Er bot seiner Mutter an, ein Drittel ihres Unterhaltes zu bestreiten. Die Frau des Inspectors theilte ihm mit, daß ein Gläubiger in Dresden den ganzen Ertrag des Gutes auf drei Jahre in Beschlag genommen habe. Nach einem kurzen Besuche in Dresden, wo er sich in den Gallerieen und im grünen Gewölbe umsah, ging er nach Gauernitz. Die Mutter war bereits angekommen. Sie hielten nach dem Essen ein vertrauliches Gespräch, die Mutter umarmte ihn beim Abschied und versicherte ihn ihrer Liebe, ihrer Segenswünsche. Die alte Frau lebte in Einsamkeit und Kümmerniß. Zwei Söhne waren todt, die anderen im Dienste, die Töchter verheiratet, nur eine Tochter war bei ihr geblieben. Karl hatte seiner Mutter auch mitgetheilt, daß er in den deutschen Ritterorden treten wolle. Sein Bruder Ludwig hatte ihm längst dazu gerathen, weil ihn eine Pfründe

unabhängig stellen würde. Er selbst hatte wohl Güter im Werthe von 84.000 fl., aber es lasteten 36.000 fl. Schulden darauf und für seine außerordentlichen Auslagen blieben ihm kaum 2000 fl. Dessenungeachtet stellte er Karl eine Rente von 4000 fl. sicher, auch für den Fall, wenn er heiraten wolle. In der That hatte Karl Zinzendorf damals vor, seine Cousine, die Gräfin Henriette Callenberg, zu heiraten, aber sein Bruder rieth ihm für diese Zeit noch unbedingt ab und das Fräulein nahm später einen Grafen von Lippe. Karl Zinzendorf hatte schon bei seinem letzten Aufenthalte in Wien um die Aufnahme in den deutschen Orden angesucht und die Zusage während seiner Reise erhalten. Anfangs September reiste er von Dresden nach Mergentheim, der Hauptstadt des deutschen Ordens. Der Großmeister, damals Conrad von Elrichshausen, war nicht gegenwärtig, aber der Statthalter Freiherr von Eppingen, der Hauscommandeur Baron Ulm und mehrere Ritter, die Grafen Fugger, Kerpen, Plarer, Ferrari u. A. Am 16. September erhielt Karl Zinzendorf den Ritterschlag. Die Kirche war mit Wappenschildern geziert, der junge Novize schritt im schwarzen Abbékleide inmitten einer Schaar von deutschen Rittern zum Hochaltar, machte seinen Opfergang um den Altar und legte dann knieend sein Gelübde ab. Bei dem Hochamt erschien der neue Ritter in voller Rüstung mit Helm und Visir. Der Statthalter gab ihm dann die drei bedeutungsvollen Schwertstreiche mit den Worten: Vertrag dies und keines mehr. Er bekam den Degen, den Mantel, das Ordenskreuz und mußte sich bis zum Segen auf den Boden legen. Ein Friedenskuß der Ritter beendete die Feier. Der Statthalter sagte ihm: daß er ihn wie einen Sohn betrachte, weil ihm die Ehre der Aufnahme zu Theil geworden. Tags darauf reiste er sogleich nach Wien und stellte sich dort im Mantel und Kreuz dem Großcommandeur vor. Maria Theresia, Kaiser Joseph, der Herzog Albert von Sachsen und seine Gemahlin, die Erzherzoginnen, Kaunitz und die übrigen Minister empfingen ihn äußerst wohlwollend. Zinzendorf war damals 30 Jahre, hochgewachsen, nicht so schön wie ehemals sein Bruder, aber mit freundlichen Gesichtszügen, hellen Augen, frisch, lebendig, gutmüthig, und

beseelt von dem edlen Streben, seine Kenntnisse nutzbar zu machen und sich im öffentlichen Dienste auszuzeichnen.

Einige Jahre lebte er in Wien im großen Zug, besuchte Theater, Gesellschaften und erschien bei Hofe. Dabei trieb er ernsthafte Studien über die Finanzwissenschaft und las viele Bücher, 1775 auch die Leiden des jungen Werther. Sein Urtheil darüber ist sehr nüchtern: „Der arme Teufel ist krank wegen einer sentimentalen Liebe zur Braut eines anderen und endigt sein Leben durch einen Pistolenschuß, nachdem er einmal ihre Lippen geküßt". Sein Amt als Hofrath im Commerzcollegium hat ihn nicht erdrückt. Bei den Sitzungen erschienen die Räthe Managetta, Zinzendorf, Mygin, Doblhof, Degelmann, Raab, Dittelbach, Eger. Die Fähigsten waren Raab und Eger, welche auch später in der Verwaltung eine bedeutende Rolle spielten. Vicepräsident war Graf Reischach, Präsident der Oberstkanzler Graf Rudolph Chotek und nach dessen Tode 1771 Graf Hatzfeld. Jeden Sommer flog Zinzendorf für eine kürzere oder längere Reise aus und suchte dabei Land und Leute von Oesterreich, namentlich das Bergwesen und die heimische Industrie kennen zu lernen. 1770 durchreiste er Oberösterreich, Steiermark und Kärnten, 1772 Ungarn und Siebenbürgen, 1773 Krain, Böhmen und Mähren, 1774 und 1775 Polen, Rußland, Schweden und Dänemark. Von Zeit zu Zeit sprach er auch in seiner Heimat ein. Im Jahre 1773 kam er wieder nach Herrnhut und fand dort alte Freunde und Verwandte. Er bewunderte das einfache Stillleben der Brüder und Schwestern, aber die Neigung Herrnhuter zu werden, war längst verflogen. 1775 sah er seine Mutter in Gauernitz wieder, und zwar zum letztenmale. Sie war nun 73 Jahre, leidend und sagte, daß sie müde sei und gern sterben werde. Ein Jahr nachher, am 23. December 1776, hat sie in Gauernitz still die Welt verlassen.

Karl Zinzendorf kam hinfort nur selten nach Sachsen, Pflicht und Ehre fesselten ihn in Oesterreich. Der Großmeister des deutschen Ordens hatte ihm 1773 die Commende Möttling und Tschernembl verliehen und am 21. März 1776 wurde er von der Kaiserin zum Gouverneur in Triest ernannt. Maria Theresia hatte eigenhändig

auf dem Decrete beigefügt: „Zinzendorf ist anzusehen wie alle Landespräsidenten; soll morgen seinen Eid ablegen". Sie und Joseph II. blieben ihm freundlich gesinnt. Joseph nahm ihn eines Tages in sein Cabinet, zeigte ihm Karten von der adriatischen Küste und sprach viel und gut von Fiume und Triest. „Er ist ein Souverän, der sein Geschäft versteht", meinte Zinzendorf. Anfangs Mai machte er seine Abschiedsbesuche bei Franz Liechtenstein, bei Kaunitz, dem Minister Pergen, bei Haddick, Colloredo, Philipp Sinzendorf und dem Großkanzler seines Ordens. Am 31. Mai verließ er Wien, reiste über Möttling und Tschernembl nach Laibach und kam am 13. Juni nach Triest. „Mit Vergnügen", schrieb er am ersten Abend, „ging ich in meiner weiten, schön möblirten Gouverneurswohnung herum". Er hatte nun ein Einkommen von 10.000 fl., Möbel, Porcellan, Silber, konnte einen Koch und Kammerdiener halten, war der erste im Lande, bei seinem Souverain in Gunst. Die Räthe seines Amtes, Ricci, Pittoni, Graf Scherfenberg, Freiherr von Königsbrunn, waren vortrefflich geschulte Beamte. Zinzendorf konnte ins Große greifen und Gutes schaffen, für sich und das Land, das seiner Aufsicht anvertraut war. Wenn die Schiffe kamen, wenn er ins Meer hinausfuhr, dachte er an den Orient und geschichtliche Erinnerungen wurden in ihm lebendig; aber Triest war damals noch jung, das Capital gering, der Handel mäßig. Die Regierung begünstigte damals Fiume, aber den eifrigen Bemühungen des Gouverneurs gelang es, den Wetteifer der Triester Handelsleute anzuregen, einige Monopole abzuschaffen und die Schifffahrt von den drückenden Zöllen in französischen und italienischen Seehäfen zu befreien. Eine frische That des neuen Gouverneurs war die Gründung einer protestantischen Gemeinde und die Bewilligung ihres Gottesdienstes. Auf seinen ersten Bericht hatte Maria Theresia geantwortet: „Ich konnte Ihr Ansuchen um eine lutherische Kirche in Triest nicht bewilligen, weil es meiner Denkart zuwider". Aber zwei Jahre nachher, 1778, ging sie auf seinen Vorschlag ein und gestattete wenigstens die Ausübung eines Privatgottesdienstes. Zinzendorf hatte dafür den Kaiser Joseph gewonnen, welcher später 1782 die protestantische Kirche bewilligte. Ein Lieb-

lingsplan Zinzendorfs war die Straße über Optschina nach Präwald; Maria Theresia und Joseph unterstützten das Project. Die Hofkammer hatte das Geld dafür bewilligt, als der bairische Erbfolgestreit auftauchte und die Rüstung der Armee die Cassen leerte. Zinzendorf brachte dafür ein Stadtanlehen auf und er konnte noch auf der neuen Straße über den Karst fahren. Er arbeitete an einem neuen Zolltarif für Triest und sendete jährlich eine Menge von Gutachten und Vorschlägen an die Wiener Regierung. Kaiser Joseph und der Großherzog von Toscana kamen auf ihren Reisen nach Triest und besprachen sich mit ihm über die Reformen für Triest und ganz Oesterreich. Der Großherzog beklagte 1779 die üble Lage des Staates: der Finanzminister suche die Ausgaben überall zu vermindern, aber der Staat habe 300 Mill. Schulden, der Civiletat koste jährlich mehr, die Regierung sei dem Militär völlig untergeordnet und dieses stelle excessive Verlangen; Galizien sei schlecht verwaltet, nun solle das Land mit Ungarn vereinigt werden unter der Bedingung, daß der ungarische Adel seine Steuerfreiheit aufgebe. Maria Theresia drückte Zinzendorf unter Thränen die Besorgniß aus, daß sie in einen Krieg verwickelt werde, dessen Ende sie nicht absehe. Sie machte dem Gouverneur das Compliment, daß alle seine Vorschläge bei den Ministern gut aufgenommen würden. Zinzendorf lebte in Triest sehr angenehm. Ausgezeichnete Fremde suchten ihn auf, er selbst untersuchte jeden Winkel des Landes, fuhr nach Venedig, Görz, nach Möttling, wo er an dem neuen Ordenshaus eine Gedenktafel anbringen ließ, und, nachdem er 1778 die Commende Friesach und Sandhof erhalten hatte, öfter nach Kärnten. Fast jedes Jahr kam er nach Wien, besuchte seine Freunde, verkehrte mit Künstlern, Gelehrten, unterrichtete sich namentlich über das neue Schulwesen. Er wohnte sogar einer Schulprüfung in der Volksschule zu St. Anna bei. 1779 ernannte ihn der Großcommandeur des Ordens, Graf Karl Colloredo, zum Commandeur und Capitular und verlieh ihm die Commende Großsonntag. Die Commenden Möttling und Tschernembl hatten ihm eine Rente von 10.000 fl. eingetragen. Die Güter in Kärnten und Steiermark trugen viel mehr, er bezog einen hohen Gehalt

und brauchte für sich täglich nur 8 fl. Wie oft gedachte er seiner kümmerlichen Verhältnisse in der Jugendzeit, aber er berechnete doch die Kosten seines Unterhaltes bis 1775 auf 94.765 fl. und mit der Erziehung und Kleidung auf mehr als 100.000 fl. Zuweilen kam die alte Melancholie wieder über ihn und er schrieb dann philosophische Betrachtungen nieder. Sein Bruder Ludwig, welcher früher von jeder Heirat abgemahnt hatte, forderte ihn nun mehrmals auf, aus dem Orden zu treten und zu heiraten. Er schrieb sogar der Kaiserin darüber und diese setzte ihr placet und die Worte hinzu, daß sie hoffe, auch die Nachkommen würden so treu sein; aber Karl wies nach einigem Schwanken das Anerbieten zurück, umsomehr weil der Orden für einen solchen Fall den Ersatz alles Einkommens, das er bezogen verlangte. „Die Einsamkeit, die Ruhe, die Entfernung“, schrieb er, „führten mir den Frieden wieder zu; ich habe keine andere Wahl als reich zu heiraten oder zu entsagen.“ Als jedoch sein Bruder am 4. October 1780 gestorben war, dachte er selbst wieder daran, zu heiraten. Er fragte bei der Kaiserin an, welche ihm die Erlaubniß ertheilte und ihm zugleich in einem Briefe die vollste Anerkennung seiner und seines Bruders Verdienste aussprach [1]). Maria Theresia starb kurz nachher am 29. November 1780. Zinzendorf war damals in Triest. Er trauerte wahrhaft um die edle Fürstin, die ihm so viel Gunst und Wohlwollen bezeigt hatte. Im Jahre 1781 ging er für einige Monate nach Wien, um Joseph II. persönlich zu huldigen und die Angelegenheiten seiner Familie zu ordnen. Ludwig Zinzendorf hatte nur eine Tochter, Therese, hinterlassen. Da auch der zweitälteste Bruder Max Erasmus im selben Jahre 1780 gestorben war, fielen die Güter an Graf Friedrich Zinzendorf, und es mußte darüber viel geschrieben und gesprochen werden, umsomehr als Karl Zinzendorf die Vormundschaft über seine Nichte übernommen hatte. Auch die Heiratsgedanken vergingen wieder und er wünschte hinfort nur eine zärtliche Frauenfreundschaft, welche seinem Herzen vollständig genügen könnte. Er verkehrte damals viel mit dem Herzog Albert

[1]) 25. October 1780.

von Sachsen-Teschen und seiner Gemahlin, welche als Gouverneure in die Niederlande gehen sollten und ihn wegen Regierung und Verwaltung um Rath fragten. Auch der Kaiser beschäftigte ihn mit Arbeiten über die Finanzen Belgiens, über die Bergwerke Oesterreichs u. a. Er empfing Zinzendorf mehrmals im Augarten und theilte ihm mit, daß er ihn von Triest abberufen und in der Finanzverwaltung verwenden wolle. Zinzendorfs letzte Thätigkeit in Triest war die Durchführung des Gesetzes über die Klosteraufhebung und der Bau einer protestantischen Kirche [1]). Am 7. Februar 1782 verließ er Triest für immer. Ungern schied er von der Stadt, wo er dreizehn Jahre gewohnt und die beste Kraft seines Lebens verbraucht hatte. Er bat den Kaiser noch in Wien, ihn auf seinem Posten zu lassen, aber Joseph mahnte ihn zur Geduld, er solle die Feinde nicht fürchten und ihm vertrauen. Er bot Zinzendorf sogar eine Wohnung in der Burg an und ernannte ihn am 8. April 1782 zum Präsidenten des Rechnungshofes. Es war derselbe Posten, welchen sein Bruder bis 1773 versehen und ihm oftmals als das Ziel seiner amtlichen Laufbahn bezeichnet hatte. Vergebens wehrte sich Karl Zinzendorf mündlich und schriftlich dagegen, aber der Wille des Kaisers kannte keinen Widerspruch. Er erhielt 12.000 fl. Gehalt aber ohne Quartiergeld und Nebeneinkünfte.

Von seinen alten Freunden fand er nur wenig noch in Thätigkeit. Der Herzog Albert war in Belgien, Blümegen, welcher siebenundvierzig Jahre gedient hatte, nahm seine Entlassung, die Fürstin Witwe Eßterhazy, der er so viel verdankte, starb 1782, Baron Binder in demselben Jahre. Leopold Kolowrat, bisher Finanzpräsident, wurde zugleich Oberstkanzler, Graf Johann Rudolph Chotek Vicekanzler, Baron Gebler Staatsrath, Cobenzl Vicestaatskanzler. Man kennt im allgemeinen die Josephinische Regierung mit ihren einschneidenden Reformen für die Staatseinheit und Staatsallmacht. Die alten ständischen Rechte wurden vollständig bei Seite geschoben, die Regierung allein hatte die Initiative der

---

[1]) Sie wurde am 27. August 1786 eröffnet. Eine Gedenktafel erinnert an Zinzendorf.

Gesetzgebung, die Ausführung und die Controle. Wie im Flug erschienen die Gesetze, die Regierung und das Volk kamen in eine fortdauernde Unruhe, das Alte schien verfallen, das Neue glänzend, fest und wirkungsreich. Graf Zinzendorf war ein theoretisch und practisch gebildeter Finanzmann, er war ein Anhänger und Gegner der Josephinischen Grundsätze, ein Freund der Toleranz, der Rechte des Staates gegenüber der Kirche, der Gleichheit vor dem Gesetze, aber ein Gegner des Prohibitivsystems, der Emancipation des Bauernstandes und der Vernichtung der ständischen Rechte. Da ihn der Kaiser für alle financiellen Fragen zu Rathe zog, kam er in immer neue anstrengende aufreibende Arbeiten. Noch 1782 arbeitete er das Staatsbudget bis in die kleinsten Einzelarbeiten aus. Joseph II. schrieb ihm damals:[1]) „Ich habe mit viel Vergnügen Ihr sehr wohl ausgearbeitetes und bündiges Werk über die gesammten Finanzen der Monarchie gelesen und bin Ihnen dafür wahrhaft verbunden. Ich glaube, daß es vielleicht das einzige dieser Art ist, was von einer Monarchie in ganz Europa verfaßt ist. Sie sollen mir auch nächstens die Mittel und Umstände anzeigen, wie die von Ihnen sehr wohl und bündig gemachten Vorschläge zur Vereinfachung können in Ausführung gesetzt werden". Zinzendorf mußte eine Reihe von Gutachten arbeiten, so über die Vereinigung der Regierung von Inneröſterreich, über die Vereinigung der Finanzkammer mit der Hofkanzlei, über den Handelstractat mit Preußen, über die Aufhebung der Zwischenzolllinie, welche Ungarn von Oesterreich schied, u. a. Die meisten dieser Gutachten verschwanden in den Registraturen der Ministerien, mehrere, z. B. eines über die Tranksteuer, wurden von dem Oberstkanzler, dem dasselbe nicht gefiel, unterdrückt. Weder der Kaiser noch die Minister kannten eine Schonung der Persönlichkeit. Der verdienstvolle Hofrath Raab, der Schöpfer der Urbargesetzgebung, wurde entlassen, nur auf die Verwendung Zinzendorfs erhielt er die Stelle eines Vicepräsidenten in Triest; er starb jedoch, bevor er dahin abreiste. Zinzendorf selbst kam in viele Conflicte. Er berichtet darüber: „Joseph II.

[1]) 17. December 1782.

hatte mich, seit ich in den k. Dienst getreten, mit seiner Werthschätzung beehrt, und mir 1766 viele Lobsprüche ertheilt. Durch ihn wurde ich 1776 Gouverneur in Triest, er hatte mir den Posten schon 3 Jahre früher zugedacht; ein Jahr nach dem Tode seiner Mutter rief mich dieser Fürst von Triest ab und zeigte mir noch das größte Vertrauen. Sein Project war, mich in das Ministerium zu nehmen als ein Werkzeug, durch welches er seine großen wenig verdauten Pläne auszuführen gedachte. Bald überzeugte sich der Herrscher, daß ich mit meinen Grundsätzen von Redlichkeit, Gerechtigkeit und einer gewissenhaften Prüfung der Thatsachen mich von dem Ungestüme, mit welchem er alle Theile der Verwaltung ohne Combination und Begründung umstürzen wollte, nicht werde fortreißen lassen. Das bestimmte den Kaiser, dem Projecte, mich an seine Person zu fesseln, zu entsagen und mir trotz meines Widerstrebens die Präsidentschaft der Hofrechenkammer zu übertragen. Indeß beauftragte mich der Kaiser in der Folge mit zwei sehr wichtigen außerordentlichen Commissionen, die mit meinem Departement in gar keiner Verbindung standen, nämlich dem Comité zur Ablösung und Aufhebung der Frohnen und der Hofcommission des Katasters, welcher die Grundlage für eine gleichmäßige Verteilung der Grundsteuer schaffen sollte. Der Herrscher wollte, daß ich dabei subalterne Beamte verwende, welche sein Wohlwollen durch Schmeichelei und Unterwürfigkeit erworben hatten. Die Beharrlichkeit jedoch, welche ich seiner Willkür entgegensetzte, zog mir seine Ungnade zu. Er hörte auf, mich über wichtige Gegenstände zu Rathe zu ziehen, bewahrte mir aber jene persönliche Achtung und Werthschätzung, welche von Seite eines Herrschers weit schmeichelhafter ist als die ungebundene Vertraulichkeit". In der That fand Zinzendorf nicht die Wirksamkeit, die er wünschte, seine Vorschläge wurden bei Seite gelegt, seine Gutachten machten keinen Eindruck mehr und der Kaiser zeigte sich sogar über seine Amtsführung im Rechnungswesen unzufrieden. Noch 1788 schrieb Joseph II. an Rudolph Chotek:[1] „Die Rechenkammer will administriren, die

[1]) Sitz.-Ber. d. k. Akademie, IX. 440.

Buchhalterei alles vorschreiben und leiten statt zu revidiren, und daraus entsteht die unangenehmste Verwirrung besonders für den, der alle Geschäfte des Staates wie ich leitet. Ich bin der Meinung, daß die Rechenkammer als das Centrum aller Rechnungen der Monarchie auch die Rechnungen der Domänen übersehen soll und ihr zu allen anderen buchhalterischen Arbeiten ein Personale beigegeben werde". Die Sache lag jedoch tiefer. Der Rechnungshof hatte nur die Controle über die Rechnungen der Staatsverwaltung, auch diese Controle war eng begrenzt und unwirksam. Zinzendorf wollte zugleich die Controle für die gesammte Verwaltung, um überall Rechenschaft, Ersparungen und Vereinfachungen vornehmen zu können. Dafür fand er kein Verständniß, nicht im Ministerium, nicht im Staatsrathe; er war auch nicht unabhängig gestellt; denn die Minister hatten ein bedeutendes Uebergewicht über die oberste Controlestelle. Auch die Thätigkeit Zinzendorfs in den beiden Commissionen über die Robotablösung und den neuen Kataster befriedigte den Kaiser nicht. Alles ging ihm zu langsam. Zinzendorf selbst fand, daß zu viel gesprochen und nichts beschlossen würde. Die Angelegenheit des Katasters kam erst in Fluß, als der Administrator der Staatsgüter in Mähren, Kaschnitz, in die Commission berufen wurde. Joseph II. wollte sogleich eine Ablösung der Robot, Zinzendorf nur eine Ermäßigung. Joseph forderte eine allgemeine gleiche Besteuerung für Grund und Boden, Zinzendorf wollte nach dem alten ständischen Princip den Unterschied zwischen Herren-, Bauern-, Kirchen- und Krongut beibehalten. In einer Sitzung am 28. Februar 1788, welcher der Kaiser und die Provincialcommissäre beiwohnten, vertheidigte Zinzendorf seine Meinung als „eine Sache der Wahrheit, der Ordnung und Gerechtigkeit". Der Kaiser hörte ihm gütig zu, gab ihm aber nicht Recht. Er dispensirte Zinzendorf von [illegible] Vorsitz der Commission und beschuldigte ihn einer „fel[illegible]en Stützigkeit" gegen den Oberstkanzler. Zinzendorf ve[illegible]och, in einer besonderen Denkschrift den Kaiser zu bekehr[illegible] heftiger Brief des letzteren schnitt jede weitere Erört[illegible]räsident wurde der Oberstkanzler und die Commiss[illegible] Sinne des Kaisers, für die Gleich-

stellung der Grundsteuer. Die Folge war das neue Steuerpatent vom 10. Februar 1789. Zinzendorf erzählt davon: „Der Hofkanzler Leopold Kolowrat hatte vor einigen Monaten betheuert, er werde seine Unterschrift nicht dazu hergeben, verhandelte jedoch vor Kurzem über die Bedingung, unter welcher er das Patent unterzeichnen wollte und ohne Wissen des zweiten Kanzlers Graf Chotek. Dieser brachte die Sache vor die Conferenz, nöthigte seinen Chef eine Abstimmung vorzunehmen und das Patent wurde mit großer Majorität verworfen. Blos zwei Stimmen sonderten sich ab, indem sie geltend machten, sie würden den Souverän nicht eines Besseren belehren. Der Hofkanzler, obwol zur Unterzeichnung entschlossen, setzte doch dem Berichte des Ministers vom 29. Januar seinen Namen bei. Der Kaiser erwiderte darauf nur mit Sarcasmen. Graf Chotek suchte, in unerschütterlicher Hingabe an seine Pflicht, ganz nutzlos, den Kaiser wankend zu machen. Nach einer Correspondenz von einigen Tagen legte er am 5. Februar sein Amt als Kanzler nieder. Der Kaiser war von seinem Rücktritt empfindlich berührt, berief den Freiherrn von Kreßel auf diesen Posten, der früher an der Spitze der Kirchencommission stand, und dieser unterzeichnete auf Drängen seines Chefs das famose Patent“. Wie erwähnt hat die neue Steuergesetzgebung niemand befriedigt. Die Privilegirten, Adel, Geistlichkeit und Städte erblickten darin ihren materiellen Ruin. 1789 protestirten 137 krainische Gutsbesitzer gegen den Kataster. Das Gesetz wurde ein Nagel zum Sarge Josephs II. und Leopold II. hob das ganze Josephinische Steuersystem 1790 wieder auf.

Zinzendorf war nicht unzufrieden, auf so gute Art von dem schwierigen Amte, dem er drei Jahre vorgestanden, befreit zu sein. Er war seit 1787 nach dem Tode des alten Traun Commissär des Herrenstandes und kannte die Stimmung der Stände. Auch in anderen Dingen befand er sich in einem Gegensatze zum Kaiser. Joseph II. war Prohibitist, Zinzendorf Freihändler und begründete seine Ansicht in dem Entwurfe zur Zollordnung von 1783:[1])

[1]) Hock-Bidermann a. a. O. 547.

„Der Zoll“, sagt er, „ist nichts anderes als eine Verbrauchssteuer, unschädlich, wenn er auf einfache, die Freiheit des Handels und der Industrie günstige und mit dem Eigenthumsrecht vereinbarte Grundsätze basirt ist, im entgegengesetzten Falle aber die gehässigste Vexation. Der Handel ist das die Nationen umschlingende Band; der Staat, welcher ihn hemmt, schädigt sich selbst. Auch der sogenannte Passivhandel nützt, wenn ihn nicht statt der Producenten die Behörden trieben. Die Waareneinfuhr richtet sich nach der Ausfuhr, sich selber überlassen suchen sich beide auszugleichen. Wer die Einfuhr beschränkt, hindert dadurch die Ausfuhr und erschwert den Austausch der Producte im Handel zum Nachtheil der Steuerfähigkeit. Hohe Zollsätze sind die Freude der Schmuggler. Dem Geschmack der Consumenten durch Zölle eine der heimischen Industrie förderliche Richtung geben zu wollen, ist ein vergebliches und bei der Geneigtheit des Landvolkes, die inländischen Erzeugnisse zu verbrauchen, auch überflüssiges Beginnen“. Joseph II. antwortete, er sei überzeugt von der Nützlichkeit des Prohibitivsystems und Zinzendorf hätte es sich ersparen können, so heftig eine Lanze für die Handelsfreiheit zu brechen. In den Ansichten über Papiergeld und Creditwesen stimmte der Kaiser mit Zinzendorf überein, und er fuhr fort, ihn um Rath zu fragen, ja er schickte ihm die Gutachten der Minister zur besonderen Beurtheilung.

„Mein Leben vergeht in Sitzungen, Gesellschaften und Lectüre“, schrieb damals Zinzendorf. Es gab nicht leicht ein Werk von Bedeutung, das er nicht gelesen. Vornehmlich liebte er geschichtliche, staatsrechtliche und, wie es jener Zeit entsprach, philosophische Werke, z. B. Tacitus, Gibbon, Gillies Geschichte Griechenlands, das Naturrecht von Schlettwein, Garve über die Bauern, Zimmermann über die Einsamkeit, Herder, Ideen zur Geschichte der Menschheit u. a. Dabei arbeitete er an Denkschriften, Tagebüchern, auch an einer Lebensgeschichte seines verstorbenen Bruders Ludwig. Die Gesellschaft, in der er sich bewegte, war die hocharistokratische in Wien, die Familien Schwarzenberg, Liechtenstein, Hoyos, Auersperg, Thun, Buquoy. Er war ein gern gesehener Gast in Krumau und Frauenberg, in Siierndorf bei Colloredo, in Gutenstein und Frohsdorf bei

Hoyos, in Goldegg bei der Fürstin Auersperg, in Dornbach bei Lacy. 1788 starben zwei alte Freunde, der Reichsvicekanzler Graf Colloredo, 82 Jahre alt, und Graf Philipp Sinzendorf, der ihm so viele Freundschaft erwiesen. Zinzendorf wurde in den Jahren 1784—1786 mehrmals in den kleinen Kreis geladen, welchen Joseph II. im Frühjahre in Laxenburg um sich versammelte. Im alten Schlosse zu Laxenburg war immer eine Wohnung für ihn bereit. Er studirte im Park die Pflanzen, ritt aus nach Pütten, Pottendorf, das einst seiner Familie gehört hatte, und nach Baden. In Wien nahm er als Commandeur und Großcapitular der österreichischen Ballei an allen Angelegenheiten des deutschen Ordens lebhaften Antheil. Seit 1783 besaß er die einträgliche Commende Großsonntag in Steiermark und es war ihm ein Vergnügen im Sommer dort zu rasten und einen Ausflug nach Kärnten daran zu knüpfen, wo er den Großkanzler des deutschen Ordens, Graf Rosenberg, besuchte. Auch bei der Erzherzogin Maria Anna in Klagenfurt wurde er gern gesehen. 1788, als der Kaiser im Türkenkrieg war, unternahm er eine Reise ins „Reich" [1]), um dem Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Max zu huldigen. Er besuchte Regensburg, Würzburg, Frankfurt, Mainz, Köln und blieb acht Tage in Poppelsdorf bei Bonn, wo der Erzherzog als Coadjutor von Köln residirte. Der Deutschmeister war sehr aufrichtig und vertraute ihm sogar; daß er nicht von der Krankheit seines Bruders Joseph ergriffen sei, „alles wissen und regieren zu wollen". Auf dem Rückweg hielt sich Zinzendorf in Heidelberg, Stuttgart, Ulm und Augsburg auf. Nicht leicht lebte in jener Zeit eine hervorragende Persönlichkeit, die er nicht kennen gelernt. 1784 war der junge Georg Forster, der als Professor nach Wilna ging, in Wien bei ihm, 1786 Professor Meißner aus Prag. Dabei blieb Zinzendorf ein feiner Beobachter der öffentlichen Zustände in Deutschland und Frankreich. Er war ein Anhänger Turgots und seiner Reformen und ließ sich eine Büste des Ministers aus Paris kommen. In Paris hatte er auch Mirabeau kennen gelernt. Mit Bewunderung

[1]) Vom 23. Juli bis 12. September.

schrieb er über dessen Schriften, beklagte jedoch dessen Eitelkeit und Frivolität. Mit seiner Familie blieb er immer in lebhaftem Verkehr und behielt ein warmes Herz für seine Brüder, seine Schwestern und alle Verwandte. Als sein Bruder Ludwig Zinzendorf gestorben war, übernahm er die Sorge für seine Schwägerin und ihre Tochter, die junge schöne Therese Zinzendorf, welche, als sie 1782 auf einem Balle bei Kaunitz das erstemal öffentlich erschien, Alle entzückte. Sie heiratete 1783 den jungen Grafen Joseph Dietrichstein, welcher Merkenstein und Gainfarn bei Baden in Niederösterreich besaß. Die Hochzeitsfeier wurde im Schwarzenberggarten in Wien gehalten, Therese zitterte bei der Trauung wie ein Blatt, „wie eine Rose vom Sturm geschüttelt"; zwei junge Schwarzenberg waren ihre Beistände, die Fürstin Eleonore, Gemahlin des Fürsten Johann Nepomuk Schwarzenberg, setzte ihr den Brautkranz auf. Zinzendorf verehrte ihr ein Brautgeschenk im Werthe von 1000 fl. und setzte ihr 6000 fl. jährlich aus. Therese Zinzendorf hatte nur zwei Kinder, welche gleich starben. Sie selbst starb nach der Geburt des zweiten Kindes am 22. Januar 1785 erst 19 Jahre alt, was den Onkel so in Kummer versetzte, daß er krank wurde. Im selben Jahre 1785 starb auch Zinzendorfs ältere Schwester Susanne, die einzige Tochter seines Vaters aus der ersten Ehe, in Rixdorf in Holstein, einem Gute ihres Mannes, 61 Jahre alt. Karl Zinzendorf hatte sie zärtlich geliebt und sie mehrmals in Dresden gesehen, das letztemal am 9. April 1776. In ihrem letzten Briefe vom 25. August 1785 aus Ranzau klagte sie über ihre Gesundheit und fügte hinzu: „Nun wie es Gott gefällig sein wird; werde ich leben, will ich versuchen mit dir zusammenzutreffen, wenn ich sterbe, wirst du dich gewiß an die Schwester erinnern, welche dich geliebt und welche auch dir theuer war". Sie war dem Knaben wie dem Manne gleich einer Mutter zugethan und hatte auch den Gedanken, ihm ihre Tochter mit einer Mitgift von 50.000 Thalern zur Frau zu geben, aber das Mädchen war mit 12 Jahren gestorben. Auch ihr Mann, Graf Baudissin, starb 1786 in Rixdorf und ihr jüngster Sohn, Karl Baudissin, wurde 1787 in einem Duelle mit Graf Gersdorf erschossen. Die Güter in Oesterreich waren nach dem

Tode Ludwig Zinzendorfs an den nächsten Bruder, Graf Friedrich Zinzendorf, gefallen, welcher damals Generalmajor und sächsischer Gesandter in Berlin war. Er kam 1782 nach Oesterreich und Karl Zinzendorf begleitete ihn nach Wasserburg und Karlstetten. Friedrich Zinzendorf konnte als Protestant wohl die Güter übernehmen, aber nicht das Erbamt eines Obersterblandjägermeisters, welches der Familie vom Kaiser Max I. 1516 verliehen und noch 1712 von Karl VI. zuerkannt war. Der Landmarschall Graf Pergen machte Karl Zinzendorf auf die Erledigung des Erbamtes aufmerksam, dieser bewarb sich darum und erhielt dasselbe. Auf Friedrich Zinzendorf, der seit 1767 mit der Gräfin Louise Bylandt-Polstercamp vermählt war, beruhte noch die Hoffnung der Familie, aber er hatte bisher keine Kinder und war bereits 52 Jahre alt. Karl Zinzendorf sah den Verfall seines Geschlechtes vor sich und beklagte es nun, daß er nicht geheiratet und nicht Familie habe. In seiner Jugend hatte ihn eine natürliche Ehrbarkeit vor allen Beziehungen mit Frauen zurückgehalten. Dann kam die Zeit des Ehrgeizes, der Wunsch in Wien zu bleiben, sich eine Stellung zu verschaffen, die Sorge für den Haushalt und die falsche Scham und Scheu. „Ich war schlecht erzogen", schrieb er 1782, „wenig glücklich, muthlos, man mißhandelte mich ohne Grund, meine Eltern flößten mir Furcht statt Liebe ein, meine Brüder und Schwestern waren leichten Sinnes und beherrschten mich. Ich hatte eine schlechte Meinung von mir, versenkte mich in Trübsinn, und nur ein glückliches Naturel half mir aus dieser quälerischen Selbstpeinigung heraus." 1789: „Ich war geschaffen zu lieben und geliebt zu werden". Sein weiches Gemüth hatte ein lebhaftes Gefühl für Frauenliebe und Frauenfreundschaft aufbewahrt. Wenn ihm eine schöne geistvolle Frau freundlich entgegentrat, flammte sein Herz auf und er hatte dann Mühe, diese Flammen wieder auszulöschen. Im November 1782 kam seine Cousine, Baronin Louise Diede, geborne Gräfin Callenberg, mit ihrem Manne nach Wien. Ihre Lebhaftigkeit und ihr einfaches elegantes Wesen entzückte ihn, und als sie 1785 aus Italien zurückkehrte und abermals in Wien Halt machte, fühlte er sein Herz heftig schlagen. Diese Neigung machte

bald wieder einer anderen Platz. Eine junge Witwe, Gräfin N., kokettirte mit ihm und hielt ihn mehrere Jahre warm, bis er sich getäuscht und enttäuscht zurückzog. Sie war eine schöne Frau, hatte große Augen, einen schlanken Wuchs, eine vornehme Haltung, spielte Clavier, liebte die Lectüre und besaß Geschmack und Geist. Zinzendorf hatte in den Achtziger Jahren eine romantische Liebe zu ihr gefaßt. Er besuchte sie oft, fuhr mit ihr im Lande herum und unterhielt einen zärtlichen Briefwechsel. Aber Zinzendorf scheint ihre Wünsche nicht befriedigt zu haben, sie schickte ihm ihre Briefe zurück und reiste ab. Zinzendorf hatte von diesem „lächerlichen Roman" viel zu leiden, bis er wieder ins Gleichgewicht kam. In seinem Tagebuche citirte er aus einer Abhandlung des Grafen la Platière den Satz: „Der größte Schmerz eines Mannes von Geist und die Betrübniß, die ihm ein Liebesleiden einflößt, besteht eben darin, daß er sie als lächerlich erkennt und doch nicht aufgeben und mäßigen kann. Das Herz ist unabhängig vom Verstande". Seine vertraute Freundin wurde später die Fürstin Josepha Rosalia Auersperg, geborne Gräfin Trautson, die zweite Gemahlin des Fürsten Heinrich Auersperg und seit 1783 Witwe. Sie hatte als Mädchen den Grafen Ludwig Zinzendorf geliebt und blieb seinem Bruder bis zu ihrem Tode in wahrer Freundschaft zugethan. Aber diese Freundschaft füllte sein Herz nicht aus; je älter er wurde, desto mehr beklagte er seine Ehelosigkeit. 1790 schrieb er: „Man hätte mir in meiner Jugend mehr Spielraum, mehr Vergnügen gewähren, mehr Selbstvertrauen einflößen sollen. Ich hätte die Religion meiner Väter nicht gegen mein Herz verlassen, mich nicht durch den Gedanken, daß ich nie einem Mädchen gefallen und nie heiraten werde, zu einer gezwungenen Ehelosigkeit verdammen sollen. In Sachsen hätte ich sachte eine Carriere gemacht, hätte mich verheiratet, die Träume meiner Einbildungskraft hätten meine Studien und mein Glück nicht gestört, ich hätte meine Kinder in der Tugend erzogen, meine Laufbahn wäre einfacher, weniger reich, aber sicherer gewesen. Ich wäre vielleicht weniger klug, aber heiter, glücklich, gesellig, liebender geworden. So blieb ich in allem Novize. Während meines Aufenthaltes in Lissabon von 1767—1768 verlangte der

Staatskanzler Fürst Kaunitz in einer Depesche von mir die größten Details über die Gesichtsfarbe, den Hals, die Füße, die Hände, die Leibesfülle, über die wahre Farbe der Haare und Wimpern, über die Haltung, Manieren und den Gang der damals 21jährigen Infantin Maria Benedicta von Portugal. Dieser Auftrag versetzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Ich war ein junger Mann von 29 Jahren und befand mich in Bezug auf die Weiber in der vollsten Unwissenheit. Ich weiß nicht mehr, wie ich mich aus dieser kitzlichen Sache gezogen".

Die Arbeit und die Kraft der Entsagung, an die er sein ganzes Leben gewohnt war, der Wechsel des öffentlichen Lebens halfen ihm aus allen krankhaften Stimmungen heraus. Es kam die belgische, die französische Revolution, die Krankheit und der Tod Kaiser Josephs und der Sturz seines politischen Systems. Zinzendorf erzählt davon:[1]) „Am 12. Dec. 1789 sah ich K. Joseph II. zum letztenmal, er hustete fürchterlich, klagte über Brust- und Athembeschwerden und glaubte sich von der Schwindsucht bedroht. Er kann nicht mehr im Bette liegen, sondern nur sitzen, und dies unbequem. Ich rieth ihm nach Pisa zu gehen, er meinte aber, nicht fort zu können. Am selben Tag verloren wir Brüssel. S. Maj., von den Unruhen unterrichtet, welche in Ungarn durch die Ueberschreitung der Gesetze veranlaßt und, wie man sagt, durch preußische Emissäre genährt wurden, faßte plötzlich den Entschluß alle Veränderungen, die er in einem Zeitraum von 9 Jahren in diesem Königreich vorgenommen, zu widerrufen; er versprach den Ungarn, ihnen die Krone zurückzugeben und einen Landtag für das J. 1791 einzuberufen. Im J. 1790 kam Graf Georg Banfy, Gouverneur von Siebenbürgen, nach Wien, um mit seinen Ratschlägen dem ungarischen Hofkanzler Graf Karl Palffy beizustehen. Er sagte dem Kaiser, es sei noch möglich in Ungarn alles auf den alten Fuß zu bringen; alle Ordonnanzen seien nur zur Hälfte ausgeführt, das Feuer der Insurrection glimme im Clerus und im zahlreichen Adel noch unter der Asche. Joseph II. sagte am 12. Jan. zu

[1]) Confessions II, III. Ms.

seinem Oberstkämmerer: „Wenn ich nur sterben könnte". Er sprach am 13. viel über den Kataster und gab zu erkennen, daß er von der Trefflichkeit der Sache nicht mehr überzeugt sei. Er fertigte den Befehl aus, die Commission des Katasters solle ohne die Provincialregierungen nichts mehr entscheiden. Der Kaiser will den General d'Alton selbst vor dem Kriegsgericht anklagen. Der Vicekanzler Cobenzl ist in Zwist mit dem Exminister von Brüssel, dem Grafen Trautmannsdorf. Am 21. sprach Fürst Kaunitz mit seinem Sohne Ernst über das Unheil dieser Regierung. Joseph II. klagte sich selbst desselben an. Das muß seine letzten Augenblicke mit Bitterkeit erfüllt haben. Durch ein rührendes Billet ernannte der sterbende Kaiser seinen Oberstkämmerer Graf Rosenberg zu seinem Conferenzminister für das Auswärtige. Er schrieb ihm, wenn er annehmen würde, könne er ruhiger sterben. In dieser Conferenz war noch der Obersthofmeister Fürst Stahremberg und Marschall Lacy. Das Rescript, welches alle in Ungarn seit 9 Jahren getroffenen Einrichtungen widerruft, war vom 28. Jan. datirt. Der sterbende Kaiser ging dabei eilig wie immer und rascher vor, als selbst die ungarische Hofkanzlei gerathen hatte. Einige Gutsbesitzer in Niederösterreich hatten die Absicht, dem Kaiser ein Gesuch gegen den Kataster zu überreichen, indessen beharrte derselbe immer noch auf dem ungerechten Angriffe auf das Eigentum der Herrengilten. Am 4. Febr. kündigte ihm Dr. Quarin an, daß sein Zustand hoffnungslos sei und er nur kurze Zeit mehr zu leben habe. Ein Consilium von 5 Aerzten bestätigte seine Aussage. Der unerschrockene Herrscher ernannte seinen Arzt zum Freiherrn und machte ihm ein Geschenk von 10.000 fl. Er ernannte zu seinem Beichtvater einen Augustiner, der alle Nachmittage zu ihm kam und ihn zum Tode vorbereitete. Der Tod der Erzherzogin Elisabeth ergriff den Kaiser sehr und er weinte darüber mit seinem Neffen, dem Erzherzog Franz. Am 13. wurde der Kaiser öffentlich versehen, am 15. früh zwischen 7 und 8 Uhr erhielt er die letzte Oelung, während man in der Stadt noch zweifelte, ob das Aeußerste zu befürchten sei. An diesem Tag dictirte er einen Abschied an die Armee. Die ungarische Krone ging am 18. nach Ofen ab. Am 19. morgens

fühlte der Kaiser, von Schwindelanfällen geplagt, seine Sehkraft schwinden und am 20. morgens beim Erwachen meldete man mir, daß Kaiser Joseph II. um 5½ Uhr verschieden sei. Kurz darauf brachte man mir ein Handbillet des Monarchen, desgleichen an alle Minister gerichtet waren. Ich ging dem Erzherzog Franz meine Aufwartung zu machen und las das von unserem Herrscher an Rosenberg gerichtete Billet, das wie jenes an Lacy vom 19. abends datirt war".

„Joseph II. hat sich frühzeitig von dem verhängnisvollen Vorurtheile erfüllen lassen, das einzige Gesetz, die einzige Verfassung eines Staates sei der Wille des Herrschers. Diese durch das Beispiel des großen Friedrich, den er sich zum Vorbilde genommen, hinlänglich berechtigte Idee schmeichelte seiner Selbstliebe und wurde die Triebfeder aller seiner Handlungen. In der Ueberzeugung, daß es seine Bestimmung sei, beständig im Großen wie im Kleinen zu regieren, hielt sich dieser Fürst verpflichtet nach seiner Einsicht alles über Krieg und Frieden mit und über die Verträge wie über die bürgerlichen Gesetze zu entscheiden; die directen Steuern möglichst gleich zu verteilen, die indirecten zu vereinfachen, den Gewerbefleiß durch Zwangsmittel und Verbote zu beleben, den Schmuggel zu verhindern, die Erziehung der Jugend, die Schulen, die Priesterseminare, die religiösen Ceremonien zu regeln, die Zahl der Klöster zu vermindern, die Pfarren auf dem Lande zu vermehren, die Verpflegung der Armee zu sichern. Er fand es für gut die Leibesstrafen zu verschärfen, die Verbrecher mit heißem Eisen brandmarken zu lassen und die Spitäler, Gefängnisse, Casematten, Zeug- und Armenhäuser abzulaufen. Alle diese Gegenstände wurden ohne Berathung, ohne Combination, ohne Ueberlegung durch Billete, die er dictirte, erledigt. Auch das Regiment der unsterblichen Maria Theresia, das viel milder als das seine war, hatte auf Grundsätze und auf die Staatsverfassung keine Rücksicht genommen. Despotische Minister ohne wahrhafte Befähigung waren die Anordner. Joseph II. mit einem großen Scharfblick begabt entdeckte rasch ihre schwachen Seiten. Sein Mißtrauen, das bei Herrschern so natürlich ist, flößte ihm eine schlechte Meinung von den Menschen im Allgemeinen ein.

Er hielt sie nur durch Ehrgeiz, Habgier und Vergnügungssucht getrieben. Rechtschaffenheit und Ehrbarkeit waren ihm ein Räthsel, selbst die Güte, die in seinem Herzen ruhte, hielt er in ihren Wirkungen für schädlich. Er bemühte sich gar nicht eine Verleumdung zurückzuweisen oder zu bestrafen. Er bildete sich ein sicher zu regieren, wenn er alle Zweige der Verwaltung zerstückte, isolirte und in jeder Provinz Zwietracht säete. In der Eifersucht auf seine Macht untergrub er die Autorität seiner Minister und Gouverneure. Auch ein Fürst, welcher die Wissenschaft der Regierung von Grund aus studirt und in einfache gleichförmige Grundsätze vereinigt hätte, wäre nicht im Stande gewesen, so verschiedene Gegenstände durchzuführen oder vielmehr er hätte gar nicht den Versuch gemacht und Joseph II. wagte das alles zu unternehmen. In seinem unruhigen Temperamente verband er damit ein zerstreutes Leben und eine wahre Reisewuth. Um den Schein zu vermeiden, als habe er den Rath seiner Minister vonnöthen, umgab er sich mit einer Schaar subalterner Intriguanten. Ein solches Regiment mußte unter seiner eigenen Last zusammenbrechen. Ehe 10 Jahre verflossen waren, drohte auch der allgemeine Ruin. Dieser Fürst, der seine Verwaltung unter so glücklichen Auspicien begonnen, mußte seine willkürlichen Anordnungen in Belgien und Ungarn widerrufen; er beendete seine Laufbahn mit 49 J., der Regierung und des Lebens müde und betrachtete das Grab als einen Schutz gegen den allgemeinen Sturm und als das Ende seines Mißgeschickes."

„Am 21. Febr. sah ich den todten Kaiser auf dem Paradebette in seinem Schlafzimmer ausgestellt. Die tiefe Trauer begann am 22., dem Tage des Begräbnisses; die heil. Feier dauerte vom 23.—26.; der Katafalk bei den Augustinern war schön. Die kleinmüthigen Einwendungen des Obersthofmeisters Fürst Stahremberg hielten uns, den Reichsvicekanzler Fürst Colloredo, den Oberstkämmerer Graf Rosenberg und mich, nicht ab, Sonntags den 27. Febr. der außerordentlichen Versammlung der niederösterreichischen Stände beizuwohnen. Zum erstenmale nahm ich den Platz als Herrenstandscommissär auf der Herrenbank ein. Als die Abstimmung an mich kam, setzte ich der Versammlung die Mängel

des Katasters und die Ungerechtigkeit der Beschränkung der Herrengilten auseinander und schlug zugleich den Inhalt der Vorstellungen für den neuen Herrscher vor. Meine Ansicht wurde fast einstimmig angenommen und über den Antrag meines Freundes des Oberstkämmerers beauftragte mich die Versammlung mit der Abfassung einer Denkschrift, welche die Stände dem Kaiser vorlegen würden. Als Collegen im Ausschuß gab man mir den Grafen August Auersperg, Vicepräsidenten der niederösterreichischen Regierung, die Prälaten von Klosterneuburg und von den Schotten, die Herren Moser und Hacquet. Diese Denkschrift wurde schon am nächsten Tage, den 28. Febr., entworfen und am 2. März auf den Tisch der Stände niedergelegt. Die Grafen Chotek und Banffy, Fürst Stahremberg billigten dieselbe. Ich conferirte darüber mit meinen Collegen und den beiden Verordneten Graf Hoyos und Baron Stiebar. Wir blieben einmüthig, nur der Landmarschall Graf Pergen fand einiges zu erinnern. Am 10. März las ich nach einem fürchterlichen Scandal, den der verrückte Philipp Kinsky in Gegenwart des Marschalls Laudon und vieler anderer Herren machte, die Denkschrift vor und die Majorität zeigte sich davon befriedigt. Man beschloß dieselbe dem neuen Herrscher durch eine ständische Deputation zu überreichen. Am 12. März, am Tage, an welchem Leopold II. nach Wien kam, sprach ich mit dem Fürsten Kaunitz, der mir sein Beileid bezeigte, daß ich wegen des Katasters so vielen Verleumdungen ausgesetzt war. Hofrath Haan kam zu mir und wünschte aus der Commission des Katasters auszutreten. Ich sammelte alle Ausweise für die Zweige meines Departements um sie dem neuen Herrscher vorlegen zu können, aber er verlangte mir nichts ab und sprach auch nicht über den Stand der Finanzen, worüber ich ihm einen Ausweis lieferte. Meine erste Audienz bei dem K. Leopold hatte ich am Sonntag den 14. März. S. Maj. schrieb dem Grafen Chotek in der Angelegenheit des Katasters Verdienste zu, wo dieser kein anderes hat, als daß er, wie es seine Pflicht war, lieber den Dienst verließ, als das Patent wider sein Gewissen zu unterschreiben. Der Oberstkämmerer interessirte sich lebhaft für ihn. Am 18. verkündigte der Landmarschall in der Ständeversammlung den gnädigen

Empfang, welchen die Deputation mit der Denkschrift bei dem Könige gefunden. Die Fürsten Ludwig Liechtenstein und Stahremberg setzten durch, daß ich auch mit der Dankadresse betraut wurde. Diese wurde am 26. vorgelegt und discutirt. Am 3. Apr. wurde auch eine Beschwerdeschrift verlesen, welche Graf Chotek ausgearbeitet hatte. Die adeligen Grundbesitzer wollten ihren Antheil an der Grundsteuer zur Erleichterung des Bauers verdoppeln. Am 6. Apr. empfing Leopold II. die feierliche Huldigung der niederösterreichischen Stände, wobei ich als Obersterblandjägermeister erschien. Wie die meisten Erbämter hatte ich bei Hof einen Tisch von 12 Gedecken zu versorgen. Mehrmals kam ich zur Besprechung wichtiger Dinge zu dem Könige, da er mich aber nicht rufen ließ und nicht über mein Departement sprach, hielt ich ihn für mißtrauisch und gegen mich eingenommen. Die Conferenzen über die Abschaffung des Katasters Josephs II. dauerten den ganzen Monat April fort. Am 18. April kam die Nachricht von der Eroberung von Orsowa. Der Oberst Graf Karl Auersperg, welcher die Nachricht brachte, erhielt das kleine Kreuz des Theresienordens und wurde zum Generalmajor befördert. Am 1. Mai war bei dem Erzherzog Franz die erste Conferenz über die Mittel zur Führung eines Krieges gegen Preußen. Marschall Lacy kam nicht. Außer den beiden Conferenzministern waren dabei die Grafen Hatzfeld und Kolowrat, Marschall Laudon, ich, Baron Spielmann, die Räthe Bolza und Türkheim, der Secretär Nikelsperg. Die Sitzungen wurden am 4. Mai und 8. Juni fortgesetzt. Spielmann war von einem panischen Schrecken ergriffen, weil er glaubte, die Preußen würden in Galizien einfallen. Die 4 Erzherzoge, Ferdinand, Karl, Leopold und Joseph kamen am 13. Mai an, die Königin am 16. Ich hatte am 19. Audienz bei ihnen, der König ließ mir zur Erinnerung an die Huldigung am 6. Apr. ein wohl eingerichtetes Jagdnecessaire überreichen. Bei den Ständen wurden im Juni die Ausschüsse gewählt und die Verordneten beeidet. Der Landmarschall Graf Pergen verabschiedete sich von den Ständen und Graf Schallenberg ersetzte ihn einstweilen als Aeltester des Herrenstandes. Die Prälaten bilden eine getrennte Classe seit Ferdinand II. Man hatte unter der Regierung

dieses Fürsten von einer Vertretung keine Vorstellung; nicht die Würde sondern der Grundbesitz soll in größtmöglichster Gleichheit vertreten sein. Am 25. las man in der Ständeversammlung den Entwurf der Instruction für die Verordneten und Ausschüsse ab und im Aug. wurde das neue Matrikelbuch mit der neuen Steuerfassion vorgelegt. Am 27. Oct. debattirte man über die Postulate, am 30. nahm man die Wiener Universität in die Zahl der Stände auf."

Zinzendorf zeigte sich von der Wiederherstellung der Stände selbst in den engen Grenzen der Theresianischen Zeit sehr befriedigt, aber die Hoffnungen, welche er auf die Regierung Leopolds II. gesetzt, fand er nicht erfüllt. Er sah überall nur Eifersucht, persönliche Motive, Schwanken und Unordnung. In der That wurde in der Staatsverwaltung von 1790—1792 mehr restaurirt als Neues geschaffen. Leopold II. war durch die auswärtige Politik und die Verfassungsangelegenheit in Ungarn und Böhmen so in Anspruch genommen, daß ihm wenig Zeit blieb, tiefer in die Verwaltung einzugreifen. Zinzendorf wurde abermals 1790 Präsident einer außerordentlichen Commission, welche über die Trennung der Hofkammer von der Hofkanzlei, über die indirecten Steuern und das Zollwesen berathen sollte; aber er kam damit zu keiner Wirksamkeit und als die Hofkanzlei die Commission als untergeordnet betrachtete, bat er um seine Enthebung, weil er nicht „auf fremden Felde pflügen könne". Er schmeichelte sich damals, Präsident der Hofkammer oder Finanzminister zu werden, mußte aber erfahren, daß sein Gegner Graf Rudolph Chotek, der um jeden Preis wieder ins Ministerium kommen wollte, ihm vorgezogen wurde, wie Zinzendorf meinte, nur durch Intriguen. Chotek wurde am 25. Januar 1791 zum Präsidenten der Hofkammer ernannt. Er wollte seinem Departement den Namen „oberste Finanzhofstelle" geben, wurde aber damit abgewiesen. In einer Denkschrift an den Kaiser hob er hervor, wie schwierig die Leitung der Finanzen in diesem Zeitpuncte sei, wo die erfahrensten und geschicktesten Arbeiter sich schon dem Ende ihrer Laufbahn nähern, ohne daß ein Nachwuchs da sei[1]).

---

[1]) Sitz.-Ber. d. Akademie IX. 448.

Sein Wunsch war Oberstkanzler zu werden und die Leitung der Finanzen damit zu vereinigen. Da er sich aber bald mit Leopold II. überworfen hatte, schied er schon 1793 wieder aus dem öffentlichen Dienst. „Meine Philosophie", schrieb damals Zinzendorf, „litt sehr unter diesen Ereignissen und ich fühlte mich oft versucht, den Dienst zu verlassen, aber das ist ein Entschluß, den man nur in der vollsten Seelenruhe fassen soll. Mein Benehmen war linkisch und ungeschickt, ich hätte sollen weniger arbeiten, Interessen und nicht Meinungen haben. Der persönliche Ehrgeiz war mir jedoch fremd. Jeder Verstellung Feind, der Arbeit Freund, unfähig dieselbe meinen Untergebenen zu überlassen, wenig Höfling, an ein arbeitsames Leben gewöhnt, wollte ich alles meiner Arbeit, meinen Fähigkeiten, der Geradheit und Aufrichtigkeit meines Charakters verdanken. Auf diese Weise gelangt man an den Höfen nicht zu glänzenden und einträglichen Stellungen. Hätte Leopold II. im Dec. 1790 zu mir mit der Güte und mit dem Freimuth gesprochen wie Joseph II. im J. 1782, stände ich wahrscheinlich an der Spitze der Finanzhofkammer und der mich ausgestochen, wäre auf meinem Posten; aber Leopold II. war furchtsam, mißtrauisch, noch zu fremd in seinem Reiche, zerstreut, und hatte es mit einem Manne wie ich zu thun, der selbst bescheiden, furchtsam und mißtrauisch war."

Zinzendorf blieb Präsident des obersten Rechnungshofes. Unter Joseph II. waren demselben alle Rechnungskammern in den Provinzen und das ganze Verrechnungswesen der Provincialstände untergeordnet. Seitdem waren die Rechnungskammern von Brüssel und Mailand, die Buchhaltung der Regierung in Ofen und Hermannstadt, sowie die Buchhaltung der Stände von Oesterreich und Mähren weggefallen. Der Einfluß des Departements auf die allgemeine und gleichförmige Ordnung der Finanzen und das Verrechnungswesen war geschwächt, aber nicht vernichtet und der Rechnungshof erschien noch immer als das einzige Departement, welches dem Souverain die genauesten Aufschlüsse über die Leistungen und Lasten der Provinzen, über die Steuern, Handel und Zoll vorlegen konnte. Damit begnügte sich Zinzendorf und er kam noch oft in Gelegenheit, dem Kaiser und dem Erzherzog Franz zu dienen.

Beide bewahrten ihm ihre Achtung und ihr Vertrauen. Leopold II. erhöhte seinen Gehalt und ernannte ihn noch 1791 zum wirklichen geheimen Rath. Dabei fand Zinzendorf Zeit genug, zu studiren, zu botanisiren und kleine Ausflüge auf das Land zu unternehmen. Im Sommer 1791 reiste er nach Tachau zu dem Grafen Windischgrätz und seiner Gemahlin, gebornen Fürstin Arenberg, und vergaß dort allen Kummer über die politischen Dinge. Auf der Rückreise begrüßte er in Prag Kaiser Leopold II., der von der Zusammenkunft mit dem König von Preußen und Kurfürsten von Sachsen in Pillnitz heimkehrte. Von den französischen Emigranten, dem Grafen Artois, von Calonne, François d'Escars, Valentin Eßterhazy, welche Zinzendorf schon in Wien kennen gelernt hatte, war er nicht sehr erbaut. Zu Anfang 1792 unterzeichnete Leopold II. das Bündniß mit Preußen, in Belgien wurde alles für den Krieg vorbereitet, als durch den plötzlichen Tod des Kaisers alles unterbrochen wurde. Leopold II. erkrankte am 28. Februar und starb am 1. März 1792 in Wien an den Blattern, erst 45 Jahre alt. Zinzendorf fällt über ihn ein scharfes Urtheil:[1] „Leopold II. hatte mehr als 25 J. in Toscana regiert, war seit 2 J. König von Ungarn und Böhmen, seit 1 J. 4 Monaten Kaiser. Nicht einmal Albrecht II. hat so kurz regiert. Der Nachwelt kommt es zu, sich über die Denkart und Handlungen Leopold II. auszusprechen; die Dinge sind unserem Blicke noch zu nahe, als daß wir aus ihnen ein genaues Urteil ableiten könnten. Er war ein guter, humaner, wohlthätiger Fürst, der weder des Urtheils, noch der Ansicht ermangelte, aber zugleich furchtsam, schwach, ein Feind der Arbeit, argwöhnisch, scheu, mißtrauisch. In Toscana hatte er nach guten Grundsätzen regiert. Wäre er der unmittelbare Nachfolger Maria Theresia's gewesen, er hätte vielleicht in Oesterreich sein toscanisches Regiment fortgeführt, er hätte mit der Ruhe eines Weisen die guten Grundsätze seines Bruders befolgt, aber sich gehütet das Eigenthumsrecht anzutasten und, wie Joseph gethan, den Ackerbau den kleinen industriellen Experimenten der Hauptstadt zu opfern.

[1]) Confessions III. 1792, gekürzt.

Die Wirren und die Gährung, welche durch die Reformen seines ungeduldigen Bruders erregt waren, schüchterten den ohnehin ängstlichen Charakter Leopolds II. ein. Er begann, noch bevor er nach Wien kam, an den Grundsätzen der Verwaltung zu zweifeln, die er selber befolgt hatte. Er versprach allen alles und darüber hinaus, was sie verlangten; er hielt sich verpflichtet alles umzustürzen, was sein Vorgänger aufgerichtet hatte, warf auseinander, was jener vereinigt hatte und vervielfachte die Rathskörper und die Provincialregierungen. Eine Folge seiner Schwäche war, daß er den Krieg gegen Frankreich als Erbschaft hinterließ. Wie Rußland seinen Verbündeten Joseph beherrscht hatte, gab sich Leopold dem König von Preußen hin, dem einzigen Urheber des schmachvollen Friedens zu Szistowe. Die zwei Unterhändler Spielmann und Bischofswerder paßten vollkommen zu einander. Trotz seiner Güte und Leutseligkeit wurde Leopold II. wenig bedauert. Sein unerwarteter Tod rief im Publicum keine Sensation hervor. Die Kaiserin Maria Louise, die nur für ihn gelebt hatte, erfreute sich seit seinem Hingange keiner festen Gesundheit mehr und starb schon nach 10 Wochen. Die vornehmsten Werke Leopolds II. als Beherrscher der österreichischen Monarchie sind: die Convention von Reichenbach, der Friede von Szistowe und die Convention von Pillnitz, durch die er uns den Krieg gegen die Franzosen hintermachte. Ohne die Reichenbacher Convention hätte er in den ersten Monaten seiner Regierung einen glorreichen Frieden mit der Pforte schließen können. Ferner: die Trennung Toscana's von dem Gesammtkörper der Monarchie, die Pacification der belgischen Provinzen, die mindestens ein halbes Jahr früher vollendet sein konnte, die Beilegung der Unruhen in Ungarn, vor denen man viel zu viel Furcht hegte."

Diese Charakteristik Leopolds II. ist jedoch nach den neuen Anschauungen viel zu mildern und zu corrigiren. Zinzendorf war über die äußere Politik schlecht unterrichtet. Der Friede von Szistowe hat die russisch-orientalische Politik isolirt, der Vertrag von Reichenbach hat diesen Frieden gesichert, die ungarische Bewegung fand keinen Nahrungsstoff mehr, England und Preußen zogen ihre Hand von der belgischen Revolution zurück und den Krieg mit Frankreich

hat Leopold II. nicht gesucht. Auch für die innere Politik zeigte Zinzendorf keinen tiefen Blick. Leopold II. war schwach gegen Personen, aber nicht in Grundsätzen. „Ich werde mich", schrieb er schon am 25. März 1790, „mit Geduld waffnen und in allem nachgeben, was gerecht und vernünftig ist, aber darüber auch keinen Schritt." Er gab den Gedanken der Staatseinheit Oesterreichs, welcher das Lebensziel Joseph II. war, auf, er lockerte die Bande der Centralisation, aber dem unzufriedenen Adel und der Geistlichkeit hat er nur mäßig nachgegeben. Ein ausgezeichneter deutscher Geschichtsschreiber schreibt von Leopold II.:[1]) „Wie die Dinge lagen, war es kein geringes Glück für das Haus Lothringen, daß gerade dieser Lenker vorhanden war, den zerrütteten Staat von dem Rande des Abgrundes zurückzuziehen. So gescheidt und ruhig, so weich, gemäßigt, und doch so unerschütterlich fest trat er in die Geschäfte ein und wußte sogleich das Vertrauen um sich her zu verbreiten. Er war geistig genug, um die Grundprincipien Josephs II. zu würdigen, und nüchtern genug, um jedem unerreichbaren Ziel gelassen den Rücken zu kehren. Er war ohne weiters bereit, den großen Eroberungsplänen seines Bruders zu entsagen, um das Dasein des Gesammtstaates zu retten und der Zukunft desselben nichts zu vergeben".

Die Regierung Kaiser Franzs II. kündigte sich nicht mit neuen politischen Grundsätzen, sondern nur mit einem Wechsel der leitenden Personen an. Im ganzen blieb die Josephinische und Leopoldinische Gesetzgebung, aber es fehlte von Anbeginn aller Impuls für eine weitere Entwicklung. Für eine Zeit bestand die vornehmste Thätigkeit der Verwaltung nur in einem Zusammen- und Auseinanderschieben der verschiedenen Ministerien, wobei eine gräuliche Unordnung in der Geschäftsführung eintrat. Der Regent im Innern blieb Graf Leopold Kolowrat, welcher von 1796—1805 als dirigirender Staatsminister alle Geschäfte leitete. Seine Reform bestand darin, daß er den Staatsrath bei Seite schob und durch die Ministerialconferenz ersetzen wollte. Der Kaiser erwartete davon

---

[1]) v. Sybel, französ. Revol. I. 167.

„die Formirung eines wahren Esprit d'affaire". Der freimüthige Zinzendorf bemerkte dazu:[1]) „Der einzige wahre Esprit d'affaire ist der Esprit public. Mit diesem wolle Gott alle Staatsdiener begnadigen, sowol die Chefs und Räthe der Hofstellen als die Staatsräthe. Vor dem Gemeingeiste wird der Egoismus und die Cabale, welche nur das Heilsame zerstören und das Schädliche fördern, das Feld räumem müssen". Uebrigens erreichte Zinzendorf unter Kaiser Franz II. das Ziel, das er sich so sehnlich gewünscht. Er wurde 1792 wirklicher Staatsminister bei dem Staatsrath, 1802 Staats- und Conferenzminister und 1808 dirigirender Staats- und Conferenzminister; aber er mußte schwere Kämpfe bestehen und wurde von Jahr zu Jahr aus dem eigentlichen Geschäftskreise hinausgedrängt. 1792 verlor er sein Amt als Präsident des Rechnungshofes. Dasselbe wurde dem „Directorium" untergeordnet, 1794 wieder hergestellt und 1801 für eine Zeit vollständig aufgelöst. Zinzendorf war nur ungern von diesem Amte geschieden, umsomehr als ihm im Staatsrathe kein bestimmtes Fach zugetheilt war. Auf Veranlassung des Grafen Hatzfeld erhielt er die oberste Leitung in Buchhaltungs- und Finanzsachen und 1797 das Creditwesen und die sogenannten geheimen Finanzen. Als 1801 der Staatsrath durch die Thätigkeit der Grafen Kolowrat und Saurau aufgelöst und das Staats- und Conferenzministerium geschaffen wurde, kam Zinzendorf für ein Jahr außer Activität, wahrscheinlich, wie er meinte, weil er zu viel über die verderblichen Finanzoperationen gesprochen und zum Frieden gedrängt hatte. 1802 wurde er wieder als Staats- und Conferenzminister für inländische Geschäfte berufen, und zwar unter dem Premierminister Graf Kolowrat. Auf seine Anregung wurde wenigstens die Trennung der Hofkammer und der obersten Justizstelle ausgesprochen. Er arbeitete im Auftrage des Kaisers eine Menge von Gutachten über einzelne Verwaltungszweige und Verwaltungsobjecte aus, aber seine Stellung blieb doch eine untergeordnete. Mit Betrübniß blickte er auf das „Gewimmel der Räthe" und die Unordnung in der Geschäftsführung. Die Con-

[1]) 18. Jan. 1796. Hock-Bidermann a. a. O. 647.

ferenz sollte eine Vereinigung der gesammten Staatsgewalt [1]), einen Ministerrath für die wichtigsten Fragen der inneren und äußeren Politik darstellen, aber der Zweck wurde nicht erreicht. Von einer Organisation im Großen war nie die Rede. Nach wie vor kamen die unbedeutendsten Gegenstände vor die Conferenz. Die Willkür der Regierung und die schlechte Finanzwirthschaft dauerten von Jahr zu Jahr fort. Bei jedem Schritt der österreichischen Politik wurde das Deficit größer, die Staatsschuld vermehrt, die Einnahmen geringer, der Staat und das Volk ärmer. Leopold Kolowrat, in seiner Jugend ein tüchtiger Administrator, war damals ein alter verlebter Mann, arbeitsscheu und nicht im Stande, die Geschäfte, die er versah, zu leiten und noch viel weniger eine neue Ordnung zu schaffen [2]). Zinzendorf hoffte vergebens, Präsident der Hofkammer oder Gouverneur in einer Provinz zu werden. In dieser Lage erschien es ihm wie eine Sicherung und Erholung, als ihn der Kaiser 1800 (30. Januar) neben seiner Ministerschaft zum Landmarschall der niederösterreichischen Stände ernannte. Mit Vergnügen schrieb er seinen Namen in das rothe Buch, in welchem die Verordneten seit 1695 und die Landmarschalle seit 1764 verzeichnet waren. Er erinnerte sich, daß seine Vorfahren häufig in der Landstube thätig gewesen. Als Präsident der Stände wohnte er 1804 am 2. August der denkwürdigen Versammlung bei, in welcher Kaiser Franz den Titel eines Erbkaisers von Oesterreich annahm. Die Conferenz dauerte nicht eine Stunde. Nach der Verlesung des Patentes sprach der Kaiser einige Worte, welche der alte achtzigjährige Fürst Starhemberg eben so kurz erwiderte. Zinzendorf erschien das Patent nicht genug klar und ausführlich, weil dasselbe nichts über die Krönung und das Ceremoniell enthielt, aber diese Puncte waren mit Rücksicht auf Böhmen und Ungarn vermieden. Die Provinzen behielten ihre geschichtlichen Namen, ihre Rechte und die besondere Verfassung.

---

1) Sitz.-Ber. d. Akademie IX. 434.

2) Springer, Gesch. Oesterr. seit 1809. I. 53.

Mit Vorliebe zog sich Zinzendorf in jenen Jahren in das deutsche Ordenshaus zurück. Seit 1800 war er der erste Rathsgebietiger und Statthalter der Ballei Oesterreich, seit 1801 Landescomthur. Er hatte die Ehre, den Erzherzog Karl als Coadjutor und als Hoch- und Deutschmeister zu begrüßen. Als Landescomthur nahm er den jungen Erzherzog Max, einen Vetter des Kaisers, 1803 in den Orden auf und ertheilte ihm den Ritterschlag. Zinzendorf versäumte keine Provinzcapitel; er besuchte die Güter des Ordens in Oesterreich und Steiermark und führte hier eine musterhafte Verwaltung ein. In jenen Jahren räumte der Tod unter seinen Freunden und Verwandten vielfach auf. Seine edle Schwägerin, „die Gräfin Ludwig“, starb in ihrem Hause in Penzing am 8. August 1803, 60 Jahre alt, seine Cousine, Louise von Diede, starb in Bassano 1803. Ein schwerer Schlag war für Zinzendorf der Tod seines Bruders Friedrich, welcher am 16. März 1804, 70 Jahre alt, plötzlich in Dresden verschied. Er war zuletzt sächsischer Cabinetsminister und hinterließ keine Nachkommen. Die beiden hatten sich seit vierzig Jahren nicht gesehen, aber stets eine familienhafte Verbindung und einen lebhaften Briefwechsel aufrecht erhalten. Karl Zinzendorf war nun der einzige männliche Sprosse seiner Familie. Der Gedanke, die lange Reihe seiner Vorfahren abschließen zu müssen, griff ihn gewaltig an. Er flüchtete auf das Land in die Einsamkeit, schrieb lange Betrachtungen über das Flüchtige alles Daseins und begann, seine Schriften zu ordnen und abzuschließen. Eine Skizze seines Leb[illegible] hatte er 1788 entworfen, vernichtet und 1789 wieder begonn[illegible] Er ergänzte sie zu einer Art Selbstbiographie bis 1803 [illegible]en vierten Band seiner „Bekenntnisse“ schloß er mit dem J[illegible]804 ab. Durch den Tod seines Bruders Friedrich war Karl [illegible]orf der Erbe der Familiengüter Wasserburg und Karlstett[illegible] Niederösterreich. Er hatte dieselben seit dem Tode seines ö[illegible]ruders verwaltet und kannte jedes Dorf, jeden Weiler. D[illegible] Wasserburg war vortrefflich eingerichtet, aber jenes in K[illegible] seit dem Tode des letzten österreichischen Zinzendorf halb[illegible] Im October 1804 kam er hinaus, versammelte die [illegible] Karlstetten, Toppelflinzbach und Pulten-

dorf und hielt ihnen eine Ansprache: daß das Gut seit fünfhundert Jahren bei seiner Familie sei und daß er ihnen als der Nachfolger seines Bruders nur Gutes thun wolle. Junge Mädchen brachten Blumen, die Knaben Früchte, der Pfarrer las die Messe und alle zeigten sich mit der neuen „Herrschaft" zufrieden. In der Kirche las Zinzendorf die Grabschrift seines Bruders und suchte sich zugleich einen Platz für sich aus. Noch in Karlstetten am 9. October entwarf er einen Brief, in welchem er den Sohn seiner Schwester Susanne, Graf Karl Baudissin, als Erben einsetzte. Im nächsten Jahre 1805 nahm er die Unterthanen von Wasserburg in Pflicht. Im Schlosse ließ er ein Bild seines Bruders Friedrich neben dem seinigen und jenem des Grafen Ludwig aufhängen. Mit wehmüthigen Erinnerungen betrachtete er die älteren Bilder seiner Familie, besonders jenes seiner Großmutter Teufel von Guntersdorf und der ersten Frau seines Vaters, einer Gräfin Polheim.

Als Zinzendorf im Sommer 1805 von einer Reise nach Mergentheim, wo er einem Capitel des deutschen Ordens beigewohnt hatte, zurückkehrte, war die Vorbereitung zum Kriege schon im vollen Gange: zu jenem unglücklichen Krieg, welcher Oesterreich zwei schöne Armeen, die Vorlande, Tirol, Venetien und 40 Millionen Kriegsentschädigung kostete. Eine Deputation der Stände begrüßte Napoleon nach der Schlacht bei Austerlitz am 17. December in Schönbrunn und bat um einen Nachlaß von den 32 Millionen Francs, welche die Provinz und die Stadt Wien zahlen sollten. Zinzendorf, der bei der Deputation war, sah sich das graue Ungethüm, welches so viel Schrecken über die Welt brachte, genau an, aber der Soldatenkaiser machte mit seinen großen schönen Augen, mit seiner festen Haltung und entschiedenen Sprechweise einen gewaltigen Eindruck auf ihn. Nur sein Französisch schien ihm von einem leichten Accent angehaucht. Napoleon sprach mit den österreichischen Herren über die Intriguen der Russen, ihre schlechte Haltung bei Austerlitz, über die Tapferkeit der Oesterreicher und besonders höhnisch über Cobenzl und Collenbach. Als der Landgraf Fürstenberg, der Führer der Deputation, die Herren einzeln vorstellte, richtete Napoleon auch einige Worte an Zinzendorf.

Wenige Tage nachher, am 22. December, erhielt dieser vom General Clarke ein Billet, daß ihn der Kaiser am nächsten Tage in Schönbrunn zu sprechen wünsche. General Bertraud führte ihn in den Salon, wo die berühmten Bilder von Meytens sind. Napoleon fragte ihn, ob er in den äußeren Geschäften gedient habe, sprach über Venetien, Dalmatien, die er mit Italien vereinigen wolle, über die österreichische Alliance mit Rußland, über Joseph II. und seine wirthschaftlichen Reformen, über den Kataster in Frankreich, der ihm schon sechs Millionen koste, u. a. Tags darauf, am heiligen Abend, reiste Zinzendorf mit dem Bürgermeister Wohlleben und einigen ständischen Mitgliedern nach Holitsch in Mähren, wo Kaiser Franz den Abschluß des Friedens abwartete. Zinzendorf fand hier die Fürsten Liechtenstein, Schwarzenberg, die Grafen Stadion, Hardegg, Colloredo, den Sohn des Ministers, Lamberti, welcher die Honneurs machte, Oberst Kutschera, der sich wie ein Kriegspräsident benahm, aber wie ein Ritter von der traurigen Gestalt erschien. Kaiser Franz empfing die Deputirten am 25. und 26. feierlich und huldreich, erzählte von Napoleon, vom Frieden, sprach über Mack und Jellačić, die sich wie „Narren" aufgeführt, über den Finanzminister Zichy, mit dem er sehr unzufrieden war. Zinzendorf war von allem, was er beobachtete, nicht sehr erbaut und kehrte mißmuthig nach Wien zurück. Die Friedensbedingungen erschütterten ihn tief, auch das Schicksal des deutschen Ordens. Napoleon hatte ihm schon in Schönbrunn angekündigt, daß er den Orden nicht halten könne. Die Güter in Süddeutschland kamen an Baiern und Würtemberg, die Würden, Rechte und Einkünfte des Ordens an das Haus Oesterreich und blieben bei demselben, auch als Napoleon 1809 in Regensburg den Orden vollends auflöste. In Wien erschien, als die Franzosen abmarschirt und die zahlreichen Flüchtlinge zurückgekehrt waren, alles im gewohnten Geleise. Zinzendorf blieb in seiner untergeordneten Stellung, auch als neue Männer ins Ministerium berufen wurden. Der alte Minister Colloredo war schon 1805 ausgeschieden, Leopold Kolowrat wurde quiescirt, Wenzel Kolowrat … e Hofkriegsrathspräsident, Erzherzog Karl 1806 Kriegsminister, … Philipp Stadion Staats-

kanzler, Graf Odonnel 1808 Präsident der Hofkammer. Stadion und Erzherzog Karl waren die Träger der Regierung und gaben ihr Impuls, Kraft und Leben. Seit Kaiser Joseph II. war kein Ministerium mit solchem Vertrauen und solcher Begeisterung vom Volke aufgenommen worden. Das alte Regierungssystem und die bureaukratische Bevormundung blieben, nur die Censur wurde milder geübt und den Gemeinden ein freierer Spielraum gelassen, aber es ging doch in den nächsten Jahren ein erfrischender Hauch durch ganz Oesterreich. Den Fremden kam es vor, als wenn dieser Staat seine innere Kraft zum erstenmale recht erproben wolle. Zuletzt war alles auf den Krieg gestellt, den die öffentliche Meinung unbedingt verlangte, auch als Preußen unterlegen war und Napoleon sich mit Rußland verbunden hatte. Kaiser Franz hatte noch 1808 einen Widerwillen gegen den Krieg, auch der Erzherzog Karl sprach dagegen, die Finanzminister riethen unbedingt ab, aber Metternich, damals Gesandter in Paris, und Graf Stadion, der auf die Unzufriedenen in Deutschland und Frankreich hoffte, trieben zum Krieg und um die Mitte des Jahres 1808 war kein Zweifel mehr, daß Oesterreich die Waffen aufnehmen würde. Das Volk, das Entbehrungen und Leiden aller Art erduldet hatte, zeigte einen Patriotismus, eine Opferwilligkeit ohne Gleichen. Die Bildung der Landwehr als einer „Nationalbewaffnung" wurde von Provinz zu Provinz mit Begeisterung aufgenommen und die bewegte Stimmung gab sich in zahlreichen Flugschriften, Gedichten und Landwehrliedern kund.

Graf Zinzendorf wurde statt des quiescirten Kolowrat am 7. December 1808 zum dirigirenden Staats- und Conferenzminister ernannt, d. h. er sollte die Verwaltung des Inneren leiten und den Staatsrath, den man wieder ins Leben rief, neu einrichten. An eine Veränderung der Civiladministration war in der Kriegszeit nicht zu denken; es erschien schon viel gethan, wenn die Verwaltung regelmäßig fortgeführt und eine einheitliche Verbindung der verschiedenen Zweige erhalten wurde. Zinzendorf blickte wie die alten Minister und Hofherren ziemlich nüchtern auf die große Volksbewegung in Oesterreich. Seine Meinung war: „Ohne Deutschland und Europa kein Sieg". Wie die Finanzmänner Zichy und

Odonnel sprach er in den Conferenzen gegen den Krieg, aber es imponirte ihm doch, als er im Monat October 1808 nach Wasserburg kam und seine Bauern als Landwehrmänner exerciren sah, als die Stände bereitwillig Geld und Rüstung für die Landwehr bewilligten. Nach dem begeisterten Aufschwung folgten wie bekannt die unglücklichen Kämpfe bei Regensburg, die Einnahme Wiens, die Schlachten von Aspern und Wagram und der Friede von Schönbrunn, welcher die Kriegspolitik Oesterreichs auf Jahre hinaus zum Stillstande brachte. Zinzendorf blieb während des Krieges seiner Pflicht gemäß in Wien, aber er hatte alle Zuversicht verloren: die Vertheidigung Wiens nannte er eine Gasconnade und während des Bombardements versteckte er Geld und Obligationen im Ordensarchiv. Napoleon ließ ihn am 12. Mai morgens zu einer Audienz rufen und versprach ihm, daß er Wien mehr schonen wolle als Berlin. Er schimpfte über Metternich, über Stadion, der nur aus seinen Schulden heraus wolle, und erkundigte sich insbesonders um das Erträgniß der Domänen, welches Zinzendorf auf drei Millionen veranschlagte. Während der Schlacht von Aspern, als alles auf den Straßen war und dem Kanonendonner horchte, kam sein Neffe Graf Dietrichstein zu ihm und wollte ihn auf die Sternwarte führen, um einen Ausblick auf das Marchfeld zu haben, aber der alte Herr zog es vor, zu Hause zu bleiben. Während Gentz flammende Worte schrieb, während die deutschen Patrioten mit Vertrauen und Zuversicht auf Oesterreich blickten, fand Zinzendorf kein Wort der Anerkennung, der Freude und Hoffnung, und blieb ein stiller, kühler Beobachter. In sein Geheimbuch notirte er das Wetter, die Blumen, das Agio und seine Lectüre. Den Tag nach der Schlacht von Aspern, am 23. Mai, besuchte er mit mehreren Landständen den Minister Champagny, der in der Hofburg wohnte, und den Gouverneur Andreossy, um sie zu bitten, die schrecklichen Ordonnanzen vom 14. Mai, in welchen Napoleon alle Landwehrmänner als Freibeuter erklärte, zurückzunehmen. Andreossy gab wenigstens die Versicherung, daß die Ordonnanzen nicht ausgeführt würden. Nach der Schlacht von Wagram hatte Zinzendorf abermals eine Audienz bei Napoleon, der ihm zornig mittheilte, daß er die Monarchie zertrümmern und insbesonders

Ungarn von Oesterreich trennen wolle. Anfangs September in der Zeit des Waffenstillstandes wurde Zinzendorf in das Hoflager nach Dotis berufen. Der Kaiser Franz empfing ihn gütig, fragte über Wien, über den Krieg und Frieden, wies jedoch den Vorschlag des Ministers, drei Millionen neue Bankzettel auszugeben, zurück; er beklagte besonders das unglückliche Land Tirol und den Verlust der Salinen von Gmunden. Zinzendorf fand in Dotis den Prinzen von Würtemberg, den General Mayer, Erzherzog Anton, den Russen Tschernitschef, Baldacci, Rosenberg, den Staatskanzler Stadion und den jungen Hormayr, der ihm mit seinem lebhaften Wesen sehr gefiel. Als er am 6. September nach Wien zurückkam, erzählte ihm Graf Dietrichstein, daß die französische Polizei bei ihm sowie in den Palais Schwarzenberg, Liechtenstein und sogar bei dem Erzherzog Karl Haussuchungen gehalten hätte.

Mit innerer Befriedigung begrüßte Zinzendorf den Frieden von Schönbrunn, aber die Veränderungen, welche nach dem Frieden im Ministerium eintraten, behagten ihm nicht. Der Staatsrath, welcher während des Krieges gesprengt war, wurde am 7. December 1809 aufs Neue berufen und besetzt, und Zinzendorf erhielt am selben Tag seine Entlassung. Der Kaiser theilte ihm in einem Billet mit, daß der Staatsrath eine neue Form erhalten werde und daß er Zinzendorf nicht mehr die Last aufbürden könne, demselben zu präsidiren; er behalte sich jedoch seinen Rath vor und lasse ihm deswegen den Gehalt und Charakter eines Staats- und Conferenzministers. Auch andere Männer der alten Zeit, wie Baldacci und Pergen, wurden pensionirt. Die Entlassung kam Zinzendorf nicht unerwartet; schon in Dotis glaubte er, daß etwas gegen ihn im Werke sei, aber sie traf ihn doch hart und tief. Er hatte Wochen lang schlaflose Nächte und raffte sich nur mühselig auf. „Bin 71 Jahre", schrieb er in sein Tagebuch, „will aufs Land, um meine Gesundheit vor dem Tode zu stärken und Gott zu danken, daß ich für meine alten Tage otium cum dignitate habe." Er zog sich jedoch nicht in ein ländliches Stillleben zurück, sondern blieb in Wien im deutschen Haus, gab Diners, besuchte Theater und Hoffeste und verkehrte mit seinen alten Freunden. Insbesonders

war er ein gern gesehener Gesellschafter im Kreise der Fürstin Eleonore Liechtenstein und ihrer Tochter, der Gräfin Harrach. Jeden Tag setzte er seine Aufzeichnungen fort. Mehrmals citirte er die Worte seines Oheims, des Herrnhuter Bischofs: „Der Umgang mit dem Schmerzensmann ist alles, was ich machen kann, bis Leib und Seele scheiden". 1811 am 5. Januar, an seinem Geburtstage, schrieb er: „Ich bitte Gott, daß er mein Führer bis zum Ende sei, danke ihm für alles Gute im vergangenen Jahre, besonders daß ich den Versuchungen und Verlockungen der Ignoranten entging. Oftmals sprach ich gegen die Vermehrung des Papiergeldes und schon 1806 machte ich den Vorschlag, die Bancozettel in ein Papiergeld zu convertiren, welches auf Domänen in Oesterreich und Ungarn fundirt sein sollte. Das allein hätte vielleicht den Verfall der öffentlichen Wirtschaft aufgehalten". Wie so viele, kehrte er in seinen alten Tagen zu den Gefühlen und Stimmungen der Jugend zurück. Dann stellte sich ihm das kleine Schloß von Gauernitz, seine fromme Mutter und das stille einfache Familienleben in seiner vollen inneren Schönheit vor. Er gedachte der Kirche zu Hof, auf einem Gute seines Vaters, und der zwei alten eisernen Grabmäler eines Herrn und einer Frau von Schleinitz, die er als Knabe oft angestaunt hatte. Damals hatte er sich gefürchtet, „sterben zu müssen, ohne etwas für die Welt gethan zu haben". Was er im jugendlichen Ehrgeiz geträumt, war alles in Erfüllung gegangen: er hatte die Welt gesehen, auf das Ganze gewirkt, erworben und genossen, auch Freuden gesäet und Thränen getrocknet. Er war zufrieden, nur der Religionswechsel beunruhigte ihn, und er versuchte alles, seine Zweifel und Bedenken zu lösen. „Ist nicht das Leiden Christi", schrieb er am 20. Januar 1802, „die Grundlage der katholischen und protestantischen Religion? Der Katholicismus hat uns den Grund des Glaubens gegeben; habe ich durch meinen Uebertritt mein inneres Wesen, meine Moral verändert? Aber warum habe ich diese tiefe Melancholie in mir? Warum soll ich nicht mehr der Güte und Nachsicht meines Schöpfers vertrauen?" Und am letzten Tage des Jahres fügte er hinzu: „Mein Uebertritt von 1764 beunruhigt mich; nur die Gewalt der Umstände

und meine Unentschlossenheit drängten mich damals die Religion meiner Väter zu verlassen. Gott wird mich nicht verdammen, daß ich meine Verhältnisse in Betracht zog und nicht in eine traurige Lage kommen wollte. Ich bin nicht unzufrieden mit meinem Leben und rufe mir die Gnade Gottes zurück, welche dasselbe so weit erstreckt hat. Ich bekenne meinen Schöpfer und Erlöser, ich flehe ihn an meiner Sünden wegen, ich überlasse mich seinem Willen mit meinen körperlichen Schmerzen in der Hoffnung, wenn dieses Leben erlischt, das jenseitige zu finden".

Zinzendorf erlebte noch die Vermählung der österreichischen Erzherzogin mit Napoleon, das Finanzpatent von 1811, den Feldzug gegen Rußland, aber nicht die große Wendung der Dinge von 1813. Seine Gesundheit war vortrefflich, erst in den letzten Jahren kamen die kleinen Leiden des Alters über ihn. Fürst Arenberg und der Arzt Graf Karl Harrach, die ihn am Neujahrstage 1813 besuchten, erstaunten über sein arbeitsames Leben und daß er niemals eine schwere Krankheit überstanden, aber sie empfahlen ihm doch mehr Ruhe und Schonung. Zinzendorf speiste noch am 2. Januar bei dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, ließ sich zu Hause vorlesen, fühlte sich jedoch am Abend unwohl und wurde tief traurig. Die Besuche, die er in den nächsten Tagen empfing, erfreuten ihn nicht und die Ausfahrt in den Prater, in der kalten nebeligen Winterluft, stärkte ihn nicht. Am 4. Januar abends erlitt er einen Schlaganfall, wurde bewußtlos und starb am Morgen des 5. Januar 1813 an seinem Geburtstage, 74 Jahre alt. Still, beinahe unbeachtet, schied er aus der Welt. Wer hätte in jenem Winter, wo Tausende von Deutschen in Rußland ihr Grab gefunden, wo die Hoffnung auf Befreiung alle Herzen durchzitterte, an den alten einsamen Mann im deutschen Ordenshause gedacht! Nur die Wiener vaterländischen Blätter brachten einen kurzen Bericht über sein Leben und Wirken. Den jüngeren Zeitgenossen blieb noch die Erinnerung an den „Commandeur", wie er in der Wiener Gesellschaft genannt wurde; in der nächsten Generation war auch diese Erinnerung verklungen.

Die Portraits, die wir von Zinzendorf kennen, eines von Füger 1782, ein anderes von Linder 1792, zeigen nicht die edle

männliche Schönheit seines Bruders, aber eine sehr lebendige geistvolle Physiognomie, eine hohe Stirn mit zurückgestrichenen gepuderten Haaren, schöne helle Augen, eine feine Nase, Grübchen im Kinn; der untere Theil des Gesichtes ist unschön, der Mund hat einen schmerzhaften Zug. Auf dem Rock ist das deutsche Ordenskreuz sichtbar. Auf dem zweiten Bilde, welches er der Stadt Graz schenkte, war die Inschrift: „Häuslicher Wohlstand ist des Bürgers und Bauers glückliches Loos; wohl dem Staate, der ihm solchen hinlänglich gesichert hat". Leben, Bildung und Denkart sind in seinen Schriften ausgedrückt. Er war ein deutscher Edelmann, der das Beste seiner Zeit in sich aufgenommen hat. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse gingen weit über das Maß hinaus, welches die practischen Staatsmänner jener Zeit erworben haben. In der Geschichte, in der Staatswissenschaft und Nationalökonomie besaß er ein umfassendes Wissen, ein sicheres kritisches Urtheil. Die Anregung dazu hatte er an der Universität erhalten. Was ihm fehlte, ersetzte er durch fortwährende ernste Studien. Er war Freihändler und Physiokrat. Auch als Schriftsteller versuchte er sich, Iselins Ephemeriden der Menschheit und Häberlins Staatsarchiv enthalten einige Aufsätze von ihm. Dabei war er ein vortrefflicher Botaniker, verstand Bilder und Statuen und nahm einen lebendigen Antheil an der deutschen poetischen Literatur. Er kannte Lessing, Herder, Wieland, Goethe, Schiller und ebenso die Anfänge der romantischen Dichtung. Er sprach und schrieb vortrefflich französisch und, was in den Adels- und Hofkreisen damals nur selten zu finden war, auch vortrefflich deutsch. Sein Stil ist etwas pathetisch, hat aber immer einen warmen Ton. Im Fühlen und Glauben war er vom Pietismus zur Aufklärung übergegangen und dieser geistigen Richtung ist er für immer treu geblieben. Sein Lieblingsbuch waren Herders Briefe über die Humanität. Er las daraus 1796 seinem alten kranken Freunde Rosenberg vor. Er war ein Convertit, aber er bewahrte eine duldsame Richtung gegen Andersgläubige und die allgemeine Menschenliebe. Ueber den Religionswechsel kam er innerlich niemals zur Ruhe. „Eine große Ursache meiner fortdauernden Melancholie", schrieb er 1790, „liegt in dem vor 26 J. gegen mein

Herz unternommenen, aber von meinem Verstande gebilligten Religionswechsel. Dieser Schritt hat durch Jahre meine Jugend verdüstert. Wäre in meinem Charakter Anlage zu Vertrauen und Heiterkeit, wäre ich ohne Berechnung, ohne Reflexion, ohne Mißtrauen gegen mich selbst, ohne Scheu vor der mich umgebenden Welt gewesen, ich wäre ohne meinen Verstand zu Rathe zu ziehen meinem Herzen gefolgt." Seine religiösen Pflichten hat er getreulich erfüllt; er diente dem deutschen Orden in Ehre und Pflicht, hielt gute Gemeinschaft und genoß als Rath und Comthur großes Ansehen. Zweimal war er nahe daran auszutreten, zu heiraten und eine Familie zu gründen, aber im Zweifeln und Schwanken vergingen die Jahre und Entschlüsse. Bei all seiner Neigung zu lieben und geliebt zu werden, blieb er den Frauen gegenüber immer ein Novize. „Dank meiner Erziehung", erzählt das Tagebuch von 1790, „blieb meine Seele rein. Ich habe die gefährlichsten Jahre meines Lebens verbracht, ohne mit Frauen Umgang zu pflegen. Auch später ließ mich meine Schüchternheit aus dieser Zurückhaltung nicht heraustreten. Vielleicht wäre der Genuß werthvoller gewesen als das leere Sehnen und Träumen; ich danke dem Fernstehen von jeder physischen Lust jene tiefe Traurigkeit, die mich in der Gesellschaft verfolgt, aber auch meine Gesundheit und jene Einsicht, die ich mir durch beständige und ausdauernde Arbeit erworben habe. Hätte ich Eitelkeit und Genuß damit verbunden, ich befände mich weniger wohl und wäre weniger nützlich. Die fast platonische Anhänglichkeit eines Mannes von 50 J. an eine anmuthige Frau von 34 J., deren Herz noch jung ist, kann von der oft undankbaren Arbeit des öffentlichen Dienstes eine interessante Ablenkung gewähren, ist aber eine Schwachheit, die sich hinter dem Vorwande eines Bedürfnisses nach zarter Freundschaft verbirgt. Dies hängt ein wenig mit einer lächerlichen Eitelkeit zusammen, die dem, welchen sie unterjocht, Qualen des Geistes bringt, die seiner unwürdig und den großen Zielen, von welchen seine Seele erfüllt sein soll, wenig günstig sind. Wo finde ich eine Freundschaft, die mich von dieser Schwachheit erlöst?" In der Herzenseinsamkeit, in welcher der Ordensmann lebte, war ihm das Familienbewußtsein, der Verkehr

mit seinen Brüdern und Schwestern eine Freude und Stärkung. Mit inniger Zärtlichkeit blieb er seiner Mutter zugethan. Er verzichtete, als er das letztemal von Gauernitz schied, auf jedes Erbe. Von Jugend auf beschäftigte er sich mit der Geschichte seiner Familie. Als er nach Oesterreich kam, begann er dafür historische und genealogische Nachrichten aus den Archiven zu sammeln. Die geschichtlichen Annalen und die Selbstbiographie seines Bruders Ludwig hinterließ er dem deutschen Ordensarchiv, eine besondere Arbeit über die Geschichte der Familie übergab er dem ständischen Archiv.

Sein Fleiß war grenzenlos. Schon als Knabe versuchte er sich in selbstbeschaulichen Stilübungen und schrieb erbauliche Tagebücher. Von seinem zwölften Jahre an bis zu seinem Tode führte er ausführliche Tagebücher, jeder Band schließt ein Jahr ab; sie sind durchaus nicht unbedeutend, denn sie bieten neben zahlreichen geschichtlichen Nachrichten einen Spiegel seines inneren Lebens wie der Cultur seiner Zeit. „Diese Tagebücher", sagte er selbst, „enthalten eine Masse nützlicher seltsamer Dinge, sie sind psychologische Documente. Was sie etwa Anstößiges enthalten, mißbillige ich umsomehr, als es zum größten Theil nur Ausdrücke eines Halbwillens, Verirrungen meiner Einbildungskraft sind. Ich wollte, ich hätte die Zeit, alle jene Stellen auszulöschen, damit ich nichts hinterlasse, was ein reines Herz mit Aergerniß erfüllen könnte." In den Achtziger Jahren begann er Auszüge aus diesen Tagebüchern, eine Art Memoiren, aber nicht in zusammenhängender Erzählung; er nannte sie „Confessions", Bekenntnisse. Seine Reiseberichte und Staatsschriften füllen 116 Foliobände. „Um mich des Trostes zu versichern", schrieb er 1790, „daß ich ein nützlicher Staatsbürger gewesen, füge ich ein Verzeichniß der Arbeiten bei, die ich als Gouverneur von Triest, als Generalcontroleur der österreichischen Finanzen und Präsident der zwei Commissionen verfaßt habe. Sie sind in etlichen 40 Foliobänden vereinigt: 4 dieser Bände enthalten meine Voten im Commercienrath, 12 die Berichte, die ich als Gouverneur an den Hof gesandt, 1 die Eisenindustrie von Inneröfterreich, 1 die Münzen, Bergwerke, 4 die Eingang- und Ausfuhrzölle und die heimische Manufactur, 1 Arbeiten über

politische Arithmetik, 4 die Arbeiten über die Controle der Finanzen, 8 oder 9 die von Joseph II. unternommenen Versuche die Grundsteuer zu convertiren, 1 die Accise und Tranksteuer, 2 die Monopole des Salzes und Tabaks, 1 die Armee, 1 das Creditwesen." Mit Ausnahme des Fürsten Kaunitz hat kein österreichischer Staatsmann jener Zeit so viel geschrieben wie Zinzendorf. In der mittleren Zeit seines Lebens unter Joseph II. und Leopold II., selbst in den ersten Jahren Kaisers Franz konnte Zinzendorf ein Reformgesetzgeber für Oesterreich werden, namentlich in der Finanzverwaltung, wo eine Veränderung am nothwendigsten war. Kein anderer Staatsmann hatte so gediegene Kenntnisse über die gesammte Staats- und Volkswirthschaft, über Handel, Industrie, Bergbau, Steuer- und Cassenwesen, aber Zinzendorf paßte nicht in die engen bureaukratischen Formen. Man schob ihn überall zurück und 1808, als er die Leitung der Civiladministration übernahm, war er ein alter verlebter Mann ohne Vertrauen und Energie. Seine politische Meinung wurzelte in der englischen Verfassung. Von den Franzosen war ihm Turgot mit seinen klaren kühnen Reformplänen der liebste. Zinzendorf vertheidigte die Ständeverfassung, die Rechte des Grundbesitzes gegen die absolute Theorie Josephs II., aber er wollte in der Standschaft nicht den persönlichen Adel, nicht die geistliche Würde, sondern den Grundbesitz vertreten sehen. Als 1787 im Staatsrathe die Frage auftauchte, ob die indirecten Steuern durch eine Erhöhung der directen zu ersetzen seien, gab er die Erklärung ab, daß dafür nur eine von den Grundbesitzern der gesammten Monarchie zu beschickende Notabelnversammlung competent sei. Noch 1793, nachdem in Frankreich bereits die feudale Ordnung gestürzt war, sprach er im Landtage für das Herrenrecht und die alte Besteuerungsart. Die Revolution und das Kaiserreich in Frankreich, der Rheinbund und der Untergang des deutschen Reiches erschütterten ihn tief. Er nahm sich vor, alle schmerzlichen Erinnerungen aufzugeben und nur sich selbst zu leben. Das Getümmel auf der Straße machte ihn scheu und ängstlich. Am 11. März 1810 ging er zur Nachtzeit aus, um die Beleuchtung, welche zur Feier der Vermählung der Erz-

VI. Friedrich Riedel und die Aufklärung.

1760—1790.

Die geistige Bewegung der Aufklärung hat das österreichische Volk nicht so tief durchdrungen wie die kirchliche Reformation, aber sie bezeichnet doch die Befreiung von dem Druck der Gegenreformation, seine innere Erhebung und den Beginn einer socialen und literarischen Reform. Die ganze Epoche Maria Theresia's und Josephs II. trägt an sich das Gepräge eines volksmäßigen und nationalen Umschwunges. Er beginnt mit den Reformen Maria Theresia's, entfaltet sich durch die innere wahrhaft volksthümliche Politik Josephs II. und erlischt unter dem Einfluß der politischen und kirchlichen Reaction ohne Vermittlung und Widerstand. Die Aufklärung in Oesterreich ist durchaus ein Nachhall der deutschen Aufklärung; sie kennt weder die ruhige Tiefe der englischen Freidenker, noch die wilde Kraft der französischen Atheisten. Ihre Wirksamkeit erfaßt die Wissenschaft und Dichtung, den Gebrauch und die Bildung der deutschen Sprache, die Gesetzgebung und Rechtspflege, die geistige Freiheit und echte Humanität. Die Bahnbrecher waren die sogenannten schöngeistigen Schriftsteller, die Lehrer der Staats- und Rechtswissenschaften, die Vertreter der Regierung und zu oberst der große Reformkaiser selbst, der mit allen seinen Ideen mitten in der Bewegung der Zeit stand. Sie durchdrang die hohen Schichten der Gesellschaft, den gebildeten Mittelstand, sickerte jedoch nur langsam und tropfenweise in den Volksgrund nieder,

um erst nach langen Jahren in einem neuen Geschlechte als mächtige Quelle des Fortschrittes herauszuspringen.

Wie im Westen Straßburg, so ist im Osten Wien der Vorort der deutschen Aufklärung. „Diese Stadt“, schrieb Sonnenfels [1]), „ist das Haupt der segensvollen Länder Theresiens und Josephs, sie sendet den kleineren Städten ihre Gesetze und Moden, Stadtschreiber und Schneider, Pfarrer und Schenkgeiger. Sie ist der Sammelplatz der Großen, der Mittelpunct aller Ergötzungen, aller Sicherheit, aller Ordnung, aller Gemächlichkeit.“ In der Josephinischen Zeit schrieb aber Blumauer: [2]) „Ist nicht Wien der Mittelpunct, um den sich Deutschlands kleinere und größere Planeten drehen? Haben Philosophie und Wissenschaft daselbst nicht einen weiten Wirkungskreis? Ist die Aufklärung nicht im vollen Gange und stehen nicht Männer, wie manches weit hellere Land sie nicht hat, an ihrer Spitze?“ In den Fünfziger Jahren war der geistige Zustand Wiens noch tief unter dem Niveau freier Bildung, aber die Volksdichtung, welche in zahlreichen Flugblättern die patriotischen Gefühle aussprach, zeigte bereits ein höheres Selbstbewußtsein und die Theilnahme an den allgemeinen Interessen [3]). Im Jahre 1760 trat in Wien eine „Deutsche Gesellschaft“ zusammen, um es den Deutschen gleichzuthun, die Sprache zu reinigen, Kunst und Wissenschaft zu beleben. Ihre Mitglieder waren der juristische Professor Riegger, der Freiburger Bob, damals Stadtgerichtsschreiber in Wien, Constantin Khautz, Geschichtsschreiber und Censor, Sonnenfels, Hofrath Sperges, der Jesuit und Dichter Denis u. A. Die Gesellschaft vermochte als solche nicht mit Erfolg in das öffentliche Leben einzugreifen, aber die Strebungen und Anstrengungen der Einzelnen bewirkten einen literarischen Wetteifer, eine erfrischende Theilnahme der Regierung und des gebildeten Publicums. Die Censur war seit 1751 den Jesuiten abgenommen und die deutschen poetischen und historischen Schriften, die zahlreichen Werke über die „Vernunftlehre“ und „natürliche Religion“ fanden ungehindert Ein-

[1]) Mann ohne Vorurtheil I. 134.
[2]) Ueber Oesterreichs Aufklärung und Literatur, Bl. Werke III. 48.
[3]) M. Richter, österr. Volkslieder a. d. siebenjähr. Krieg. 1869.

gang. Insbesonders sollten nach dem Muster der gelehrten Zeitungen in Deutschland literarische Zeitschriften die allgemeine Bildung vermitteln und das Interesse der verschiedenen Volksclassen anregen. Eine politische Besprechung war ihnen versagt, aber über sociale und literarische Zeitfragen konnten sie sich mit vielem Freimuth äußern. Nur wenige hatten einen tiefen Gehalt und längere Dauer. Die „Wiener gelehrten Nachrichten" fristeten von 1755—1758 ein kümmerliches Dasein, die „Gelehrten Neuigkeiten", mit denen sich das Wiener Diarium zu schmücken versuchte, waren durchaus form- und gehaltlos. Mehr Erfolg hatte 1762 „Die Welt" und „Der Patriot", welche der Corrector Klemm redigirte, und 1765 „Der Mann ohne Vorurtheil", von Sonnenfels herausgegeben. 1769 erschien „Die Bibliothek der österreichischen Literatur", ein würdiges Organ für wissenschaftliche Bestrebungen, ferner 1771 „Die österreichischen gelehrten Anzeigen" und in Prag, Linz und Graz mehrere schöngeistige Wochenschriften [1]. „Die Welt" und „Der Patriot" waren ein Mahnruf an den dritten Stand und das Deutschthum in Oesterreich, die Muttersprache zu pflegen und sich von der französischen Cultur loszusagen. „Der Mann ohne Vorurtheil" bekämpfte die alten Volksschauspiele, predigte Vaterlandsliebe und Volkserziehung, schmeichelte jedoch überall der Regierung, dem Regenten und hohen Adel. Die Wochenschrift sollte ein Mittelpunct der literarischen Geistesstrebungen in Oesterreich sein, aber sie ist nur ein Localorgan, faßt alles vom Gesichtspuncte des Rationalismus auf und zeigt eine vollkommene Unkenntniß des österreichischen Volkslebens in Staat und Gesellschaft. Die Wirkung der Zeitschrift beruhte in dem sittlichen Ernst und der festen Ueberzeugung, mit welcher sie locale und öffentliche Mißstände geißelte. Gebler berichtet: „Seit dieser Zeit hat bis auf den gemeinsten Pöbel die Denkungsart sich augenscheinlich geändert", und de Luca sagt: „Hier fängt die große Reformation an".

Die Rührigkeit und Thätigkeit der Wiener Literaten erregte die Aufmerksamkeit der Deutschen. Nicolai sprach die Hoffnung

---

[1]) M. Richter, Geistesströmungen 265.

aus: wenn die philosophische Denkungsart, die allein zu den wichtigsten Werken des Geistes tüchtig mache, sich in Oesterreich immer ausbreite, könne man hoffen, daß dort Schriftsteller von der ersten Größe auferstehen würden und unsere Literatur von daher einen neuen Glanz erhalten werde. Die Deutschen glaubten, Joseph II. werde dem Volk die Leuchte der neuen Bildung vorantragen. Klopstock widmete ihm 1768 die Hermannsschlacht und verglich ihn mit Trajan und Alfred dem Großen. Aber wenige Jahre nachher, als er sich in seinen Hoffnungen getäuscht sah, schrieb er voll Unmuth und Bitterkeit: „Betritt er noch nicht die Bahn des vaterländischen Namens, so schweigt von ihm die ernste Wahrheitsbezeugerin". Weder Wien noch Deutschösterreich waren damals geeignet, die Führerschaft in der Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur zu übernehmen. Der politische und kirchliche Druck hatten die dichterische Naturanlage unseres Stammes getödtet. Die Volkspoesie war in die Berge geflüchtet, in den Städten blühte nur die Gelegenheits- und Hofdichterei. Wer frische Nahrung wünschte, suchte sie bei den Engländern und Franzosen. Aus der Periode vor Lessing wurden nur wenige deutsche Dichter in Oesterreich heimisch; nur Gellerts Fabeln und geistliche Lieder waren allgemein verbreitet. In der Zeit, in welcher Klopstock, Wieland ihre Meisterwerke schufen, Lessing und Herder neue kritische und ästhetische Grundsätze verkündigten, in welcher Goethe mit seinem Götz und Werther das deutsche Publicum entzückte, versuchten es wohl einzelne Oesterreicher es den Deutschen gleichzuthun, aber dem Streben fehlte die Kraft, die geistige Weihe, die Erkenntniß vom Wesen der Dichtung. Nur wenige Talente ragen hervor, sie gehören der vorlessingischen Richtung an, fanden im Volk keine Beachtung und sind vergessen. Vielfach waren die Beziehungen der österreichischen und deutschen Dichter und Gelehrten. Sogar an den deutschen literarischen Händeln nahmen die Oesterreicher theil, aber die „Briefe deutscher Gelehrten", welche 1772 aus dem Nachlasse des Professors Klotz herausgegeben wurden, zeigten auch die Kehrseite, die bestellte Kritik und die Wohldienerei einzelner Oesterreicher.

Der liebenswürdige Jesuit Michael Denis (1729—1800) stand mit Klopstock, Bodmer, Geßner, Gleim und Ramler in Verbindung [1]). Seine ersten Dichtungen mahnen an Uz und Gleim. Im Beginn des siebenjährigen Krieges 1760 gab er „Die poetischen Bilder", eine Reihe patriotischer Gedichte heraus. Der Gehalt ist nüchtern, die Verse holprig und der Verfasser zeigt sich dabei als ein schlechter Prophet. In dem Gedichte „Bei Ausbruch des Krieges 1756" sagt er von Friedrich II.: „Was thust du, kühner Fürst — das Grab, das du gräbst, ist dir bestimmt, du suchest deinen Sturz". Mit seinen Oden steht Denis ganz in der Klopstock'schen Schule. Ein gefeierter Mann wurde er erst durch die Uebersetzung der Gesänge Ossians 1768. Ramler und Adelung priesen ihn als „Lichtbringer im katholischen Oesterreich". Nicolai wünschte sein Bildniß und Klopstock schrieb ihm: „Die Fortsetzung Ihrer Freundschaft hat mein Vergnügen über dieselbe vermehrt". Denis war ein tüchtiger Gelehrter, ein gutmüthiger schwacher Mann, aber ein edler Kämpfer für die deutsche Literatur. „Was könnte Deutschland, wenn es wollte" schrieb er in einem Gedichte und die Sammlung deutscher Gedichte, welche er 1762 für den Schulgebrauch herausgegeben, hat außerordentlich fruchtbringend und anregend gewirkt. Sein Zeitgenosse Karl Mastalier lehnt sich an Haller und die englischen Meister, hat jedoch nur einen matten Flug genommen. Die Dichter der Josephinischen Zeit sind durchaus aufklärerisch, lehrhaft, abstract, aber es geht nicht an, alles, was sie geschaffen, zu verwerfen. Blumauer (1755—1798) war in seiner Jugend Novize im Jesuitenconvict und bei der Auflösung des Ordens 1773 auf die Straße gesetzt. Er fand sein Unterkommen als Censor, wurde ein tüchtiger Bibliograph und hat in den Wiener Kreisen großen Einfluß genommen. Er gab gemeinsam mit Ratschky den „Wiener Musenalmanach" heraus und redigirte von 1782—1784 die Realzeitung. Bekannt ist seine komische Travestie von Vergils Aeneis, das Werk ist poesielos, aber in satirischer Richtung unübertroffen. In den Gedichten Blumauers finden sich neben

[1]) Retzer, Denis' liter. Nachlaß 1801. III.

gemeinen Stoffen einzelne glänzende Perlen, z. B. Die Donaufahrt, die Sehnsucht eines Liebenden, an die Weisheit u. a. Die „Gedichte eines Freimaurers" bieten einen Spiegel für die Stimmungen der Zeit [1]). Blumauer war ein begeisterter Oesterreicher; er griff ungescheut den mächtigen Nicolai an, als er sich mit verächtlicher Kritik über die Oesterreicher ausgesprochen hatte. Ein zweiter Dichter der Josephinischen Zeit, Joh. Alxinger (1755—1797), war Doctor der Rechte, Hofagent, Secretär des Hoftheaters, ein hochgebildeter, fröhlicher, wohlhabender Mann. Seine lyrischen Dichtungen sind matt und wenig bekannt. Lebendig und frisch sind nur die Huldigungsgedichte an Uz, Klopstock, Ramler, sowie einige seiner Freimaurerlieder. Als Epiker folgte er Wieland und nahm wie dieser französische Sagenstoffe auf. Doolin von Mainz 1787 ist der französischen Dichtung La fleur des batailles d'Oolin des Mayence entlehnt, Bliomberis 1791 einem gleichartigen Stoff in Florians Novellen. Alxinger hat Ariost und Tasso tüchtig studirt; in den zwei Epen finden sich viele vortreffliche poetische Scenen, nur die eingestreuten philosophischen Sätze erscheinen auf dem romantischen Boden durchaus fremdartig. Bliomberis ist Wieland gewidmet. In der Vorrede spricht Alxinger den „Deutschen in Oesterreich die Fähigkeit ab, Geisteswerke zu beurtheilen oder nur Geschmack daran zu finden". Andere Dichter jener Zeit wie Haschka und Ratschky sind bald verschollen. Ihr Talent war gering und ist im Beamtenthum untergegangen. Haupt- und Mittelpunct der Wiener literarischen Kreise war in der Josephinischen Zeit Gottfried van Swieten, früher Gesandter in Berlin, dann Präfect der Hofbibliothek und Präsident der Studienhofcommission. Alxinger preist ihn als „den Liebling der Clio, welcher des Vaters Werke weiter führt und des Wissens Reich sogar im kalten bücherscheuen Wien befestigt und erweitert".

Die Dichtung in Oesterreich war nicht die Wurzel, sondern die Frucht der Aufklärung. Sie hat die öffentliche Meinung angeregt, aber nicht beherrscht. Als Vorkämpfer der aufklärerischen

---

[1]) Kistenfeger, Bl. Werke, 3 Bde. 1827.

mit den Machthabern in der Regierung bekannt. Durch den Staatsrath Borié und Kaunitz erhielt er 1763 die Professur der Policei- und Cameralwissenschaft an der Wiener Universität. Sein erster Vortrag war eine Rede „Ueber die Unzulänglichkeit der Erfahrung in den Geschäften des Staates", und er bezeichnete damit den Weg der neuen politischen Theorien. Die Männer der alten Schule eröffneten den Krieg gegen ihn, aber für Sonnenfels sprach die öffentliche Meinung, er ging consequent weiter und kam zum Siege. In den ersten Jahren blieb er noch der allgemeinen literarischen Thätigkeit getreu; 1765 begann er die Wochenschrift „Der Mann ohne Vorurtheil" und eiferte darin insbesonders gegen die alten Volksschauspiele, den lustigen Hanswurst und die urwüchsige Komik. Sein Stil ist ohne plastische Kraft und ohne Schwung, aber alles, was er schreibt, ist klar und einfach und hatte Erfolg. Sonnenfels wurde für Oesterreich ein Nicolai, aber kein Lessing. Goethe war niemals gut auf ihn zu sprechen. Sonnenfels stand 1768—1770 mit dem Gelehrten Klotz in Verbindung und arbeitete auch insgeheim gegen die Berufung Lessings nach Wien. Dieser nannte ihn auch in einem Briefe „einen falschen niederträchtigen Mann" und wollte einen Fehdebrief gegen ihn loslassen [1]). Als ihm jedoch Eva König schrieb, wie bestürzt Sonnenfels und seine Familie darüber sei, ließ er die Gegnerschaft fallen und sagte: „Auf wen alles losschlägt, der hat Frieden von mir".

Tiefer und nachhaltiger war der Einfluß, den Sonnenfels durch seine Vorträge und seine wissenschaftlichen Werke ausübte. 1765 erschien die Policeiwissenschaft, 1768 die Handlungswissenschaft, 1776 die Finanzwissenschaft, 1777 die politischen Abhandlungen. Es läßt sich leicht nachweisen, daß er die wichtigsten Fragen ohne wissenschaftliche Tiefe und schöpferische Kraft behandelte. Er ist durchaus Eklektiker, aber er weiß die eigenen und fremden Erkenntnisse der Strömung der Zeit sowie der politischen Tendenz seiner Regierung geschickt anzupassen. Er greift in alle Gebiete

[1]) 3. Dec. 1772, Schoene, Briefw. zw. Lessing u. s. Frau. H. Rollet, Briefe Sonnenfels, 1874.

der Politik, bekämpft die Tradition und huldigt dem Fortschritt. Wie allen Aufklärern fehlt ihm alle Kenntniß und das Verständniß für die historische Grundlage des Staates und Volkslebens. Er schreibt von Oesterreich, als ob es aus einem Urwald erwachsen wäre, als ob es niemals eine Verfassung, eine Volksgestaltung, Gelehrte oder Künstler erzeugt hätte. Er kennt nur die natürlichen Stände, nicht die politischen. Er schmeichelt dem hohen Adel und eifert gegen den niederen. In einer Abhandlung unterscheidet er den großen, mittleren Adel und den geadelten Bürger. „Ein günstiges Geschick", schrieb er, „hat uns in einem Staate geboren werden lassen, wo der Adel die Verdienste der übrigen Stände nicht verachtet, da er sich seiner eigenen bewußt, wo die erhabensten Bürger auch die nützlichsten sind, wo die Geburt durch den persönlichen Adel alles Zufällige verliert und wo die Enkel wenigstens eben so viel auf die ruhmvollen Gräber der Voreltern zurücksenden, als sie von denselben empfangen haben" [1]). In dem „Versuch über das Verhältniß der Stände" meint er [2]): „Die Vermehrung des hohen Adels ist nicht leicht zu fürchten, aber der kleinere Adel erfordert die Aufmerksamkeit des Regenten. Wenn der mittlere Adel zahlreicher wird, als es das Verhältniß zu anderen Ständen verträgt, wird eine unzählige Menge von Armen und Hoffärtigen vorhanden sein". Wie fast alle Reformer des achtzehnten Jahrhunderts ist Sonnenfels ein Anhänger des aufgeklärten Absolutismus. „Herrsche über Bürger, die nicht Knechte sind, in ihrem Herzen gründe deine Macht", läßt er in einem Gedichte Kaiser Franz I. zu seinem Sohne sagen. In einer Schrift „Ueber die Liebe zum Vaterlande" 1771 unterscheidet er Monarchie, Aristokratie, Demokratie, aber nur in der alten herkömmlichen Weise. Titus, Hadrian, Marc Aurel sind ihm die Muster der Regenten. Der Staat entsteht, indem sich mehrere Menschen zur Sicherheit und Bequemlichkeit des Lebens vereinigen. Der Zweck ist die allgemeine Glückseligkeit. Die Religion ist das sanfteste Band der Gesellschaft,

---

[1]) Polit. Abhandl. 1777.

[2]) Mann ohne Vorurtheil. Bild des Adels, IV. 222.

der Regent darf diesen „Leitriemen“ nicht aus der Hand lassen. Bei dem Landvolk muß die Religion die Stelle der Erziehung und Sitte vertreten. Die politische oder Gesellschaftstugend ist die Fertigkeit, seine Handlungen mit den Gesetzen der Gesellschaft übereinstimmend einzurichten. Die Advocaten und Pfarrer sind von Staatswegen zu besolden. Die Pensionen der Staatsbeamten sind nicht Ausfluß der Gnade, sondern des Verdienstes und Rechtes. Die Menge des Volkes bedingt den größeren Reichthum des Staates, die Vermehrung der Bevölkerung ist daher ein Hauptgrundsatz der Politik. Große Städte hemmen diese Vermehrung, weil sie dem Ackerbau den Boden entziehen. Es widerstrebt der Weisheit des Schöpfers, daß zu viel Menschen geboren werden. Die Ehelosigkeit der Soldaten und Handwerksgesellen ist verwerflich. Jeder Vater soll verpflichtet werden, seine Söhne zu verheiraten und auszustatten. Niemand hat ein Recht auszuwandern. Die uneheliche Geburt ist kein Makel. Alle Menschen sollen nützlich beschäftigt werden u. a. Vor Sonnenfels hatte Johann Gottlob Justi bis 1754 in Wien Staatswissenschaft docirt. Gleich ihm bekämpfte Sonnenfels die geschichtliche Institution des Staates, den Erbadel, die erbliche Gerichtsbarkeit, die Unfreiheit der Bauern, aber Justi stützte sich mehr auf Montesquieu, Sonnenfels auf Rousseau. Von den Deutschen entsprach ihm Schlözer mehr als Justus Möser. Auch in seinen nationalökonomischen Anschauungen ist Sonnenfels Eklektiker [1]). In der Staatswissenschaft lehnt er sich an Justi, in der Lehre vom Adel an den Franzosen Fourbonnais. Er sieht mehr auf praktische Vorschriften als auf eine wissenschaftliche Analyse. Er betrachtet die Nationalökonomie nur vom Standpunct des Staates. Für den Handel ist er Mercantilist, für den Ackerbau Physiokrat. Die Zweige des öffentlichen Einkommens sind die Geldrenten, die Einkünfte der Landgüter, das Verdienst des Fleißes. Die Ausfuhr bringt Gewinn, die Einfuhr fremder Waaren Verlust. Geben bereichert, Empfangen verarmt. Er empfiehlt Bauerngüter in kleinen Antheilen auszumessen, den Großgrundbesitz zu beschränken. Grund

---

[1]) Roscher, Gesch. d. Nationalökonomie 533.

und Boden soll nur als Ackerland benützt werden, die Lust- und Thiergärten, die Teiche, der Boden mit Baumreihen vor den Gebäuden sind als verlorenes Erdreich anzusehen. Der unbenützte Grund soll an den Staat fallen. Er verwirft die Steuerfreiheit des Adels, der Geistlichkeit, die Wuchergesetze, die Luxusverbote und alle Monopole. Staatsfabriken können nur bestehen, um einen neuen Gewerbszweig zu begründen. Seine Ansichten über die Industrie und die Gewerbe entsprechen ganz der Praxis seiner Zeit. Seine nationalökonomischen Grundsätze sind gewagt und veraltet. Er hatte keine Ahnung von Adam Smith, das Ganze durchfließt ein vernüchterter Geist, eine kühle Verstandesmäßigkeit. Manche Sätze spinnen die Verordnungen der Regierung theoretisch aus und preisen sie als der Wissenschaft und der öffentlichen Wohlfahrt entsprechend. Er fand auch allmälig bei der Regierung Anerkennung. Maria Theresia und Joseph schützten Sonnenfels gegen alle Anfeindungen. Seine amtliche Wirksamkeit begann erst, nachdem er zum Hofrath bei der obersten politischen Stelle ernannt wurde. Sein Verdienst war die stilistische Revision des Strafrechtes und des ersten Theiles des bürgerlichen Rechtes unter Joseph II. Unrichtig ist, daß er die Abschaffung der Folter durchgesetzt hat. Diese ist von den Juristen des Reiches, von Joseph II. und dem Staatsrath ausgegangen und war lange vorbereitet. Seine Abhandlung über die Folter ist nicht juristisch, durchaus aufklärerisch und hebt nur die ethischen und humanistischen Rücksichten hervor [1]). Seine Schriften waren allgemein verbreitet; mehrere seiner Sätze sind in das preußische Landrecht und österreichische Civilrecht übergegangen. Von seinen Epigonen wurde er hoch gepriesen. Seine Bedeutung liegt in der Verbreitung der allgemeinen Bildung, in seinem patriotischen Eifer und in der provinciellen öffentlichen Wirksamkeit. In der Verneinung alles Historischen und Volksmäßigen, in der Forderung eines unbedingten Fortschrittes und der Berechtigung des Individuums, in der Vorliebe für das allgemein Menschliche war er der echte Mann seiner Zeit. „Die wahre Aufklärung," schrieb er im

[1]) S. Werke VII.

Beginn seiner Laufbahn [1]), „wirkt nicht auf die Oberfläche sondern auf das Innere, nicht so sehr auf Witz und Lebensart als auf Verstand und Sitten. Die Fortschreitung der wahren Aufklärung zeigt sich also bei einem Volke in der Erkenntniß, daß alle Classen ihre Pflichten haben, und in der Ueberzeugung, daß von der Erfüllung dieser Pflichten das allgemeine und einzelne Beste abhängt." Ebenso schrieb er 1783 [2]): „Die Aufklärung und geläuterte Grundsätze sind das größte Geschenk des Lebens". Er erlebte noch den Niedergang der Ideen, die ihn begeistert und angeregt. Mehrmals sprach er im Alter seinen Schmerz über die Enttäuschung und den Rückschritt in Oesterreich aus.

In dem Jahrzehnt 1765—1775 ging eine fieberhafte Erregung durch ganz Oesterreich. Die Reformen der Regierung, die Opposition gegen die kirchliche Herrschaft, die Aufhebung des Jesuitenordens, der neue Volksunterricht bezeichneten die Morgenröthe der Aufklärung. Die Milderung der Censur, die frische Rührigkeit auf allen geistigen Gebieten, das Streben mit dem „Reich" in geistiger Fühlung zu bleiben, schienen den Sieg der neuen Ideen zu verbürgen. Unter dem Schutze des vordrängenden Kaisers gewann jedes höhere Streben Raum. Die Anhänger der neuen Richtung Gebler, Borié, Petrasch, Sonnenfels, Blumauer, Birkenstock, Born u. A. standen in Amt und Würden. 1768 verweilte Winckelmann in Wien und wurde bei Hofe wie in den künstlerischen Kreisen mit aller Auszeichnung empfangen. Lessings Berufung stand mehrmals in Aussicht, 1769, 1772 und 1775. Einmal (1772) war er dazu geneigt; daß es nicht geschehen, war zumeist eine Intrigue Sonnenfels', der ihn fürchtete. Man dachte an eine Akademie für deutsche Sprache, an eine Akademie der Wissenschaften, aber wie die Dinge lagen, wären auch Klopstock und Lessing unvermögend gewesen, in Wien den Ausgangspunct einer neuen deutschen Literaturepoche zu schaffen. Dazu fehlte die Ruhe der Arbeit, die Achtung vor der Wissenschaft, die Freiheit des Glaubens

[1]) Betrachtung eines österr. Staatsbürgers 1763.

[2]) Vorrede zu den gesammten Schriften.

und Denkens. Der alte Uz hatte Recht, wenn er 1769, als von einer Akademie der deutschen Sprache und der Berufung Klopstocks die Rede war, schrieb: „Ein süßer Traum, von dem ich nichts glaube" [1]). Wer tiefer blickte, erkannte den Gegensatz der Meinungen, den zähen Widerstand der alten Elemente, den Mangel an Energie und Consequenz in allem geistigen Streben. Die aufklärerische Strömung erschreckte die Staats- und Kirchenmänner. Maria Theresia trat für das orthodoxe Kirchenthum und für die alte Autorität gegen die freie Ueberzeugung ein. Sie haßte die Aufklärung und ihre Früchte. Die religiöse Duldung und der Indifferentismus erschienen ihr geeignet, „alles zu untergraben". Sie klagte, daß die Sitten so verderbt geworden, „seitdem man die Religion in sein Herz einschließe ohne äußerlich ihren Cultus zu üben". Sie nannte die Gelehrten und Philosophen muthlose, kriechende Leute, schlechte Väter, Söhne, Gatten, Minister und Bürger, weil ihnen alle sittliche Grundlage fehle und nur die Eigenliebe die Quelle ihrer Grundsätze sei. „Nichts ist bequemer," fügte sie hinzu, „als eine Freiheit ohne irgend eine Schranke; das ist das Wort, welches von unserem aufgeklärten Jahrhundert an die Stelle des Wortes Religion gesetzt wird" [2]). In vollem Gegensatze zu seiner Mutter vertheidigte Joseph II. die religiöse Duldung, die bürgerliche Gleichstellung der Protestanten, die Vernichtung des Aberglaubens und der politischen Vorrechte. In seinen Briefen sprach er nirgends vom alten Recht, von der ehrwürdigen Vergangenheit, sondern nur von der „gesunden Vernunft, von der Redlichkeit, Pflicht und Neigung, der Natur zu folgen". In den Hofkreisen wurde der Zwiespalt zwischen Mutter und Sohn ausgeglichen, aber in den höheren Schichten der Gesellschaft und im Volk dauerte der Gegensatz der Meinungen im geheimen und offenen Krieg fort.

Manches Streben wurde dadurch vernichtet, manche Kraft zerrieben. Auch ein deutscher Gelehrter, der Tüchtiges geleistet und zu großen Hoffnungen berechtigte, war darin untergegangen, nämlich

[1]) Henneberger, Briefe von Uz an einen Freund.
[2]) Instruction f. d. Erzh. Max. Arneth VII. 482.

Friedrich Justus Riedel (1742—1785), heutzutage ein verschollener Name, aber damals viel genannt, viel gerühmt und viel verlästert. Die Geschichte seiner Berufung, seines Wirkens und Unterganges führt uns mitten in die Aufklärung in Oesterreich hinein und deswegen wollen wir mehr über ihn berichten.

Friedrich Justus Riedel war der Sohn eines protestantischen Pfarrers zu Fisselbach bei Erfurt, geboren am 10. Juni 1742 [1]). Er studirte am Gymnasium in Weimar, an den Universitäten in Jena, Leipzig und Halle Philosophie und Rechtswissenschaften. Durch die Professoren Meyer und Klotz wurde er den „schönen Wissenschaften" zugeführt und schrieb noch in Halle mehrere kleine Abhandlungen: Ueber die Glückseligkeit des Kriegs und Friedens, Fragmente und Versuche, Sieben Satiren von der populären Philosophie, Episteln an Baldinger u. A. Das Buch „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften", Jena 1767, verschaffte ihm die Lehrkanzel der Philosophie an der Universität in Erfurt, welche der Erzbischof von Mainz neu einrichtete und belebte. Auch Wieland und Heinrich Schmidt lehrten an der Universität und Riedel verkehrte vielfach mit ihnen. Er gab in Erfurt die „gelehrte Zeitung" heraus, arbeitete für die Bibliothek der schönen Wissenschaften und genoß als Lehrer und Schriftsteller eine hohe Achtung. Er war keine bedeutende schöpferische Kraft, aber gewandt, fleißig, scharf und streitlustig. Seine Theorie der schönen Künste enthielt nicht viel Neues, stützte sich auf Meinhards Grundsätze der Kritik und die ästhetische Meinung der Engländer, enthielt jedoch viele vortreffliche Sätze. Die Abhandlungen über das Große, Erhabene, über die Natur, Laune, Aehnlichkeit, Contrast, sind selbständig durchdacht. Er selbst nannte das Buch einen „Auszug aus den Werken verschiedener Schriftsteller" [2]). Die Hauptsätze sind: „Was allen gefallen muß, ist schön, was allen mißfallen muß, häßlich. Der gute Geschmack ist derjenige, welcher der Natur gemäß ist. Was für den Verstand das Vorurtheil, das ist für die Empfindung der

[1]) Wurzbach, Biograph. Lex. XXVI. 86.

[2]) Fried. Riedels ges. Schriften, 5 B. Wien 1787.

verderbte Geschmack, die wahre Krankheit der Seele. Der gute Geschmack ist der Geschmack der Alten und jener Neuen, welche den Alten am nächsten kommen". Die Schrift bewährte sich als ein brauchbares Handbuch der Aesthetik und verschaffte ihm Ruf. Die Zeichnungs- und Kupferstecherakademie in Wien, bei welcher Sonnenfels das Amt eines Secretärs versah, nahm 1769 Klotz und Riedel als Ehrenmitglieder auf. Als dann die Gründung der „Akademie der vereinigten bildenden Künste" berathen wurde, brauchte man einen Aesthetiker und auf Anregung des Hofrathes Sperges wurde Friedrich Justus Riedel als „Professor für die Theorie und Geschichte der bildenden Künste, für die Kenntniß der Antike und Allegorie" an die Akademie berufen. Der Antrag des Fürsten Kaunitz wurde von der Kaiserin genehmigt. Riedel sollte 1500 fl. Gehalt und den Titel k. Rath bekommen. Der Staatsrath Gebler schrieb geschäftig nach Erfurt, Riedel nahm sofort seine Entlassung und eilte nach einem kurzen Besuche in der Heimat nach Wien. Er kam aber gar nicht dazu, sein Amt anzutreten. Erst im October 1772 wurde die Vereinigung der Akademie beschlossen und erst am 16. Januar 1773 die k. k. Akademie der vereinigten bildenden Künste constituirt. Zugleich hatte die Kaiserin, noch ehe Riedel in Wien war, eine Schmähschrift erhalten, welche die Ursache wurde, daß der junge deutsche Gelehrte sein Amt, seinen guten Ruf und in Folge dessen den Halt und die ernste Richtung des Lebens verlor. Meusel, seit 1769 Professor der Geschichte in Erfurt, erzählt: der Erfurter Augustinermönch Jordan Simon sei nach Wien gekommen und habe dem Beichtvater der Kaiserin Riedel als einen „freisinnigen und lüderlichen Menschen" hingestellt. Die Anklageschrift berichtet [1]): Riedel sei der Sohn eines Prädicanten, habe satirische Briefe geschrieben und darin den Papst einen alten Zauberer genannt; Riedel habe in seinen öffentlichen Vorträgen die Religion verspottet und sich gerühmt, er und seine Genossen würden die Religion vollständig ausrotten; Riedel, Meusel, Bahrdt und Wieland seien zügellose Frei-

[1]) Mſ. Archiv d. k. k. Akademie d. bildenden Künste in Wien. Vgl. Lützow, Gesch. d. Akademie Beil. 149.

geister und Epikuräer, welche in den sächsischen Herzogthümern viele Scandale erregt und allgemein verhaßt seien. Bei Maria Theresia, welche vor allem die Unbescholtenheit des Characters forderte, fiel diese Anklage schwer ins Gewicht. Fürst Kaunitz dagegen meinte in seinem Gutachten [1]: „Wenn alles wahr wäre, könne allerdings von einer Anstellung Riedels keine Rede sein, aber es fehle der Beweis dafür; in Riedels Schriften sei ungeachtet der unbeschränkten Freiheit im Reich keine Spur von Freigeisterei und Ausgelassenheit in den Sitten zu finden; er sei bis vor Kurzem kurmainzischer Rath und Professor in Erfurt gewesen; von Graf Pergen habe er erfahren, daß alles nur auf Zänkerei mit anderen Gelehrten beruhe; Riedel sei geschickt und werde Sonnenfels, welcher sich eine Meisterschaft in allen Dingen anzumaßen scheine, ein Gleichgewicht halten". Kaunitz beantragte, Riedel im Amt zu bestätigen mit dem Vorbehalt, daß, wenn er sich in Schrift oder Rede etwas zu Schulden kommen lasse, er sogleich entlassen und abgeschafft werden solle; aber Maria Theresia antwortete: „Ehe als riedel sich nit legitimiret, so lang kann und will ihn weder hier noch in dienst haben". Unterdessen war Riedel in Wien angekommen (Mai 1772). Seine Neider fanden ihn lächerlich, als er sich im deutschen Kleide wie Pütter in Göttingen in einem grünen Frack mit Gold verziert vorstellte. Fürst Kaunitz war jedoch zu hochsinnig, um an der Kleidung und äußeren Form etwas Anstößiges zu finden. Er schickte Riedel die Anklageschrift und forderte ihn auf, dieselbe schriftlich zu widerlegen. Er theilte ihm zugleich mit, daß man ihn bei der Kaiserin auch einer üblen Wirthschaft und des Mangels an Nüchternheit beschuldigt habe. Der Staatskanzler schloß mit den Worten: „Ich erwarte von deroselben das Weitere und bin zu allen angenehmen Gefälligkeitserweisungen dienstwillig" u. s. w. Riedel war in die tiefste Seele getroffen, er arbeitete sogleich eine tüchtige Rechtfertigungsschrift aus, die wir als ein Zeugniß seines Characters und als den Reflex der Aufklärungszeit vollständig mittheilen.

[1] 12. Juli 1772.

Friedrich Justus Riedels freimüthige aber legale Vertheidigung seiner Unschuld und Ehre.

Was einem Menschen, dessen ganzes Bestreben von der Zeit an, wo er gedacht und gefühlt hat, immer gewesen ist, nach dem Maße der Talente, womit ihn der Schöpfer bei seiner Versendung in diese Unterwelt aussteuerte, Verstand, Geschmack und Tugend unter seinen Mitbürgern auszubreiten, um dereinst den Nachruhm hinter sich zu lassen, daß er nicht umsonst gelebt habe; was einem solchen Menschen nur Unangenehmes begegnen kann, das begegnete mir.

Unter dem 16. November des vergangenen Jahres wurde ich mit dem mir so ruhmvollen Character eines k. k. Rathes hierher berufen, um den Zöglingen der Akademie der Künste Vorlesungen über die Theorie und über die nöthigen Hilfswissenschaften zu halten. Da ich nichts so sehr wünsche, als mit dem mir angeborenen Eifer auf der Laufbahn, die ich seit mehreren Jahren betreten habe, hurtig fortzuschreiten, so sah ich diesen Ruf als eine weise Veranstaltung der Vorsicht an, mich gerade auf den Posten versetzen zu wollen, für welchen ich eigentlich geschaffen wäre und auf welchem ich zur Bildung einer großen und bildenswerthen Nation mehr Gutes und Verdienstliches als in irgend einem anderen Standorte beizutragen Gelegenheit fände. Ich nahm daher, obgleich ich zu jener Zeit andere Anträge erhielt, diesen Ruf als einen Ruf Gottes an und nachdem ich meine Angelegenheiten in Thüringen und Sachsen berichtigt hatte, eilte ich meiner Bestimmung entgegen nach Wien.

Hier fand ich, was ich nicht vermuthet hatte aber vermuthen hätte sollen: der Neid, die Bosheit und beider Tochter, die Verleumdung, hatten sich wider mich gerichtet. Es hatte ihnen gut geglückt, um mir die schändlichsten Dinge, die man nur denken mag, mit einem gewissen Grade der Wahrscheinlichkeit zu insinuiren und sogar vor denjenigen Thron zu bringen, vor welchen ich gern so untadelhaft als möglich erscheinen wollte. Ich muß gestehen, daß meine Feinde, die ich größtentheils nicht kenne auch zu kennen

nicht begehre, ihr System so klug als irgend ein boshaftes System eingerichtet werden mag, eingerichtet haben. Sie wußten nämlich, was die ganze Welt weiß, daß die große Kaiserin noch etwas mehr als groß, daß sie auch eine gottselige Kaiserin ist. Um mich also auf einmal aller kaiserlichen Gnade zu berauben, brauchte die Bosheit weiter nichts, als von mir die Idee zu erwecken, ich sei ein Atheist, ein Freigeist, ein Spötter und Schänder der Religion und folglich der abscheulichste Mensch unter der Sonne.

Einen Theil des Endzweckes haben sie erreicht, aber ich weiß gewiß, daß sie ihn nie ganz erreichen werden, denn die große und gottselige Kaiserin ist auch eine gerechte Kaiserin. Sie wird nicht ungehört verdammen, so wie sie nicht ohne Untersuchung lossprechen wird. Von beiden habe ich den Beweis in dem gnädigen Handschreiben, mit welchem S. hochfürstliche Durchlaucht der Herr Hof- und Staatskanzler Fürst von Kaunitz mit 9. des abgewichenen Monates mich zu beehren geruht hat. S. Durchlaucht theilen mir die eingebrachte Beschuldigung mit und erlauben mir, vermöge der a. h. Resolution der Kaiserin Ihr. k. k. Maj., eine schriftliche Vernehmlassung dagegen geziemend einzubringen. Nun halte ich meine Anklage und die ganze Begebenheit abermals für eine Schickung Gottes, der mich dadurch prüfen und den Weg zum Thron öffnen will, allwo die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit gewiß zuletzt obsiegen wird.

Ich werde mich ohne Wortgepränge vertheidigen, denn so wie die Schönheit am reizendsten ist, wenn sie ungeschmückt ist, so ist die Wahrheit desto einleuchtender, je weniger man solche mit fremdem Putz überladen hat. Aber freimüthig werde ich reden, denn das Bewußtsein der Unschuld macht kühn. Meine Verantwortung wird nicht in Sagen bestehn, wie die Insinuation meiner Verleumder, sondern in Beweisen und sogar in legalen Beweisen, mit Originaldocumenten, um deren Rücksendung ich S. hochfürstl. Durchlaucht unterthänigst bitte. Das wichtigste Dokument unter allen ist das Attestat der kurfürstl. Mainzer Regierung zu Erfurt, welcher ich die mir gemachten Beschuldigungen übersendet hatte, um darüber ein unparteiisches Gutachten zu fällen. Aus diesen sowohl als aus

dem, was ich zu weiterer Erläuterung zu sagen habe, wird erhellen, daß die wider mich eingebrachten Beschuldigungen ein Gewebe von Bosheit, Neid und Rachsucht, aber keineswegs in der Wahrheit gegründet sind. Ich wünsche nur, daß diese Vertheidigung ebenso gut vor den Thron gelangen möge als die Anklage, wider welche sie gerichtet ist. Ich bitte nicht um Gnade, ich bitte um Recht und ich erwarte das Recht in der Hoffnung, daß die a. h. Gnade demselben nachfolgen wird.

Den Eingang des wider mich gerichteten Promemoria könnte ich übersehen, wofern ich nicht zu zeigen hätte, wie schon in den ersten Zeilen der Geist der Unwahrheit zu herrschen anfängt. Ich werde also diesen so gut zergliedern als der eigentlichen Beschuldigung meine Antwort zur Seite stellen.

Anklage: Riedl ist der erste gewesen, welcher auf die Erfurter Universität berufen wurde.

Antwort: Dies wäre eigentlich eine Ehre für mich, wenn es nur wahr wäre. Es ist lächerlich zu sagen, ich sei der erste gewesen, welcher auf die a. 1392 gestiftete Universität berufen wurde. Auch wenn man behaupten wollte, ich sei der erste, welchen der jetzt herrschende Kurfürst von Mainz nach Erfurt berufen habe, ist ein Irrthum, denn schon vor mir, der ich im Januar 1768 als Professor angestellt wurde, sind mehrere dahin berufen worden, wovon mir jetzt nur einer, Sinnhold aus Leipzig, in die Erinnerung kommt. Doch das sind Kleinigkeiten.

Anklage: er ist ein Sohn des noch lebenden Prädicanten zu Fischelbach, einem Erfurter Dorf.

Antwort: Mein Vater ist kein Sünder und es kränkt mich, ihn bei dieser Gelegenheit halbschimpflich behandelt zu sehen. Er ist ein ehrwürdiger Greis, ein gelehrter wackerer Geistlicher, dem ich sowohl die Liebe zur Religion und Tugend als auch die erste Anlage zu meinen Studien und die Erweckung meines Eifers für die Literatur zu verdanken habe. Er würde vor Gram gestorben sein, wofern ich nicht durch meine Bildung den Geist und das Herz betreffend seinen Wünschen gemäß gehandelt hätte, oder wofern ich der Freigeist und Atheist geworden, wofür man mich ausgeben will.

Anklage: alt 25 oder 26 Jahre.

Antwort: heute, eben da ich dieses schreibe, trete ich in das dreißigste Jahr meines Lebens.

Anklage: er war zu Jena Magister legens in der Philosophie.

Antwort: das ist nächst der Erwähnung meines Vaters der einzig wahre Punct in dem ganzen Aufsatze. Nur hätte man hinzufügen sollen, daß ich schon als ein Jüngling von 21 Jahren nicht nur einer der fleißigsten Lehrer in Jena war, wie ich denn täglich in sechs, auch in acht Stunden alle Theile der Philosophie auch Mathematik, schöne Wissenschaften und Historie vorgetragen, sondern auch unter allen dasigen Docenten den größten Beifall hatte. Als ich den Ruf nach Erfurt zugleich mit zwei anderen nach Halle und Coburg erhielt, sahen sich die fürstlichen Höfe bewogen, mir annehmliche Bedingungen zu meiner Beibehaltung anzubieten, welche ich gleichfalls durch eine Copie des Decretes von Weimar erhärte. Bloß die Begierde einer verfallenen Universität zu helfen zog mich nach Erfurt.

Anklage: dieser Riedl hat satyrische Briefe geschrieben, die voll Religionsspöttereien. Einer derselben ist wider den Papst, den er den alten Zauberer von Rom nennt, der durch die Bischofs- und Cardinalshüte die geringsten Menschen zu den größten Männern zaubert.

Antwort: Vielleicht hat der Verleumdungsgeist seine Unverschämtheit und Stirnlosigkeit noch nie so weit getrieben als in diesen heutigen erleuchtet sein sollenden Zeiten. Ich berufe mich auf alle Kenner der Literatur, sogar auf die Buchhändler, die man einzeln verhören kann, ob ich jemals satyrische Briefe geschrieben habe. Der Verleumder hätte das Buch: „Friedrich Justus Riedls satyrische Briefe", wofern er kein Lügner genannt werden wollte, belegen müssen. Dieses Buch existirt nirgends als in dem Hirne des Anklägers und wird wahrscheinlich nie außerhalb desselben existiren. Es sind viele satyrische Briefe geschrieben worden, aber folgt daraus, daß sie Riedl geschrieben hat? Ich besinne mich selbst, daß vor zehn Jahren ein gewisser Volcmar dergleichen in Jena herausgab, die so elend waren, daß sie niemand lesen mochte.

Jedoch, ich habe nicht nöthig, mich zu vertheidigen, die kurmainzische Regierung hat meine Vertheidigung übernommen. Das merkwürdigste dabei ist, daß der Verfasser des calumniösen Aufsatzes nur Ein Buch von mir anführt, was ich geschrieben haben soll und das ich nicht geschrieben habe und dabei sich stellt, als wenn die literarische Welt sonst nichts von mir wüßte. Zum Glück sind vom Berg Jura bis an das baltische Meer eine Menge wackerer Männer, die meine Schriften lesen und loben; keines meiner Bücher steht hier in dem Catalog librorum prohibitorum und gleichwohl werden dieselben häufig gelesen, was der Gegner, um unparteiisch zu sein, doch wohl hätte anführen müssen. Entweder hat der Gegner diese Schriften gekannt oder nicht. Hat er sie nicht gekannt, so kennt er auch mich nicht und so hätte er von mir weder Gutes noch Böses sagen können. Hat er sie gekannt, so liegt seine Bosheit am Tag, indem er sie gerade deßwegen verschweiget, weil er nichts Böses, nichts Anstößiges, sondern vielmehr lauter gute und nützliche Sachen darin gefunden hat. Das nenne ich calumniari per præteritionem. Ich habe das Herz, mich zu meinen Schriften vor der ganzen Welt zu bekennen, hat wohl mein Gegner den Muth, seinen Namen unter seine Anklage zu schreiben?

Anklage: er hat in einem Nachmittag-Collegium gesagt, die beste Religion sei das schönste Mädchen im Arm.

Antwort: Ich dürfte nur die Mainzische Regierung antworten lassen, welche in der Beilage diesen Punct für eine unverantwortliche Erfindung erklärt. Allein ich muß diesen Artikel weitläufiger erörtern, weil ich in demselben das ganze Geheimniß der Bosheit zu entdecken und in seiner Blöße darzulegen im Stande bin. Zuerst muß ich gestehen, daß mir eben dieser Vorwurf bereits 1769 zu Erfurt gemacht wurde, und ich will deßwegen die Geschichte dieses Vorganges kurz erzählen. Im Anfang 1768 kam ich nach Erfurt, fand eine verödete Universität von 65 Studenten, welche noch dazu fast gar keine Collegia besuchten, denn die meisten Professoren lasen gar nicht oder elend genug, weil sie das Lehramt nur gesucht, um einen Rang und Titel zu haben. Es war kein Leben, kein Eifer, keine Industrie. In diese Fußtapfen wollte und konnte ich nicht

treten. Ich fing an mit Emsigkeit zu arbeiten. Ich las mehrere Collegia, schrieb fleißig, correspondirte in andere Gegenden, um Lehrlinge herbei zu bringen, und brachte es auch durch das Zutrauen meiner Oberen dahin, daß mir der Auftrag gegeben wurde, neue Professoren zu vociren oder aus den allenfalls in Erfurt befindlichen Subjecten auszuheben. In kurzer Zeit gewann die Universität eine andere Gestalt. Die Alumnen kamen aus vielen Theilen Deutschlands herbei. Nach einem halben Jahre zählte ich allein schon über 100 Zuhörer und Ende 1768 über 300 junge Leute, die um zu studiren nach Erfurt gereist waren. Unter denselben befanden sich mehrere aus Ungarn und Siebenbürgen, wie ich denn sowohl in Erfurt als in Jena eine gute Anzahl Unterthanen I. k. k. Maj. zum Dienste Gottes, der Monarchie und des Vaterlandes zubereitet habe. Der damalige Statthalter Freiherr von Breitenbach wurde durch meinen Diensteifer bewogen, mir laut Beilage ohne mein Ansuchen eine Besoldungszulage zu geben, welche, obwohl sie eine Kleinigkeit war, mich doch, weil sie aus gutem Herzen kam, noch mehr spornte fleißig zu sein und die Universität empor zu heben. Anbei wurde ich zuweilen in anderen, besonders juristischen Geschäften gebraucht, die auf die Universität keine Beziehung hatten. Ich genoß die Gnade des Kurfürsten sowie das Zutrauen der Minister und des Statthalters in hohem Grade. Das alles erweckte Neid, der aber noch immer stumm blieb, bis ich ihn endlich in laute Bosheit verwandelte, als ich das Werkzeug wurde, den berühmten Wieland von Biberach nach Erfurt zu berufen. Wäre ich eigennützig gewesen, so wäre der Ruf dieses Mannes gewiß ein Unding geblieben, denn außerdem, daß ich befürchten mußte, Wieland, dessen Superiorität über mich ich damals erkannte und noch erkenne, werde mich verdunkeln, so brachte ich es dahin, daß er den äußeren Rang über mich und doppelte Besoldung erhielt. Doch das bedachten gewisse andere Leute nicht und besonders zween Personen, die vorher meine Freunde zu sein schienen: ein gewisser Professor Medicinä Andreas Nume und ein gewisser Pater Jordan Simon, Augustiner Ordens. Beide waren mir gewisse Verbindlichkeiten schuldig. Letzterem hatte ich verschiedene-

mal seine Schriften corrigirt, und in reines Deutsch übersetzt, ehe er sie unter die Presse gab; ersterem hatte ich Besoldung und andere Vortheile verschafft. Sie aber aufgebracht durch die Vocation Wielands vergaßen alles und machten das Project, mich und die neuen Professoren zu stürzen und mit mir sollte der Anfang gemacht werden. Wider meine Lehre und wider mein sittliches Leben konnte man nichts einwenden, sie mußten also zu Erdichtungen ihre Zuflucht nehmen. Eine dieser Erdichtungen war die, welche ich hier beantwortet habe. Sie wurde selbst Eminentissimo Moguntino insinuirt und ich widerlegte sie damals ebenso wie jetzt, wo die Calumnie wiederholt wurde. Ich hatte das Herz in einem öffentlichen Intelligenzblatte nachfragen zu lassen, ob jemand Riedels satyrische Briefe besäße, allein es meldete sich niemand, weil sich niemand melden konnte. Die andere Erdichtung ist ebenso ungereimt, sie hat aber eine gewisse Veranlassung, die ich kürzlich erzählen muß. Es kam nämlich zu jener Zeit in Leipzig eine periodische Schrift heraus, die in Erfurt häufig gelesen wurde, genannt der Antikritikus. In einem Stücke dieser Schrift wurde über den Verfall der Religion geklagt, indem sogar öffentliche Professoren sich nicht scheuten, öffentlich zu blasphemiren: die beste Religion sei ein schönes Mädchen. Ein gewisser professor juris in Leipzig soll, was ich nicht glaube, diese gotteslästerliche Rede ausgestoßen haben. In Erfurt aber schlossen die genannten Herren, als sie den Antikritikus lasen, ganz anders. Sie bedachten nicht, daß jener Antikritikus lange vorher geschrieben, ehe ich in Erfurt meine Vorlesungen eröffnet hatte; sie bedachten nicht, daß die Verfasser des Antikritikus in Leipzig wohnten und auf Leipzig Rücksicht nahmen, sie meinten außer Erfurt gebe es keine Professoren, in Erfurt keine anderen als neue Professoren, unter den neuen keinen als mich und den jetzigen Hofrath Meusel; einer von uns möchte so etwas gesagt haben und es müsse wahr sein, weil sie wünschten, daß es wahr wäre. Sie ermangelten nicht, ihre Erdichtung bestmöglichst ausstreuen zu lassen und selbst zu verbreiten, jeder nach seiner Profession, der Doctor an den Krankenbetten, der Pater auf der Kanzel. Dieser nennete zwar niemand, dieser aber bald Meusel

bald mich, den erstbesten, der ihm vor den Mund kam. Ich erfuhr beides kaum, als ich solches dem Statthalter und der Regierung schriftlich meldete mit der Bitte, die Sache gerichtlich untersuchen zu lassen und nach Befund entweder den Blasphemanten oder den Calumnianten exemplarisch zu bestrafen. Solches geschah und auf meinen Wunsch wurde die Untersuchung sogar dem Consilio academico, welches das Consilium meiner Feinde war, aufgetragen. Dieses ehrenwerthe Consilium ließ meine Zuhörer vernehmen, es untersuchte und fand nichts, wie es denn selbst an den Rath berichten mußte, daß die ganze Sache eine Erdichtung sei. Der Ausgang des Processes war, daß Professor Nume als Urheber der Calumnie am 20. September 1769 in Ungnade seines Amtes entsetzt wurde, wogegen ich zur Satisfaction am 20. September und 16. November zwei Decrete als Assessor consilii und facultatis philosophicæ erhielt, die ich beide im Original beilege. Zugleich wurde ich ein Mitglied und Beisitzer der kurfürstlich perpetuirlichen Commission. Pater Jordan Simon erhielt gleichfalls seinen Abschied, doch wurde ihm solcher, wofern er sich besser aufführen würde, nachgelassen. Aber in der Folge fing er andere Händel an, die mich nicht betrafen, indem er einem Cleriker, der wegen übertretenem Gelübde der Keuschheit in der Disciplin war, aus dem Gefängnisse geholfen und sogar landesverrätherische Correspondenzen gegen seine weltliche Obrigkeit führte, weßwegen er 1770 entlaufen und landesflüchtig werden mußte. Das ist der wahre Vorgang der Sache, wovon die Acten noch bei der Regierung in Erfurt liegen. Es wundert mich, daß mein Verleumder nicht noch einen anderen Handel anführt, den ich kurz nachher hatte. Ich war Director der Erfurter Gelehrten Zeitung. Darin wurde die Schrift „Reflexionen eines Schweizers über die Frage, ob es der katholischen Eidgenossenschaft nicht zuträglich wäre, die regulären Orden gänzlich aufzuheben oder wenigstens einzuschränken" bloß durch die Anzeige des Inhaltes ohne Billigung vielmehr mit einigen Ausstellungen recensirt. P. Jordan ließ mich deßhalb verklagen und der Statthalter, der seiner Gewohnheit nach niemals auf heimliche Anbringen achtet, die Klage mir communiciren. Ich

vertheidigte mich kurz und das Decret, welches ich erhalten, sagt, daß man meine Rechtfertigung gründlich und überzeugend befunden und es meiner geprüften guten Einsicht überlasse, was ich ferner in der Zeitung erkennen wolle. Doch genug davon. —

Anklage: Er hat auf einem öffentlichen Ball Schuljungen und Studenten über den Katechismus examinirt. Als bei diesem gotteslästerlichen Examen ein Student sagte: es wären zehn Gebote Gottes, nannte er ihn einen Esel und fragte, wie sie hießen. Da der Student zu dem sechsten Gebot kam, sagte Riedel: das Gebot wäre aufgehoben und es hieße jetzt „du sollst ehebrechen", und so spottete er der übrigen Lehren und machte sie lächerlich. Dabei waren über sechzig Zuhörer.

Antwort: Ich muß meine ganze Gelassenheit zusammennehmen, um diese unverschämten und abgeschmackten Lügen kaltblütig zu widerlegen. Die öffentlichen Bälle in Erfurt, welche ich wie die Noblesse, die Räthe und andere angesehenen Personen zuweilen besuchten, sind ein Meisterstück der Policei in Ansehung der Ordnung, Zucht und Modestie, welche da herrscht. Ueberall, selbst in den inneren Zimmern ist Wache. Verschiedene Commissäre haben ein wachsames Auge auf alles, was geschieht, und wer sich die mindeste Unregelmäßigkeit zu Schulden kommen läßt, wird hinausgewiesen oder nach Größe der Ausschweifung arretirt und der Justiz übergeben. Das ist schon genug, um die Verleumdung zu beantworten. In ganz Erfurt weiß niemand etwas davon als die sechzig Personen, welche der Calumniant erdichtet hat.

Anklage: Der Amanuensis des Riedl hat sich zu Dabersau im Gasthof im Beisein mehrerer Bürger gerühmt, sie seien nach Erfurt gekommen, die Religion auszujagen und es habe ihnen schon ziemlich geglückt; wenn sie zu Erfurt fertig, gingen sie weiter.

Antwort: Von dieser Sache weiß ich so wenig etwas als die Regierung in Erfurt. Es gibt in der Erfurter Gegend keine Stadt, kein Dorf dieses Namens. Ich bin nie auf der Bierbank gesessen und weiß nicht, wie man dort spricht oder sprechen darf. Ich habe mehrere Amanuenses gehabt, einen im J. 1769 Namens Glaichmann, der mich vorher durch einen Schein von Eifer für

die Wissenschaft hintergangen und mitleidig gegen seine Armuth gemacht hatte, den ich aber bald wegen liederlicher gottloser Bubenstücke hinwegjagen und sogar von der Universität relegiren ließ. Hat etwa dieser gottlose Mensch Reden geführt, was geht das mich an? Wenn ein Herr sich aus den Reden eines schlechten und niederträchtigen Dieners richten lassen soll, den er noch dazu abgeschafft, würde man zuletzt auch den ehrbarsten Mann alles aufdichten können.

Anklage: Riedl, Meißl, Barth und Wieland haben einerlei Sittenlehre und Religion; ihr Absehen geht dahin, die zügelloseste Freigeisterei einzuführen und auf selbe einen viehischen Epicuräismus zu gründen.

Antwort: Die kurmainzische Regierung attestirt das Gegentheil. Aber es ist unverantwortlich, daß bei Gelegenheit meiner Wenigkeit auch andere ehrliche Männer verunglimpft werden. Bahrdt (nicht Barth), Meusel (nicht Meißl, der Verleumder weiß nicht einmal die Namen, die er schmäht), beide gehen mich nicht mehr an, als daß ich mit dem letzten selten umgegangen und in Ansehung des ersteren 1770 eine kurfürstliche Commission gehabt habe. Bahrdt und ein anderer protestantischer Theologe zu Erfurt waren wegen verschiedener Glaubenslehren in einen bitteren Streit gerathen. Ich bekam den Auftrag, diese Streitigkeiten zu untersuchen und die Acten an auswärtige Theologen zu versenden, was ich auch that. Der Krieg war bald zu Ende, da Bahrdt als Professor Theologiä und Prediger nach Gießen berufen wurde. Mit Wieland habe ich täglich Umgang gehabt und sogar täglich als Pensionär an seinem Tische gegessen. Er ist, so munter er in seinen Schriften erscheint, ein sehr moroser, ernsthafter und enthaltsamer Mann, der zu nichts weniger als zu einem viehischen Epicuräismus aufgelegt ist. Ich wünschte alle diejenigen, welche uns beiden Wieland und mir den Epicuräismus zur Last legen wollen, zu einer der philosophischen Mahlzeiten einladen zu können, von der Art, wie wir sie seit 1769 eingenommen haben. Ich weiß gewiß, daß diese Herren nach unserem frugalen Diner sich schnell nach ihrer Behausung verfügen und dort noch einmal mit Speise und Trank sich werden bewirthen

lassen. Hätte Wieland in seinen Schriften Sätze, welche anstößig erscheinen, so gehört das nicht hierher.

Anklage: Unterdessen ist durch diese Leute das öffentliche Scandalum so weit verbreitet, daß alle umliegenden Oerter als Gotha, Weimar und andere mehr, obwohl diese Professoren sich zu ihrer Religion wenigstens mit dem Mund bekennen, dennoch solche Personen nur verabscheuen als Leute, die alle Religion verneinen und alle guten Sitten sowohl in ihren Schriften als Lebenswandel entsagt haben.

Antwort: Das öffentliche Scandalum ist so wenig verbreitet und was mich betrifft, hat der damalige durchl. Erbprinz zu Gotha jetzt Herzog mich seiner Gnade gewürdigt und sich andere von mir empfehlen lassen. In Weimar bin ich, so oft ich hinreiste, höflich zur Tafel geladen worden mit den Prinzen zu speisen. Der Oberaufseher Graf Görz so wie ihre Instructoren sind meine Freunde. Der Erbprinz von Coburg hat mich in Erfurt selbst besucht, und als er die Merkwürdigkeiten besah, war ich sein Cicerone. Der Prinz Bernhard von Meiningen nannte mich seinen Freund und überhaupt habe ich in den dortigen Gegenden von denen, die mich persönlich kennen, ebensoviel Ehre genossen, als aus entfernten Gegenden von denen, die meine Schriften gelesen.

Was Wieland betrifft, so ist derselbe seit geraumer Zeit mehr am Hofe in Weimar als in Erfurt. Noch im letzten Carneval stellte die Herzogin ihm zu Ehren eine Redoute an, wo die vornehmsten Personen aus einem seiner Gedichte figurirten. Sie beschenkte ihn mit einem kostbaren Maskenkleide und erzeigte ihm sonst alle Ehre. Soeben erhalte ich die Nachricht, daß er sogar in Weimarische Dienste berufen werde, um die Prinzen bei ihren Studien und Reisen als Mentor zu begleiten. So verabscheut man Wieland und mich zu Gotha, Weimar und den benachbarten protestantischen Orten.

Das ist die Beantwortung der mir in dem verleumderischen Aufsatze vorgeworfenen Puncte. Wenigstens kann sie als ein Commentar gelten zu dem, was die Mainzer Regierung zu meiner Vertheidigung gesagt hat. Hier könnte ich schließen, da aber der Fürst

von Kaunitz geruht haben, mir anzudeuten: „Daß vermöge einer anderen bis zu J. Maj. gelangten Nachricht mir auch eine üble Wirthschaft und Mangel an Nüchternheit zu Schulden gelegt wird", so habe ich auch diese Saite zu berühren.

Wenn der ein übler Wirth, welcher im dreißigsten Jahr seines Alters außer seiner fahrenden Habe kein Activ-Vermögen vielmehr einige Passiva hat, wohlan, so will ich gerne ein übler Wirth sein, denn das ist wirklich der Fall bei mir, ob ich gleich so sparsam als möglich lebe und von allen Depensen, die andere meines Standes machen, nichts weiß. Ich wohne philosophisch, ich esse und trinke philosophisch, ich kleide mich philosophisch d. h. alles mit Anstand, ohne Pracht, Verschwendung und Luxus. Daß ich aber an zeitlichem Vermögen arm, macht mir keine Schande; ich habe nie geerbt, mein Vater ist ein armer noch lebender Prädicant und ich habe oft meinen ganzen Erwerb mit ihm und einem jüngeren Bruder getheilt. Seit 1761 habe ich nur von meiner Arbeit leben müssen. Ich habe promovirt, mich equipirt, mir eine Bibliothek angeschafft, dergleichen wenige Leute von meiner Art haben. Meine Correspondenz mit Gelehrten und echten Deutschen hat mir jährlich einige hundert Gulden gekostet. Gleichwohl habe ich von 1768 nur 300 Thaler Besoldung erhalten ohne allen Accidentien, denn rechtmäßige Accidentien konnte ich nicht haben und unrechtmäßige wollte ich nicht. Ganz Erfurt weiß, daß ich bei dem Ansehen, das ich bei dem verstorbenen Statthalter genoß, die schönste Gelegenheit hatte, mich durch Geschenke und Bestechungen zu bereichern, und ganz Erfurt wundert sich, daß ich es nicht gethan. Außerdem erzeigte ich armen Studierenden Gutes, und von anderen, für die ich Bürge wurde, fand ich mich um beträchtliche Summen betrogen. Begreiflich, daß ich kein eigenes Vermögen als meinen Kopf und meine rechte Hand besitzen kann. Mein stärkster Creditor ist Eminentissimus Moguntinus, welcher mir einige hundert Thaler zum Ankauf der Meinhard'schen Bibliothek vorgestreckt und auch jetzt, da ich nicht mehr in seinem Dienste bin, die Gnade hat, mir das Capital so lange zu lassen, bis ich nach Gelegenheit abtragen kann. Wenn ich aber nicht wenigstens ein erträglicher Wirth

wäre, hätte ich diese Reise von achtzig Meilen nach Wien nicht machen und hier leben können. Ich will nicht länger sprechen, denn von einem Gelehrten, der sich mit Rom und Griechenland befaßt, verlangen, daß er ein Wirth sein solle wie etwa ein Haushofmeister, das ist soviel als von einem Haushofmeister verlangen, er solle die Ilias oder Aristoteles Poetik gelesen haben. Am meisten war ich darüber erstaunt, daß man mir Mangel an Nüchternheit oder Völlerei vorwirft. Es ist demüthigend für mich, solche Dinge beantworten zu müssen. Niemals in meinem ganzen Leben hat mich jemand betrunken gesehen. Wie könnte ich bei meinen überhäuften Arbeiten an diese Art Debauchen nur denken. Ich las nicht etwa ein Collegium, sondern täglich in Jena 6—8, in Erfurt 4—5 Stunden. Ich dirigirte in Erfurt die gelehrte Zeitung, hatte Antheil an auswärtigen Journalen, schrieb außer anderen Werken auch eine philosophische Bibliothek, hatte fast die ganze Besorgung des neuen Universitätswesens. Ich war Commissarius perpetuus, assessor consilii und facultatis philosophicae und besorgte alle Commissionen pünktlich und geschwind. Ich frage jeden, der in Geschäften thätig, ob man dabei den Trunk lieben kann. Ich berufe mich auf alle, die mich kennen, auch auf die, die mich seit vier Monaten in Wien kennen, ob sie nur eine Spur dieses Lasters bei mir bemerkten. Vielleicht hat der Vorwurf diesen Anlaß. Ich bin in Privatgesellschaft still und blöde, in meinen Vorlesungen dagegen und wo ich öffentlich zu reden habe, durch meinen natürlichen Enthusiasmus munter, lebhaft und kühn. Vielleicht gibt es Leute, die nicht wissen was Enthusiasmus sei und man müsse sich betrinken, um lebhaft zu sein. Bei mir ist das Gegentheil. Wasser erhält mich munter und starke Getränke schläfern mich ein.

Ich setze dazu noch Corollaria und bitte um die Aufmerksamkeit, welche meinen feinen Anklägern gegönnt wurde. Die Beschuldigungen des Atheismus, des Epicuräismus und der Ketzerei sind die Waffen, mit welchen von Socrates an die Philosophen aller Zeiten angehalten und bestritten wurden. Ich verlange kein besseres Schicksal, obgleich ich solche Beschuldigungen weder durch meine Lehre noch durch mein Leben verdient habe. Mein Leben ist

eine Kette von Arbeiten gewesen, wodurch ich mich selbst und andere zu bilden gesucht und das practische System ist: Beschäftigung, Rechtschaffenheit, Menschenliebe und Wohlthun. Meine Bücher liegen am Tage und durch meinen Unterricht habe ich seit neun Jahren eine große Menge junger Leute cultivirt, und mancher wird es mir noch danken, daß ich auf dem Wege zur Erkenntniß und Tugend sein Führer gewesen.

Es liegt also nichts am Tage, was mich der atheistischen oder epicuräischen Denkart überführen könnte. Vielmehr kann ich das Gegentheil beweisen und verweise auf die Jenaer Gelehrtenzeitung, welche ich von 1765—1768 besorgt, auf die Erfurter Zeitungen, deren Director ich von 1769—1771 war, auf meine philosophische Bibliothek, daß ich immer für die Sache der Religion und der guten Sitten gefochten. Mein Glaubensbekenntniß ist in der philosophischen Bibliothek befindlich bei der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. Ich habe mehr gethan, ich habe selbst an der Ausbreitung des Christenthums Theil genommen. Das Eisenberg'sche Gesangbuch ist größtentheils durch mich entstanden, wie der Herausgeber auch in der Vorrede bemerkt. Eine gleiche Bemerkung steht in dem Altenburgischen neuen Communionbuche. Wie kann ein Mensch von dieser Art ein Atheist sein. Der Kurfürst von Mainz vertraute mir 1761—1770 seinen Neveu, einen jungen Baron von Breitenbach, den ich in der Logik, Metaphysik, Physik, Moral und Staatswissenschaft zu unterrichten hatte. Der verstorbene Statthalter, der mich bis zum letzten Hauch seines Lebens mit seinem Zutrauen würdigte, gab mir die Censur theologischer Werke und Commissionen in theologischen Streitigkeiten. Der Großhofmeister von Groschlag schickte noch neuerlich an Wieland und mich einen weitläufigen Plan zur Verbesserung des Schulwesens in den Kurlanden, damit wir beide unser Gutachten erstatten mögen. Diese Zeugnisse müssen mehr gelten als vage Anschuldigungen ohne Namen und was noch schlimmer, ohne Beweis.

Schluß: So erhellt, wie ich in der Vorrede gesagt, daß die eingebrachten Anklagen ein Gewebe von Bosheit, Neid und Rachsucht sind. Die Vorwürfe waren schrecklich, sie sind abgelehnt. Die

Strafe des Verleumders sollte eigentlich die sein, die den Verleumdeten getroffen hätte, im Fall, daß die Beschuldigung wahr befunden worden. Allein ich dürste nicht nach Rache. Die einzige Genugthuung, nach der ich heißhungrig bin, ist die a. h. kais. Gnade und so viel Arbeit im a. h. Dienste, als meine Schultern immer ertragen mögen, und diese können viel tragen. Meine Feinde übergebe ich der Finsterniß, in die sie sich gehüllt, und sollten sie entdeckt werden, so würde ich der erste sein für sie zu bitten, um sie auch zu überzeugen, daß ich ein besserer Christ und Mensch bin als sie. „Sammelt feurige Kohlen auf die Häupter eurer Feinde."

Wien 6. August 1772. Friedrich Justus Riedel.

Kaunitz berichtete darüber an die Kaiserin:[1]) „Diese Vertheidigungsschrift ist nach dem Brauch der Gelehrten sehr lebhaft. Mir scheint sie auch nicht unbegründet zu sein und die Sache verdient meines Erachtens, daß es E. M. gefällig sei, die Schrift, weil sie weitläufig ist, entweder den Mitgliedern des Staatsrathes, welche den von mir gemachten Vorschlag Riedels gutgeheißen und E. M. dazu gerathen haben, oder sonst einem anderen vernünftigen und gerechten Mann zur Untersuchung und getreuen Referirung ihres Grundes oder Ungrundes zu übergeben". Die Schrift kam jedoch nicht vor den Staatsrath. Maria Theresia gab dieselbe an Kaunitz zurück und schrieb dazu: „Ich kann nicht übernehmen disen mann hier anzustellen. Der fürst wird also sehen, wie am leichtesten man von selben kann los werden, wenn ihm auch auf einmal etwas geben sollte oder eine pension continuiren, so werde mir alles gefallen lassen umb mich seiner zu entledigen, wenn er auch catholisch werden wollte, kunte mich nit entschließen ihn hier als lehrer zu behalten, hab nit vor gut befunden dises im rat vorzunehmen". Kaunitz nahm sich seines Schützlings an und richtete den 4. October 1772 eine neue Vorstellung an die Kaiserin: „Riedel hat, sobald er von seinen hiesigen Freunden benachrichtigt wurde, daß die allergnädigste Ernennung seiner Person geschehen, seine Professorstelle bei der Universität zu Erfurt aufgegeben und sich nach unterwegs

[1]) 26. August 1772.

gemachter Besuchung verschiedener Gelehrten anher nach Wien verfügt, wo er nun seit mehreren Monaten ohne Amt und Bedienstung vollkommen brotlos sitzt. Es kommt also auf die Salvirung seiner Ehre und auf die Entschädigung an dem Utile an. Dieses Letztere kann er ohne das Erstere nicht wohl hoffen, weil die Bestimmung Riedels zu k. k. Diensten und sein hiesiger Aufenthalt bei den Gelehrten im ganzen Reich bekannt und also die Vermuthung entstehen wird, daß er entweder Unfähigkeit hatte oder wegen übler Aufführung zu dem ihm bestimmten Amt nicht zugelassen wurde, oder gar in E. M. Ungnade gefallen sei, was seiner Wiederanstellung in anderen Diensten verhinderlich ist, wenn er nicht dagegen von Seite E. M. durch eine hinlängliche Bezeugung a. h. Gnade bedeckt wird. Dieses kann auf zweierlei Art geschehen; das erste wäre die Schöpfung einer Pension wenigstens so lange, bis Riedel anderswo ein anständiges Unterkommen erlangt haben werde. Ich getraue mir nicht das Pensionsquantum vorzuschlagen, dessen Bestimmung sowie der Fundus von E. M. allein abhängt; außer es wollte E. M., damit Riedel die Pension nicht umsonst genieße, ihn etwa auf ein Jahr in die neu acquirirten Länder von Polen schicken, nicht daß er daselbst in einem Amt bleibe, sondern als ein offener Kopf und der die Arbeit liebt und auch eine fertige Feder hat, von dem Zustand dortiger Gegenden eine umständliche Beschreibung machen sollte. Das ist ein zufälliger Gedanke. Das zweite Mittel wäre, dem Riedel zu seinem Credit auswärts behilflich zu sein, die Belassung des Titels eines k. Raths, welcher Titel von E. M. dem Riedel nicht auf mein sondern des Staatsraths Einrathen beigelegt wurde. Es würde dem Aerar nichts kosten und wäre auch nicht das erste Beispiel, daß solche Titel Auswärtigen und Protestanten gegeben werden. Allein ich muß es dahingestellt sein lassen, ob solches E. M. gefällig sein wird. So viel die von Riedel mit seinen Reisen und Aufenthalt gemachten Unkosten und was zur Zurückreise erforderlich ist, glaube ich, daß ein Geschenk von 1000 Ducaten genug wäre. Jedoch kommt alles auf E. M. eigenes Ermessen und Willkür an, habe nur noch in tiefster Erfurcht zu erinnern, daß die von Riedel erbetene Ausfolgung seiner Recht-

fertigungsschrift mit den Originalurkunden ihm nicht wohl versagt oder vorenthalten werden könne". Maria Theresia schrieb auf den Vortrag: „Wen er gleich von hier reiset so will ihm zur Abfertigung 1000 Ducaten geben, den Titel als Rath behielte er und wann ein oder andere Schrift künftig nöthig wäre behielte man sich vor selben zu gebrauchen gegen recompens, mithin fällt die pension ab und alle weiteren emplois in Pohlen oder anderstwo in meinen Landen. Wegen der 1000 Ducaten sich bei Wrbn zu erkundigen".

Riedel zog es vor in Wien zu bleiben. Seine Freunde waren mannigfach für ihn thätig, obwohl Lessing und Eva König, welche damals in Wien lebte, sich ungünstig über ihn aussprachen. Er gab 1773 eine Wochenschrift „Der Einsiedler" heraus, schrieb fleißig in Meusels gelehrtes Deutschland, über die Musik von Gluck und ging bei Gelegenheit scharf gegen die Unwissenheit und Unverschämtheit der Wiener Literaten los. Ein Licentiat der Rechte, Johann Rautenstrauch, nicht der verdienstvolle Theolog Stephan Rautenstrauch, gab 1779 eine Biographie Maria Theresia's heraus und hatte dabei Fromageots Werk über Maria Theresia weidlich geplündert [1]). Riedel schrieb dagegen 1780 „Nöthige Beilage zu der Rautenstrauch'schen Biographie Maria Theresia's", zeigte die Fehler, Irrthümer und die Unverschämtheit des Autors. Dieser bat in einer Eingabe die Kaiserin um Beschlagnahme und Vernichtung dieser Schrift, aber Maria Theresia resolvirte: „Rautenstrauch soll seine Privathändel nicht mit jenen des Staates vermengen. Sind die ihm von Riedel gemachten Vorwürfe gegründet, so hat er solche und noch ein mehreres verdient. Sind sie nicht gegründet, so zeige er es dem Publico und beschäme dadurch seinen Gegner als Verläumder. Diese meine Resolution ist beiden Theilen bekannt zu machen und der Verkauf des Riedel'schen Druckes ohne alles Bedenken zu gestatten". Die vornehmste Arbeit Riedels war jedoch die neue Ausgabe der Geschichte der Kunst des Alterthums von Winckelmann. Der edle deutsche Gelehrte verweilte bekanntlich 1768 vom 12. bis 28. Mai in Wien. Hofrath Sperges, welcher

[1]) Austria 1842, 161.

in Kunstfragen das große Wort führte, bot ihm die Stelle eines Secretärs an der Akademie der bildenden Künste an, aber Winckelmann sehnte sich nach Italien zurück und lehnte ab. Sein gewaltsamer Tod in Triest erregte ungemeines Aufsehen. Sonnenfels schrieb damals: „Ueber seinen Aschenkrug hingelehnt weinen trostlos die Grazien und berauben sich der sanftfließenden Haarlocken, um sie auf das Grabmal ihres Freundes hinzustreuen" [1]). Winckelmann hatte seit Jahren an einer zweiten Ausgabe der Geschichte der alten Kunst gearbeitet und das Manuscript auf der Reise mit sich geführt. Noch in Triest hatte er archäologische Details hinzugefügt. „Das Papier ist gleichsam mit seinem Blute bezeichnet", schrieb der Herausgeber in der Vorrede. Das Manuscript kam in den Besitz der Akademie und diese beschloß die Herausgabe desselben in Wien. Durch den Einfluß Sperges erhielt Riedel den Auftrag, die Vorrede zu schreiben und den Druck zu besorgen. Die Ausgabe erschien 1776. Riedel berichtet in der Vorrede über seine Grundsätze: wie er sich an die schriftliche Anweisung Winckelmanns gehalten und die Einrichtung des Textdruckes, der Noten und die Ausführung des Registers nach dem Testament des Verfassers vorgenommen habe; nur kleine Zusätze, welche Winckelmann auf Notizblätter geschrieben, seien eingefügt, aber im Texte sei nichts geändert und keine fremde Anmerkung aufgenommen worden. In Deutschland fand die Ausgabe nur eine getheilte Anerkennung. Wieland lobte sie im deutschen Merkur, aber Heyne und andere Fachmänner rügten die zahlreichen Fehler in Text und Noten [2]). Jedenfalls fehlte es Riedel an den archäologischen und philologischen Kenntnissen für eine solche Aufgabe. Das Originalmanuscript wurde nicht mehr aufgefunden und eine Vergleichung konnte deswegen nicht stattfinden. Riedel erlebte den Aufschwung der Wiener Akademie, die Gründung einer Gypsgießerei, die erste Preisvertheilung und den Eintritt Fügers. Er stand jedoch in keiner Beziehung

---

[1]) S. Verdienste d. Portraitmalers 1768. Oesterr. Literat. Bibl. III. 54.

[2]) Fernow, Winckelmanns Werke 1808. I. 41, III. 4. Lützow a. a. O. Beilage 64.

zur Akademie und lebte als Privatgelehrter in Wien. 1780 besorgte er die erste Ausgabe von Alxingers Gedichten. Eine Zeit war er Vorleser des Fürsten Kaunitz, Sperges und Gluck unterstützten ihn; aber er kam immer tiefer herab, wurde schwermüthig, ergab sich dem Trunk und starb einsam und verlassen am 2. März 1785 im Spital zu St. Marx in Wien [1]). Er war ein offener freimüthiger Mann, ein vortrefflicher Lehrer, aber ein unruhiger streitbarer Gelehrter, der sich wenig Freunde erworben. Schon in der Theorie der schönen Künste schrieb er: „Die demonstrative Wissenschaft hat die meisten Revolutionen; sie ist ein Chamäleon und zeigt sich bald in dieser, bald in jener Farbe. Wenigstens hat sie das Glück oder Unglück, so oft einen neuen Mantel zu bekommen, als sie einen von ihren Freunden zum Professor erhebt, wie ein wunderthätiges Marienbild allemal neu gekleidet wird, wenn durch dessen Hilfe ein neuer Regent, der glaubt, den Thron bestiegen hat".

Wien war ein zu heißer Boden für die deutschen Aufklärer. Sie konnten sich nicht behaupten, auch als sich „die zwei Augen" schlossen und mit Josephs II. Alleinherrschaft die Früchte der Aufklärung ringsum aus dem Boden wuchsen. Als der Kaiser 1781 die Censur freier walten ließ, brachte eine tumultuarisch-chaotische Schreibseligkeit eine Fluth von Zeitschriften, Flugblättern und Schmähschriften aller Art zu Tage. Man schrieb über alles, zumeist über die Wiener socialen Zustände, z. B. über die Bürger und Stubenmädchen in Wien, über die Fräulein im allgemeinen, über die Stutzer, über die Kleiderpracht im Prater, über die Mönche und Nonnen, über den hohen und niederen Adel u. A. Meusels „Gelehrtes Deutschland" zählte 1783 in Wien 435 Schriftsteller, in Prag 110, in Graz 28, in Brünn 14, in Olmütz 12, in Laibach 8 [2]). Blumauer berichtet, daß 1783 vom 1. April bis Ende September in Wien 1172 Schriften erschienen sind. Er beklagt diese literarische Ueberschwemmung und meint [3]): „Der österreichische Staat,

---

[1]) Gräffers Wiener Mem. III. 245.

[2]) Gelehrtes Deutschland 132.

[3]) Ueber österr. Aufklärung und Literatur 72, 85.

der sich sonst überall in männlicher Stärke darstellt, wird im Fach der Literatur noch stets für unmündig angesehen". Zahllos waren die Schriften über die Priesterherrschaft, namentlich über das Mönchsthum. Haschke schrieb 1782 seine Oden an Joseph und das Mönchsthum, und Hofrath Born, ein ausgezeichneter Mineralog und Geolog, 1782 die berühmte „Monachologie oder die Naturgeschichte des Mönchsthums nach Linné'scher Methode". Er satirisirte darin den Geist, die Tendenz und die Einrichtung der Mönchsorden. „Das Geschlecht der Mönche wird eingetheilt in Fleisch-, Fisch- und Früchtefräßige. Der Mönch", heißt es darin, „ist ein menschenartiges, bekuttetes, zu Nachts heulendes, durstiges Thier. Der Mensch redet und vernünftelt viel, der Mönch, zu Zeiten stumm, hat weder Urtheilskraft noch Willen, nur die Willkür regiert ihn. Das Menschenhaupt steht aufrecht, der Mönchskopf ist vorgebeugt, mit zur Erde niedergeschlagenen Augen. Der Mensch sucht sein Brot im Schweiße seines Angesichts, der Mönch wird im Müßiggang gefüttert. Der Mensch wohnt unter Menschen, der Mönch in der Einsamkeit und verbirgt sich lichtscheu." Die kleine Schrift erregte in den kirchlichen Kreisen das größte Aergerniß. Der Erzbischof Migazzi schilderte in einer Eingabe an den Kaiser die Verdienste der Mönchsorden und forderte die Unterdrückung der Schrift „zur Aufrechthaltung der Sittlichkeit, zum Schutz der öffentlichen Ehrbarkeit und zur Rettung des guten Namens so vieler Bürger, welche zugleich einer der edelsten Theile unserer Kirche sind". Die Regierung hat jedoch die Schrift nicht verboten und ein Jahr nachher erfolgte eine deutsche Ausgabe.

Den Mittelpunct aller humanitären und geistigen Bestrebungen unter Joseph II. bildete der Freimaurerorden. Er entsprach den Ideen der Aufklärung und der Tendenz der Regierung. Kaiser Joseph war niemals ein Mitglied des Bundes; „war nicht neugierig auf ihre Gaukeleien", schrieb er in einem Briefe. Aber er konnte wie der König von Preußen 1820 auf dem Congreß in Verona sagen: „Die Freimaurer sind meine getreuesten Unterthanen". Der Orden umfaßte damals so ziemlich alles, was Intelligenz, materielle und geistige Rührigkeit in sich schloß: Adelige

der alten Geschlechter, Minister und Hofräthe, die Spitzen der Armee, katholische und evangelische Geistliche, Gelehrte, Künstler und Gewerbsleute. Die einen hatte die Mode und Neugier eingeführt, die anderen die ehrliche Begeisterung, in Freundschaft und Brüderlichkeit der Menschheit zu dienen. Die erste Wiener Loge hatte 1742 der Breslauer Bischof Graf Schafgotsche gegründet. Als Maria Theresia 1764 und 1766 alles Freimaurer- und Rosenkreuzerwesen verbot, dauerten die Logen insgeheim in Wien und in den Provinzstädten fort und traten erst wieder in der Josephinischen Zeit nach dem Maurercongresse in Wilhelmsbad 1782 in die Oeffentlichkeit. Die österreichischen Logen wurden als Johanneslogen reconstituirt und miteinander in den k. k. Erbländern zu einem gemeinsamen System verbunden. Die Centralversammlung führte den Namen „Große Landesloge von Wien"; ihr Großmeister war der Fürst Karl Dietrichstein. Der Landesloge waren die Provinzlogen in Böhmen, Galizien, Lombardei, Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen, zusammen vierundvierzig Johanneslogen untergeordnet; es gab Logen in Prag, Graz, Linz, Salzburg, Innsbruck, Bozen, selbst in dem streng bischöflichen Brixen. In Innsbruck waren 1783 Mitglieder der Loge „Zu den drei Bergen": der Landesgouverneur Graf Heister, der Vicepräsident Graf Künigl, die Gubernialräthe Graf Sarentheim und Baron Sternbach, zwei Grafen Thurn-Taxis, ferner die Grafen Spaur, Khuen, Kaspar Brandis und Königsegg. In Böhmen und Oesterreich gehörten die höchsten Würdenträger dem Orden an. Die Mitgliederlisten weisen die interessantesten Namen auf: die Fürsten Dietrichstein, Karl Liechtenstein, Eßterhazy, die Grafen Ernest Kaunitz, Joseph Thun, Joseph Thürheim, Wenzel Sinzendorf, zwei Grafen Kolowrat, Johann und Joseph Buquoy, Karl Palffy, Karl Banfy; ferner Birkenstock, Blumauer, Born, Eckhel, Leber, Gebler, Gräffer, Kratter u. A. Die Geistlichkeit verfehlte nicht, Joseph II. gegen die Freimaurer einzunehmen. Er erklärte jedoch, daß er die guten Zwecke der Freimaurer kenne, indem sie die Dürftigen unterstützen, das menschliche Elend nach Möglichkeit beseitigen und das Wissen befördern; so lange sie sich den Landesgesetzen fügen würden, könnten

sie auf seinen Schutz rechnen. Um jedoch das österreichische Freimaurerwesen jedem fremden Einfluß zu entziehen, centralisirte 1785 der Kaiser die Logen und stellte sie unter staatliche Aufsicht. In Wien vereinigten sich die Freimaurer zu drei, dann zu zwei Logen: „zur Wahrheit" und „zur neugekrönten Hoffnung". Der Orden bestand noch unter Leopold II. fort, verfiel aber immer mehr in Geheimnißthuerei. Die Unentschlossenen traten aus, mehrere Logen stellten ihre Arbeit ein und der Rest löste sich, als Franz II. 1794 beim deutschen Reichstage die Unterdrückung des Ordens beantragte, freiwillig auf. Die neue Regierung war den „geheimen Gesellschaften" wenig hold und die Anschauung über den Freimaurerorden hatte sich im Laufe der Zeit mannigfach geändert.

Die Aufklärung hatte in Deutschland die Wissenschaft des Geistes und der Natur wieder erweckt, die Freiheit des Glaubens und Denkens verkündigt, die Kraft, Tüchtigkeit, das Selbstbewußtsein des Volkes belebt; sie hat die krankhaften Erscheinungen der fremden Cultur abgeschüttelt und ein geistiges Leben begründet, dessen Glanz noch in unsere Zeit hereinleuchtet. In Oesterreich folgte die Aufklärung von Anfang an mehr der rationalistischen kirchenfeindlichen Richtung und positive Resultate hat sie nur auf dem staatlichen Boden und in der juristischen Wissenschaft zu schaffen vermocht. Wir haben aus dieser Zeit keinen Philosophen, keinen Naturforscher von Bedeutung. Einer der scharfsinnigsten Denker des Zeitalters, Karl Leonhard Reinhold, Professor der Philosophie in Jena, war ein Wiener Kind, Jesuitennovize, Barnabitenmönch und in Oesterreich noch in einer strengkirchlichen Denkweise befangen, bis er 1784 entfloh und in Leipzig und Weimar die Kant'sche Lehre in sich aufnahm [1]). Joseph II. achtete den Geist in der bildenden Kunst und Musik, aber nicht in der Wissenschaft. Alles sollte dem Staate dienen, dem Volk unmittelbar nutzbar sein. Die Berechtigung des Individuums, die Freiheit des Glaubens und Denkens kamen nicht zur Geltung, aber die gewaltige Geistes-

[1]) Richter, Reinhold der Jesuitenzögling. Geistesströmungen 290—297.

strömung setzte ihre Früchte und Stoffe in der kirchenpolitischen, in der socialen Reform und in der Civilgesetzgebung ab.

Die kirchenpolitische Reform in Oesterreich wandte sich nicht wie im katholischen Deutschland gegen die Form und Herrschaft der Kirche, sondern nur gegen die Eingriffe der Kirchengewalt in das staatliche Recht der Gerichtsbarkeit und Verwaltung. Die „guten und nützlichen Neuerungen" Maria Theresia's beschränkten sich auf die Herstellung des halbvergessenen staatlichen Aufsichtsrechtes, auf die Ordnung der Diöcesangewalt, die Beschränkung der Fest- und Fasttage und eine äußerst mäßige Klosterreform. Die Aufhebung des Jesuitenordens 1773 geschah ganz im Sinne der Curie. Maria Theresia ließ die Exjesuiten nicht wie in Spanien und Portugal ins Elend jagen, sondern sorgte für sie. Das Jesuitenvermögen wurde eingezogen, aber nicht verschleudert, sondern für die Seelsorge und den Unterricht verwendet. Die Jesuitenkirchen wurden Pfarrkirchen, die Ordenshäuser die Heimstätten der Universitäten, Gymnasien und humanitären Institute. Die aufklärerische Richtung der Zeit, die Politik und Praxis der österreichischen Staatsmänner drängten jedoch zu einer bestimmten Stellung des Staates zur Kirche. Als Joseph II. die Herrschaft in Oesterreich übernahm, griff er mit kühner Hand in das strittige Grenzgebiet der weltlichen und geistlichen Gesetzgebung und versuchte den Staat gänzlich von der Kirche zu emancipiren. Der Inhalt seiner kirchlichen Reformen schließt sich ab: in der Beschränkung des Gesetzgebungsrechtes der Curie, in einer größeren Selbständigkeit der Bischöfe gegenüber dem Primat, in der Abgrenzung der Diöcesen, in der Errichtung der Generalseminarien, in der Duldung der Protestanten, in dem staatlichen Schulwesen und in einer Reihe von policeilichen Verordnungen, welche in die Freiheit und in den Cultus der Kirche schneidend eingriffen. Die Intentionen, welche Joseph dabei leiteten, hatten ihre Wurzeln vielmehr in dem gesteigerten Staatsbewußtsein als in der Philosophie der Zeit, aber er diente damit der modernen Cultur und die ganze Generation fühlte mit ihm. Unter seinen Staatsmännern waren einige Aufklärer und Freimaurer, aber die Führer huldigten nur practischen Fragen und positiven Interessen,

so die Minister Kaunitz, Blümegen, Hatzfeld, Kolowrat, ebenso der Cardinal Hrczan, die Räthe Heinke und Franz von Kressel. Von all den kirchlichen Reformen hat die Klosteraufhebung von 1782 bis 1790 das österreichische Volk am tiefsten ergriffen. Sie berührte die sociale Gliederung, die Staats- und Volkswirthschaft, sie entsprach dem Haß gegen das Feudale, der Abneigung gegen die Priesterherrschaft und der Nützlichkeitstheorie, welche im Staate nur brauchbare Bürger erkennen wollte. Wer vor Joseph II. in Oesterreich die Vertheilung von Grund und Boden betrachtete, den großen Adels- und Kirchenbesitz mit mehr als 2000 Klöstern, und diese mit einem Vermögen ausgestattet, welches nach der Fassion von 1782 über 300 Millionen Gulden betragen hat, wird diesen Zustand nicht einen gesunden nennen. Sogar die Frauenklöster der beschaulichen Orden besaßen Werthpapiere, Weingärten, Güter, Mühlen und in den Kellern Weinvorräthe bis zu 5000—6000 fl. im Werth. Beinahe ein Dritttheil des Grundes und Bodens war dem freien Eigenthum und einer gesunden Volkswirthschaft entzogen. Die Josephinische Regierung begann 1782 mit der Schließung der Klöster der beschaulichen Orden, griff jedoch weiter aus und verfügte von 1783—1790 die Aufhebung aller Klöster, welche für die Seelsorge entbehrlich oder wirthschaftlich gänzlich verfallen waren. 40 Millionen Gulden sind durch die Klosteraufhebung flüssig geworden. Viele Güter, Aecker, Weingärten, Mühlen u. a. wurden verkauft und der freien Arbeit überlassen, eine neue Quelle des Wohlstandes. Einzelne Klöster wurden in Fabriken, in stattliche Schlösser umgewandelt. Die Volkswirthschaft hat durch diese Mobilisirung des Capitals mehr gewonnen als die Staatswirthschaft, denn die Regierung legte das Klostervermögen in dem sogenannten Religionsfond an, der für kirchliche Zwecke verwendet wurde, aber für dieselben niemals ausgereicht hat. Die Josephinische Regierung hat jedoch nicht eine allgemeine Aufhebung der Klöster, sondern nur eine Reduction derselben vollzogen. Noch blieben in Oesterreich 1065 Mannsklöster, unter diesen 51 der Benedictiner, 38 der Augustiner Chorherren, 41 der Cistercienser, 36 der Prämonstratenser, und 360 Frauenklöster, welche sich mit Unterricht und

Krankenpflege beschäftigten. Die Anhänger der Aufklärung erhoben deswegen gegen den Josephinismus den Vorwurf der Halbheit und Unentschiedenheit, aber das niedere Volk war seit der Gegenreformation so mit den alten socialen und kirchlichen Zuständen verwachsen, daß es weder von der Klosteraufhebung noch von der Kirchenpolicei der Regierung befriedigt war. Aus jenen Jahren stammt eine Reihe von Verordnungen, welche in das innere Kirchenrecht und insbesonders in den Cultus rücksichtslos eingegriffen: so die Gottesdienstverordnung mit ihren Vorschriften über Zahl und Dauer des Gottesdienstes, über Altargebräuche, Kirchenmusik Litaneien u. a. Die Verfertigung und die Austheilung von Amuleten, das Berühren der Bilder, Rosenkränze, Beleuchten und Küssen der Reliquien wurde verboten. Der Klingelbeutel durfte nur vor der Predigt, nicht während der Messe herumgehen, das Opfergeben war nur am Sonntag vor dem Hochamt gestattet. Die Opfer durften nur in Geld, nicht in Naturalien und nicht in die Wohnung des Seelsorgers oder Meßners gebracht werden. Das Innere der Gotteshäuser sollte von allen „unnöthigen" Verzierungen, von den anstößigen Reliquien, von den Votivtafeln, den überflüssigen Statuen und Lampen gereinigt werden. Die Regierung hatte keine Ahnung, wie tief manche Gebräuche und mancher Aberglaube mit allen Wurzeln und Fasern des Volkslebens verwachsen waren. Viele ihrer Verordnungen erregten ein allgemeines Aergerniß; so in der Theresianischen Zeit: das Verbot der öffentlichen Volksschauspiele, des Aufzuges der heiligen drei Könige, des Neujahrsingens, der Johannisfeuer, des Glockenläutens bei Gewittern, des Schießens und Kreuztragens bei Processionen, des Verkaufs von Wachsfiguren, der geweihten Palmzweige; in der Josephinischen Zeit: das Verbot der Mette in der Christnacht, des Beleuchtens der heiligen Gräber, das Wegschaffen von Heiligenbildern, des Kleidens der Marienstatuen u. a. Das Volk fand sich in seiner Gewohnheit, in seiner Andacht, in seinem Heimatsgefühl gestört und setzte der Ausführung dieser policeilichen Verordnungen sogar hie und da Widerstand entgegen. Die meisten dieser Verbote wurden gar nicht ausgeführt, besonders in Orten, welche sich den Augen der Regierung entzogen.

Die sociale Reform, wie sie die Physiokraten verlangten und wie sie die französische Revolution verkündigte, wurde in Deutschland und Oesterreich nicht begehrt und nicht durchgeführt. In Deutschland behielt die Aufklärung mehr eine literarische als politische Richtung. In Oesterreich begnügte sich die Regierung einzelne politische und sociale Mißbräuche auszuschneiden, die Hierarchie und Adelsaristokratie durch die Verwaltung der Bureaukratie zu ersetzen, die Fesseln des Eigenthumes zu lösen und den Individuen in der materiellen und geistigen Arbeit eine freiere Entwicklung zu verschaffen. Staatsrath Kressel verlangte 1774 für den Bauer ein freies Eigenthum mit einer der Zerstückelung vorbeugenden Erbfolgeordnung und das Recht der freien Verfügung über seine Erzeugnisse; eine Reform der Schule aber nach dem Bedürfniß des Bauers und Städters; die Aufhebung des Zunftzwanges, der Gewerbsordnung und der Vorrechte des Adels bei Ernennungen und Beförderungen. Die Theresianische Regierung befolgte im Ganzen eine volksfreundliche Richtung, aber die Regentin hielt in allem, was die gesellschaftliche Ordnung betraf, vorsichtig zurück. Sie betrachtete den Unterschied der Stände, die Herrschaft der Grundherren, den Vorrang des Adels und die unfreie Stellung des Bürger- und Bauernthums noch als ein Stück der göttlichen Weltordnung. Die Bauernrebellion in Böhmen von 1774 erschütterte sie so tief, daß sie Willens war abzudanken. Joseph II. war der erste Regent in Oesterreich, welcher den Muth hatte das aristokratische Element zu durchbrechen und eine Herrschaft des Gesetzes über Adel, Bürger und Bauern herzustellen. Durch sein ganzes Leben bekämpfte er die veralteten Formen des Mittelalters, die feudalen Rechte des Adels und die Ungleichheit der Gesetzgebung. Alle seine Reformen haben einen socialen Hintergrund. Die wesentlichen Ergebnisse sind: die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Einschränkung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, des ausschließlichen Jagdrechtes, die Fixirung der Frohnarbeit, eine gleichmäßige einheitliche Besteuerung, die allgemeine Zulassung zu den Aemtern in Staat und Heer. Die Beseitigung von Stadt- und Provinzialrechten und Umgestaltung der Zünfte, die Einführung einer unentgeltlichen Rechtspflege und des

gesetzlichen Schutzes für alle Staatsbürger. Nicht alles hat er erreicht, was er im Sturm und Drang seines unruhigen lebhaften Geistes angestrebt: weder die Vernichtung des „Kastenwesens“ noch das Aufhören der Fideicommisse oder die Abschaffung der Herrenrechte. Der Widerstreit der alten und neuen Ordnung, der aristokratischen und demokratischen Elemente, ging von den Gemeinden bis in die Ministerien. Als 1788 das Steuerpatent, welches die „so sehr vermißte Gleichheit“ herstellen sollte, im Staatsrath zur Berathung kam, bemerkte der Oberstkanzler Graf Kolowrat: der grundbesitzende Adel würde durch ein solches Gesetz zu Grunde gerichtet. Staatsrath Eger bezeichnete dagegen die Steuerreform als die Herstellung eines durch langwierige Usurpation gestörten Rechtszustandes [1]). Der Stolz der Josephinischen Regierung war die Agrarreform. In der Einleitung ist über die einzelnen Gesetze, welche die Befreiung des ländlichen Eigenthums zum Ziele hatten, berichtet worden [2]). Joseph wurde dabei von der allgemeinen Menschenliebe wie von physiokratischen Neigungen geleitet. Eigenthum und Arbeit sollen befreit, aber dem Ganzen, dem Staate nutzbar werden. Noch das Gesetz vom 2. März 1789 verfügte, alle Staatsgüter in Erb- oder Zeitpacht zu geben, „um sie in Hände zu bringen, von deren Thätigkeit der Staat für die Landescultur jenes blühende Wachsthum erwarten kann, zu welchem der gesegnete, fruchtbare Boden der deutschen Erbländer vorzüglich geeignet ist“. Die vollkommene Emancipation des Bauernstandes hat die Josephinische Regierung nicht angestrebt und nicht erreicht. Der Bauer erhielt den gesetzlichen Schutz der Behörden, aber er blieb unterthänig und zinspflichtig. Auch das Bürgerthum erhielt weder die Selbstverwaltung noch ein öffentliches Recht. Eine sociale Reform ist ohne eine Verfassung nicht möglich und Joseph verleugnete alle Grundbedingungen der Freiheit und des öffentlichen Rechtes. Er kannte keine andere Gewalt als die absolut monarchische,

[1]) Hock-Bidermann a. a. O. 164.

[2]) Vgl. Svátek, Culturh. Bilder aus Böhmen 189, 190. Hamm, Bezieh. d. Habsb.-Lothr. zur Bodencultur 1879 24, 25.

keine andere Aristokratie als die der öffentlichen Beamten und nur eine einzige allmächtige Administration, welche den Staat dirigirte und die Einzelnen bevormundete. Die Gesellschaft war jedoch mächtiger als der Staat. Das Bürger- und Bauernthum war ohne Liebe zur politischen Freiheit, ohne Neigung zu einem selbständigen Handeln, die Aristokratie dagegen bewußt, thätig, und die nachfolgende Regierung restaurirte die politische Standschaft mit der aristokratischen Regierung und der Rangordnung der Classen. Lange Jahre vergingen, bis die Stände sich entschieden, zuerst und freiwillig die Anträge auf gleichmäßige Besteuerung, auf Umgestaltung der unterthänigen Lasten, auf Vertretung des vierten Standes, auf Verbesserung des Unterrichtes und des Gerichtsverfahrens, auf Lösung der Fesseln der geistigen Production zu stellen [1]). Erst durch die Gesetze von 1848 wurden die Bürger und Bauern freie und gleichberechtigte Staatsbürger, und ein freisinniger Aristokrat des alten Adels schrieb: „Wir kehren zu den einfachen Verhältnissen zurück, von denen wir ausgegangen sind".

Die tiefsten Spuren hat die Aufklärung in der Civilgesetzgebung hinterlassen. Die ersten Entwürfe für ein neues und gleichförmiges Civilrecht zeigten neben der Neigung den bestehenden Landesgesetzen gerecht zu werden, noch eine stark theokratische Färbung. „Die Gewalt Gesetze zu geben", heißt es in dem Entwurf von 1753, „ist von Gott verliehen; die Grundlage aller positiven Vorschriften ist: Liebe Gott über Alles und den Nächsten wie dich selbst". Die eine Partei hielt ein gemeinsames Recht in Oesterreich für unausführbar, weil das Maß der persönlichen Freiheit in den Provinzen ungleich sei, die andere Partei machte geltend: das Gemeinwohl und die natürliche Freiheit sei allen geschriebenen Gesetzen vorzuziehen. Noch wurde für nöthig gehalten, den Ausspruch, daß es in Oesterreich keine Leibeigenschaft gebe, zu mildern, weil der Bauer daraus gefährliche Forderungen ableiten könne. Die Ehe wurde nur als Sacrament betrachtet und blieb noch durch zwanzig Jahre der Kirche allein überlassen. Die geistlichen Behörden

[1]) Beiträge z. ständischen Bewegung in Oesterr. 1848, 87.

entschieden über die Zulässigkeit der Eingehung der Ehe, führten die Matrikel und gestatteten nur im Nothfall eine äußere Trennung von Tisch und Bett. Das Asylrecht, die ständischen Rechte und Unterschiede wurden noch anerkannt. Die Grundherren, welche die Gerichtsbarkeit besaßen, konnten ihre Beamten verhaften lassen. Der Erwerb unbeweglicher Güter war nur Katholiken gestattet. Der Civilcodex von 1767, ein wahres Monstrum in acht Foliobänden, mußte als unbrauchbar zurückgelegt werden, und in den letzten Regierungsjahren Maria Theresia's kam diese Arbeit wie so viele andere ins Stocken [1]). Erst durch Joseph II. wurde es möglich, die ständischen Unterschiede im Privatrecht zu durchbrechen, die individuelle Freiheit zu erweitern, das Gewohnheitsrecht nur für Nebendinge gelten zu lassen. Der Kaiser entschloß sich, die Beendigung des Gesetzeswerkes gar nicht abzuwarten, sondern durch einzelne Gesetze die besonderen Theile des bürgerlichen Rechtes zu ordnen. Solche Vorläufer waren das Eherecht von 1783 und die Erbfolgeordnung von 1784. Das neue Eherecht erklärte die Ehe als bürgerlichen Vertrag und erleichterte das Eingehen der Ehe, beschränkte die Ehehindernisse, gestattete die Ehe zwischen Katholiken und Protestanten, bestimmte die Rechte und Pflichten der Frauen. Die Ehe soll ihre Wesenheit, Kraft und Bestätigung nur durch das landesfürstliche Gesetz erhalten; jede provincielle Verschiedenheit, das Landesrecht und Kirchengesetz, werden abgewiesen. Das Josephinische Eherecht, vermochte sich jedoch nicht wie das französische Gesetz von 1791 von allen kirchlichen Bedingungen zu trennen. Zur Eheschließung gehörte noch die Mitberathung der Kirche, das Sacrament, das Aufgebot, die Einzeichnung in die Matrikel, zur Scheidung und Trennung die Vermittlung des Pfarrers [2]). Die Erbfolgeordnung von 1784 hob mit einem Schlag die bisherige Gesetzgebung der Gewohnheiten und der Pandecten auf. Sie befreite

---

[1]) Zeiller, Comment. z. allgem. bürg. G.-B. I. 8. Beidtel, Entstehung d. ö. Justizgesetzg.; Sitz.-Ber. 1851, 806. v. Harrasowsky, Gesch. d. Codif. des ö. Civilrechtes 1868, 46, 62, 81, 131, 160.

[2]) Michel, Beiträge z. Gesch. d. österr. Eherechtes 1870. Rittner, österr. Eherecht 1876.

das Eigenthum zu Gunsten der individuellen Selbständigkeit von den Banden der Familie, des Staates und der Gemeinden. Nur das Recht des adeligen Fideicommißbesitzes blieb wie eine alte Ritterburg aufrecht. Unverkennbar hat die Aufklärung auf diese Gesetze Einfluß genommen. Ihr Schöpfer war der tüchtige Jurist Professor Martini und sie sind als Marksteine unserer Cultur zu bezeichnen. Bei allen späteren Schwankungen über die weltliche oder kirchliche Auffassung des Eherechtes blieb der Grundsatz allgemein, daß die Ehe ein bürgerliches Rechtsverhältniß sei und in den Bereich der weltlichen Justiz gehöre. Auch das Personenrecht, welches als der erste Theil des bürgerlichen Rechtes 1786 für Deutschösterreich, 1787 für Galizien als Gesetz eingeführt wurde, trägt die Spuren der neuen Zeit. „Jeder Unterthan", sagt der §. 1, „erwartet von dem Landesfürsten Sicherheit und Schutz; es ist also die Pflicht des Landesfürsten, die Rechte der Unterthanen deutlich zu bestimmen und ihre Handlungen so einzuleiten, wie es die allgemeine und besondere Wohlfahrt erfordert." Der zweite und dritte Theil des bürgerlichen Rechtes, das Sachenrecht und die gemeinschaftlichen Bestimmungen des Personen- und Sachenrechtes waren noch in der Josephinischen Zeit im Entwurfe fertig, wurden jedoch in der reactionären Strömung unter Leopold II. nicht sanctionirt. Auch das Josephinische Eherecht sollte umgeändert werden, aber die geistliche Hofcommission und die Gesetzgebungscommission standen dafür ein und übertrugen ihre liberalen Grundsätze auf die nächste Generation. Erst 1806 wurde das österreichische Civilrecht vollendet, 1810 vorgelegt und 1811 kundgemacht. Das Eherecht und Erbrecht stimmt mit dem Josephinischen Standpunct überein und geht sogar in confessionellen Rücksichten weiter. Die juristische Welt blieb der Wächter der bürgerlichen Freiheit, der Gleichheit des Gesetzes und der Einheit der Regierung. Sie vermittelte den Uebergang der Aufklärung in alle Kreise und verband sie mit dem Streben nach politischen Rechten und einer Verfassung, welche dieselben entwickeln und sichern konnte. Die Epoche der Aufklärung hat in Oesterreich erst mit dem Jahre 1848 ihren Abschluß gefunden.

VII. Städte und Bürger.

1650—1792.

Die österreichischen Städte boten in der Zeit von 1650—1750 kein erfreuliches Bild. Die Landstädte hatten noch ihre alten Ringmauern mit Zinnen und Thürmen; die größeren Städte waren seit 1650 noch mit einem zweiten massiven Steingürtel, mit Bastionen, Gräben und Außenwerken umschlossen. Rings um die Städte gab es keinen Wald, keinen Hain, keinen Weiler, kein Dorf. Die alten Vorstädte waren dem Erdboden gleichgemacht; nur vereinzelt erhoben sich zwischen Buschwerk und Gärten die kleinen Häuschen neuer Anwohner. Reiter, Bauern und Fuhrleute konnten nur bei Tage in die Stadt, denn die starken Thore waren bei Nacht geschlossen; nur ein Nebenpförtchen that sich dem heimkehrenden Bürger für einen Sperrgroschen auf. Im Stadtthurm wohnte der Thorschreiber, welcher den Paßzettel und die städtischen Abgaben von Holz, Heu, Fleisch und Getreide abforderte. Der Einblick in das Innere zeigte die engen krummen Straßen, das schlechte Pflaster, die offenen Rinnsteine, die ausspringenden Dachrinnen. Die kleinen engen Häuser der Handwerker sind aus Bundwänden gefügt und haben noch hölzerne Kamine und Schindeldächer. Die Häuser der Vornehmen sind schmal und tief und tragen hohe Giebel; nur einzelne sind mit einem malerischen Erker oder mit buntem Stuckwerk im Barockstil geschmückt. Die Ständehäuser sind ausgebaut, nur wenig wird daran geändert. Die gothischen Kirchen und Rath-

häuser haben zopfige Façaden und Thürme mit geschweiften Dächern erhalten. Nur hie und da findet man einen gothischen Kreuzgang, eine Steinsäule oder einen schönen Brunnen aus der alten Zeit. Im Ganzen ist wenig Raum für das arbeitsame und schaffende Bürgerthum. In den böhmischen und mährischen Städten waren noch die Spuren des großen Krieges sichtbar, überall gab es Ruinen und Brandstätten. „Vieler Orten", sagt ein Schriftsteller 1684 [1]), „ist der elende Anblick so frisch, als wäre der Feind erst gestern und vorgestern abgezogen." Auch die Herrenhäuser, die neuen Klöster und Kirchen drängten das Bürgerthum von den Plätzen und Hauptstraßen zurück. Wo ein Jesuitencollegium gebaut wurde, verschwanden ganze Reihen bürgerlicher Häuser und Werkstätten. In Brünn wurden 21, in Iglau 23 Häuser niedergerissen um den Jesuiten Platz zu gönnen. Die Häuser und Paläste der Edelleute, welche in der Stadt wohnen, sind seit dem sechzehnten Jahrhundert immer zahlreicher geworden. Mehr als drei Achtel des städtischen Raumes sind von Adel und Clerus erfüllt; ihre Wohnstätten, ihre Beamten und Diener sind von bürgerlichen Lasten befreit. In Wien gab es unter Leopold I. 131 Freihäuser, 1748 neben 940 Bürgerhäusern 248 Freihäuser, 57 Kirchen und 30 Klöster. In Brünn gehörten 1666 von 443 Häusern 79 und im Jahre 1779 von 537 Häusern 153 dem Adel und der Geistlichkeit. Prag zählte 96 Kirchen, 23 Klöster und 134 Herrenhäuser, in der Alt- und Neustadt 54, auf der Kleinseite 53, auf dem Hradschin 27. Die Paläste zeigten geschweifte Fenster und eine reiche Decoration an der Außenseite, eine gewölbte Vorhalle, ein breites Stiegenhaus im Innern. Die Bürgerhäuser waren von außen und innen einfach, schmucklos; selten fand man eine Flucht von Zimmern, nur von Stufe zu Stufe gelangte man zu den verschiedenen Wohnzimmern. Aber die Fenster- und Brunnengitter, die Wasserspeier, Hausschilder und Handwerkszeichen bezeugen noch die Vorliebe für künstlerischen Schmuck. In der Theresianischen und Josephinischen Zeit hat sich die äußere Form der Städte wenig geändert. In dem preußischen

[1]) P. W. v. Hörnigk, Oesterreich über Alles 27.

Kriege wurden sogar die vornehmsten Städte in Böhmen und Mähren neu befestigt; bei den Landstädten, wo weder die Regierung noch die Stände die Kosten übernehmen wollten, verfielen die alten Ringmauern, die Gräben lagen trocken, an und über den Thoren wurden Zinshäuser gebaut. Im Innern wurden die Städte in dieser Zeit lichter, wohnlicher und gesünder. An die Stelle der Lehm- und Holzhäuser traten Steinhäuser mit Ziegel- und Schieferdächern, die Kamine sind aus Mauerwerk, die alten Wasserspeier mit den Drachenköpfen an den Ecken verschwanden, die Dachrinnen wurden an das Haus gelegt, die Thorsperre wurde erleichtert und 1784 ganz aufgehoben. In allen Winkeln erhoben sich Neubauten, die Vorstädte wuchsen zu besonderen Gemeinwesen und rückten oft zwanzig bis vierzig Klafter an den Stadtgraben heran. Ringsum sind prachtvolle Gärten mit luftigen Pavillons und chinesischen Tempelchen angelegt. In den kleinen Städten sind die Thore ganz abgebrochen, die Gräben bepflanzt, die Basteien mit Baumreihen besetzt. Auch die Bürgerhäuser werden fest und zierlich gebaut; manche erhalten ein Rococobildwerk an der Außenwand oder an der Stubendecke. Die Zimmer sind höher und heller, mit zierlichen Uhren, Schränken, mit Glas- und Porzellangeräthe angefüllt. Der Rathsherr braucht nicht mehr in Holzschuhen zum Stadthaus zu waten. Die Plätze und Hauptstraßen sind gepflastert; bei Nacht geht jedoch der Bürger mit der Laterne über die Straße, denn die Pechpfannen geben nur einen schwachen unsicheren Schein. In der Josephinischen Zeit wurden die Friedhöfe allgemein außer die Stadt verlegt, die Volksschulen umgebaut, die Klöster in Zinshäuser, Kasernen und humanitäre Anstalten verwandelt. Das Bürgerthum hat an Raum, Geschmack und Bequemlichkeit gewonnen.

Wie der Steingürtel die Stadt von der Landschaft abschloß, so war das Bürgerthum vom Adel und Bauernthum getrennt und in veraltete enge Formen eingeschnürt, welche seine Vermehrung und seine Freiheit beengten und hinderten. Von dem öffentlichen Recht, von der Theilnahme an der Gesetzgebung und Verwaltung erschien das Bürgerthum so gut wie ausgeschlossen. Böhmen war das städtereichste Land in Oesterreich, aber sein Bürgerthum hatte

nur zwei Stimmen im Landtage. „Die sechs königlichen Städte", heißt es in einer Beschreibung von Prag, „sind allein des Landtags fähig, die übrigen aber nichts" und Böhmen zählte 247 Städte und 306 Marktflecken. Im Landtage von Niederösterreich, welcher 1723 die pragmatische Sanction als Grundgesetz anerkannte, war das Bürgerthum, das durch seine Intelligenz, Arbeit und Wohlhabenheit besonders hervorragte, durch 6 Stimmen vertreten; 4 von Wien und 2 von allen anderen 18 „mitleidenden" Städten und Märkten. Die Stadt Brünn hatte im mährischen Landtag nur 1 Stimme wie der kleine Edelmann, der ein landtäfliches Gut besaß. In Steiermark schien das Recht der Bürger vollends erloschen; der Städtemarschall, gewöhnlich ein Rathsbürger von Graz, vermittelte den Verkehr mit der Landschaft. Das Bürgerthum galt verfassungsgemäß in allen Provinzen als vierter Stand, aber es war bis 1849 von allem landtäflichen Besitz ausgeschlossen; weder die Stadt als solche noch der einzelne Bürger konnte einen Schuldschein des Edelmanns auf ein landtäfliches Gut intabuliren lassen. Weder der Adel noch die Regierung betrachteten das Bürgerthum als einen Gesammtstand. Das Bürgerthum selbst hatte das Verständniß für das öffentliche Recht verloren. Bei der Restauration 1790 und 1791 hat keine Provinz, keine Stadt das Verlangen nach einer würdigen Vertretung ausgesprochen. Nur die Städte und Märkte in Steiermark begehrten eine verstärkte Vertretung im Landtage und die Aufnahme in den ständischen Ausschuß. Aber die oberen Stände und die Regierung haben das Begehren schnöde abgewiesen: „Die große und wichtige Corporation der Unterthanen sei nicht als Stand zu betrachten, sie sollten vielmehr ihre elende zusammengebettelte Casse untersuchen und für Handel und Wandel sich an die Landesstelle wenden" [1]). Angesichts dieser Vertretung entbehrte das Bürgerthum jedes Antheils an der Regierung und sah sich ausschließlich auf die communale Existenz beschränkt; aber auch diese war durch die absolute Gewalt vielfach verkümmert. Jede größere Stadt hatte einen k. Richter oder k. Hauptmann, ohne

[1]) Bidermann, Verfassungkrisis in Steierm. 1873. 86, 87.

dessen Zustimmung kein wichtiger Gemeindebeschluß durchgeführt werden konnte. Die Städte durften ohne Einwilligung der Regierung keine Steuer, keinen Zoll erheben, keine Hypothek aufnehmen, keinen Proceß anfangen, die städtischen Güter weder verkaufen noch verpachten. Innerhalb der Gemeinde stand das aristokratische Element voran. Die Zünfte wünschten eine Theilnahme an dem municipalen Leben, aber ohne Erfolg. In Wien war seit dem Mittelalter die Gemeindevertretung durchaus in patricischen Händen, in manchen Städten war dieselbe sogar erblich. Einige Familien leiteten die Geschäfte und dabei lediglich aus Privatrücksichten, den Blicken des Volkes entzogen und ohne verantwortlich zu sein. Was die Wirthschaft anbelangte, so waren fast alle Städte mit Schulden überladen. Diese rührten zum Theil daher, daß die Regierung sie mit Steuern und Lasten aller Art sehr in Anspruch nahm und daß die Verwaltung im allgemeinen schlecht war. Die Steuerbücher wurden höchst schleuderhaft geführt und der Magistrat zeigte sich äußerst nachsichtig im Eintreiben der Ausstände. Die Rechnungen für „Kanzleinothdurften" enthalten ganz eigenthümliche Posten für Confect und Wein bei Hochzeiten und Namensfesten, einen Extratrunk u. s. w. Unaufhörlich mußte die Regierung interveniren. Dessenungeachtet blieb der Kern der städtischen Rechte bis in das achtzehnte Jahrhundert unangetastet. Die Verwaltung war selbständig, collegialisch, der Bürgermeister war nicht der Administrator, sondern der Vorsitzende des Raths, die Gemeinde hatte die beschließende, der Magistrat die vollziehende Gewalt. Trotz aller aristokratischen und localen Berechtigungen waren gesunde Keime für eine Erneuerung der städtischen Corporationen vorhanden, aber die Regierung erblickte nur die Ausartungen und die neue Justiz- und Militärverfassung konnte die „kleinen Republiken" nicht mehr vertragen. Unter Joseph I. und Karl VI. wurde die Autonomie der Städte angebrochen, unter Maria Theresia und Joseph II. in ihren wesentlichen Theilen zerstört, und zwar nicht durch ein allgemeines Gesetz, welches wie in Frankreich 1764 eine neue Verwaltung der Städte einführte, sondern stoßweise durch Ordonnanzen und Decrete. Die Centralregierung nahm in den Jahren 1754—1765

den städtischen Gemeinden zuerst die Gerichtsbarkeit, dann die Rekrutirung, die Policei und die Verwaltung des städtischen Vermögens ab. In allen Angelegenheiten wurde statt des mündlichen Verfahrens das schriftliche eingeführt. Alle Protocolle, auch jene der Zünfte unterlagen der Aufsicht der Regierung. Ohne Einvernehmen der Stände oder irgend einer hervorragenden Stadtvertretung erließ die Regierung ihre Vorschriften für Maß und Gewicht, für Märkte und Neubauten, für Straßen und Wege. Die Josephinische Regierung schränkte die Wahl der Magistrate und ihre Verantwortlichkeit vor der Gemeinde noch mehr ein. Die Gesetze von 1783—1786 übergaben die Verwaltung rechtsverständigen geprüften Beamten, welche künftig die politischen und ökonomischen und gerichtlichen Geschäfte der Stadt besorgten. Fortan waren in den größeren Städten nicht bloß der Bürgermeister, sondern alle Räthe geprüfte Juristen und in den kleineren Städten wenigstens der Justizreferent. Die neuen Gesetze über die Ehe, die Erbfolgeordnung, das Steuerwesen, über die Robot, Erbpacht, über die Urbare, die Schulen und Studien, veränderten und lösten viele alte Rechte der Gemeinde. Der äußere Rath hörte auf; statt seiner wurde dem Bürgermeister und Stadtrath ein Bürgerausschuß beigegeben, aber beschlossen und ausgeführt wurde nur von den Räthen. Die Einrichtung der k. Städte hatte der Regierung seit mehr als einem Jahrhundert schwere Sorgen bereitet. Die Staatsmänner fühlten, daß sie mit den städtischen Corporationen werthvolle Bildungen der Vergangenheit zerschlugen, aber die Scheu vor jeder Regung der bürgerlichen Freiheit ließ eine Neuschöpfung von innen heraus nicht aufkommen. Leopold II. überließ wenigstens die rein communalen Angelegenheiten, die Marktordnung, Gewerbeverleihung, Vermögensverwaltung wieder dem Stadtrath; auch schaffte er die Josephinische Verordnung ab, daß die pensionirten Officiere in den Magistrat eintreten sollten. Die spätere Regierung hat jedoch die letzten Rechte des freien bürgerlichen Gemeinwesens vernichtet. Der Bürgermeister wurde 1803 lebenslänglich eingesetzt und 1808 das Wahlrecht der Bürger nur auf einen Rathsmann für die ökonomischen Angelegenheiten beschränkt. Dieses Ausschreiten der

Regierung ist nicht ohne eigene Schuld der Bürger vor sich gegangen. Nur geringe Spuren sind vorhanden, daß das Bürgerthum seine alte freiheitliche Einrichtung zu erhalten suchte. Das Familieninteresse ging über das Stadtinteresse und die locale Berechtigung über die gemeine Freiheit. Der Bürgerstolz beruhte nicht mehr in der Arbeit und in der Zusammengehörigkeit der Gemeinde, sondern in äußeren Zeichen und Ehren. Wie der Edelmann hochmüthig auf den Bürger herabsah, so dieser auf den Bauer und Arbeiter. Sorgfältig vermieden es die Bürger, mit dem „Volk" verwechselt zu werden. In den engen Mauern eingeschlossen, verloren sie die Freude am Landleben. Die Vornehmen verachteten die Arbeit, ihr höchstes Ziel wurde, eine öffentliche Stelle oder wenigstens einen Titel zu erwerben. Ein Schriftsteller sagt: [1]) „Die zweite Ursache, warum die Manufacturen darniederliegen, ist die Verachtung der Handwerksleut, daß ein jeder Tintenklecksser dem rechtschaffenen Handwerksmann oder Künstler vorgezogen wird. Daher es kommen ist, daß die Eltern nur den dümmsten auf das Handwerk schicken; wo sie ein wenig gute Naturalia bei einem Kind merken, da muß es studiren und soll ein Doctor oder Magister aus ihm werden".

Die Zerklüftung und den Verfall des Bürgerthums bezeugen am besten die Zünfte, Gilden und Innungen. Die Zunftordnungen spiegeln diese Zustände getreu ab. Jene des sechzehnten Jahrhunderts sind einfach, kurz, jene des siebzehnten Jahrhunderts enthalten einen langen legislativen Apparat, jene des achtzehnten Jahrhunderts zumeist administrative Maßregeln der Regierung. In ihrer gesunden Entwicklung stellten die Zünfte die corporative Gliederung des Bürgerstandes am besten dar. Sie organisirten die Arbeit, associirten die Berufsgenossen, sorgten für die Erhaltung und Fortbildung des Handwerks, für die Gleichstellung der Meister und Bürger, für Zucht und Ehrbarkeit der Gesellen, für die Wahrung der Autorität der Kunst- und Gewerbsgeheimnisse. In dem großen Krieg und in der darauffolgenden geistlosen Restaurationsperiode

---

[1]) Schröder, Fürstl. Schatz- und Rentkammer 1703, 302.

waren jedoch die Zünfte entgeistigt, verfallen, versteinert. Die persönliche Freiheit und die selbständige Arbeit, die zwei wichtigsten Elemente des Bürgerthums, wurden mehr beschränkt als gefördert. So duldeten in mehreren Städten die Zünfte nur eine bestimmte Zahl Meister, der Meister durfte nur einen Lehrjungen, nur drei bis vier Gesellen halten und verheiratete Handwerksgesellen gar nicht in Arbeit nehmen; ein Fremder konnte nicht Meister werden, wenn er sich nicht mit theuerem Gelde ankaufte oder eine Meisterstochter oder Witwe heiratete. Auch der heimische Geselle mußte drei bis vier Jahre wandern, bevor er sich setzen und sein Handwerk treiben konnte. Das Meisterstück und die Aufnahme in die Zunft kosteten viel Geld; ein armer Kerl konnte nicht einmal das Festessen und den Festtrunk für die Meister erschwingen. Ein uneheliches Kind, der Sohn eines Schäfers und bis 1729 auch der Sohn eines Gerichtsdieners, konnten nicht in die Lehre genommen werden. Ein Meister, der aus menschlicher Schwachheit einen Fehler begangen, mußte das Handwerk niederlegen. Bei einigen Zünften durfte der Meister seine Arbeit nicht besser machen, als die Gewohnheit mit sich brachte. Die Zunftordnungen schrieben eine Reihe kirchlicher Pflichten vor. In Böhmen konnte kein Strumpfwirker einen Lehrling ohne Wissen und Willen der großen Prager Zunft aufnehmen. Jeder Geselle mußte sich persönlich der Hauptzunft in Prag vorstellen. In Steiermark war den Meistersöhnen die Lehrzeit erlassen; ging einer auf Wanderschaft, stellte ihm das Handwerk den Lehrbrief aus. Kein fremder Meister konnte außer der Marktzeit Waaren verkaufen oder aufbewahren u. s. w.[1]) Das jüngere Geschlecht haßte die Zünfte, die Physiokraten forderten allgemein ihre Auflösung. „Diese vermaledeiten, verfluchten Zünfte", ruft ein Schriftsteller dieser Schule aus, „sind Ursache, daß in Deutschland die Manufacturen nicht aufkommen können." Die Regierung kämpfte lange gegen die Auswüchse der Zünfte. In Wien waren schon

[1]) Wiechovsky, Privileg. d. Prager Strumpfwirker. Mitth. d. deutsch-hist. Ver. in Prag 1865, 55. v. Zahn, zur Gesch. d. Zünfte in Steiermark, Beitr. d. hist. Ver. 1877, 83; 1878, 74. Gomilschak, Zünfte in Radkersburg, ebendas. 1879, 51.

1527 die selbstgemachten Satzungen der Zünfte abgeschafft. Die Handwerksordnungen des achtzehnten Jahrhunderts sahen scharf auf die Meisterrechte, auf die Gesellen und Lehrjungen aus. Sie eiferten gegen die blauen Montage, gegen das Degentragen, gegen Gesellengebräuche und Rechte, gegen den Unterschied der ehelichen und unehelichen Kinder. Die Theresianische und Josephinische Regierung schnitt tiefer ein. Sie löste den Zunftzwang, gestattete die Aufnahme von Gesellen und Meistern auch über die bestimmte Zahl, beschränkte die Wanderzeit, gab mehrere Gewerbe frei und begünstigte den Fabrikbetrieb. Durch die Josephinische Gesetzgebung wurden die ehelichen und unehelichen Kinder gleichgestellt, die Erweisung der ehelichen Geburt erleichtert, die Grenze der Minderjährigkeit auf vierundzwanzig Jahre bestimmt; die Gewerbs- und Handelsleute konnten schon vor dem vierundzwanzigsten Jahre eigenberechtigt werden. Die Bauernkinder, die Protestanten wurden zum Gewerbe und Meisterrecht, zum Ankauf von Gründen und Häusern zugelassen; auch der Unterschied der Stadt- und Vorstadtbürger, der Stadt- und Landmeister fiel weg.

Wer das Bürgerthum in der Reformationsperiode bis 1750 mit jenem in der Aufklärungszeit vergleicht, findet nach allen Seiten hin einen durchgehenden Unterschied im gemeinsamen Leben, in der Wirthschaft, in Erwerb und Bildung. Unverkennbar sind die Fortschritte der persönlichen Freiheit, der materiellen und geistigen Cultur. In der Zeit vor Maria Theresia lebte der Bürger noch in kleinen, ängstlichen Verhältnissen eingeengt. Der Sohn des Handwerkers konnte wieder nur Handwerker, der Meister nur selten ein Mitglied des inneren Rathes werden. Der Bürgermeister und die Mehrzahl der Rathsherren stammten aus den vornehmen, reichen Geschlechtern der Kauf- und Handelsherren. Wer studierte, konnte seiner Vaterstadt als Syndicus und Stadtschreiber dienen. Wer seine Neigung zu klassischen Studien oder zu einer Wissenschaft befriedigen, wer zu Macht und Ansehen kommen wollte, mußte Geistlicher werden. Die reichen Capitel und Bisthümer wurden zwar meistens von Edelleuten besetzt, aber in den Stiften und Klöstern im Lande fand der Bürgerliche eine gleichartige Genossen

schaft, Bildung und Förderung. Die Aebte der Benedictiner, Cistercienser, Prämonstratenser und Augustiner Chorherren waren um das Jahr 1680 in Böhmen und Oesterreich durchaus Bürgerliche. In der ständischen und staatlichen Verwaltung konnte es der Bürgerliche selten weiter als zu einem Rait- oder Rechnungsrath, zu einem Fiscus oder Gerichtsrath in der ersten und zweiten Instanz bringen. Die Provincialstellen ergänzten sich aus dem höheren landständischen Adel, die Gelehrtenbank war immer schwach besetzt. In der böhmischen Hofkanzlei diente um 1680 nicht ein Bürgerlicher; bei der Statthalterei und böhmischen Kammer erschienen Bürgerliche nur als Secretäre und Kanzleibediente. Die Kreishauptleute waren durchaus vom ständischen Adel. Von den 10 geheimen Räthen und 14 Kammerräthen in Graz um 1680 war nicht einer bürgerlichen Standes; bei der inneröſterreichischen Regierung waren von 11 Räthen nur 2 bürgerlich, von 7 Kriegsräthen nur einer.

In der Arbeit und Gemeinschaft hatte das Bürgerthum noch einen derben trotzigen Sinn erhalten. Der Bürger hielt noch auf die persönliche Tüchtigkeit und die Ehre des Handwerks. Er ließ sich am liebsten „Meister" anreden und fühlte sich am wohlsten in seinem Hause, in der Familie. Er achtete auf die Arbeit, die aus seiner Werkstatt hervorging, er empfand es als Auszeichnung, wenn ihm ein Kunstwerk gelang, ein „sauberer" Ofen für die Rathsstube, ein Schrank mit geschweiften Formen, ein eisernes Pflanzenwerk im Thor eines Herrenhauses. Den Tag brachte er in der Werkstatt zu; er frühstückte zwischen 6 und 7 Uhr, aß zu Mittag zwischen 11 und 12, nahm sein Abendbrot um 6 Uhr und ging dann auf einen kühlen Trunk in die Herberge oder in den Rathskeller. Die Frau Meisterin saß zu derselben Stunde auf der Steinbank vor der Hausthür, die Töchter und die Nachbarinnen neben ihr. Sonntags ließ sich der Meister den Zopf frisch knüpfen, legte den feinen Rock an, setzte den dreieckigen Hut auf und schritt das lange spanische Rohr in der Hand langsam zur Kirche oder zum Rathhaus. Noch waren die Kleiderordnungen in Kraft. Die Schmiede trugen sich vorzugsweise blau, die Bäcker hechtgrau,

Fleischer und Gärber rothbraun; aber die Obrigkeit achtete nicht mehr darauf, wenn der Bürger seinen Rock mit Sammt oder Pelzwerk verbrämte, wenn seine Frau Kleider von Seide, Sammt und Atlas, eine Goldhaube oder einen gold- und silbergestickten Gürtel trug. In Böhmen trugen sich die Frauen mit Vorliebe „Pragerisch", d. h. mit einem langen Obergewand von Seide oder Wolle und einer schwarzsammtenen Schneppe, Visier genannt, auf dem Kopfe. Die Grafen und Herren fuhren in der Stadt mit sechs Pferden in den sogenannten Schwimmern, voran gingen zwei Läufer, zur Seite zwei große Haiducken, rückwärts folgten vier bis sechs Lakaien. Auch der Rathsherr fuhr mit zwei oder vier Pferden und hatte zwei Lakaien hinter sich. Schon konnte man einen Lohnwagen für 1 fl. 30 kr. per Tag oder einen Lohnlakai für $^1/_2$ fl. im Tage miethen. Der Handwerker ging am liebsten zu Fuß, Sonntag in seinen Garten, in die Vorstadt, ins Wirthshaus oder zur Schießstätte.

Der Weg zur Meisterschaft und zum Bürgerrecht war weder leicht noch kurz. Die Lehrzeit dauerte drei bis vier Jahre. Der Lehrling erhielt einen dürftigen Unterricht und mußte die Püffe der Gesellen, die Ohrfeigen des Meisters ertragen. Wenn er die Lehrzeit „ausgehalten", wurde er losgesprochen und dabei von den anderen Gesellen gehänselt und nach Art und Satzung des Handwerks gehobelt, geweicht, gedreht, getauft. Noch blieb er ein oder zwei Jahre als Geselle in der Vaterstadt, zumeist bei seinem Lehrherrn. Dann trat er die Wanderung an; wenn er von der Regierung einen Paß erhielt: nach Nürnberg, Augsburg, Mainz, Cöln, selten nach Hamburg oder Venedig, meistens nur in die österreichischen Städte, insbesonders nach dem reichen schönen Wien, um den Stephansthurm zu sehen und einen Nagel am Stock im Eisen einzuschlagen. Wenn sich der Geselle „fremd machen" oder „verändern" wollte, mußte er seinem Meister ordnungsgemäß aufsagen. Er begann dabei seinen Spruch: „Meister mit Gunst" und schloß „bedanke mich für alles Gute". Die Freunde seines Handwerks begleiteten ihn vor das Thor und gaben ihm einen Abschiedstrunk. Der Geselle wanderte weiter, Straße auf, Straße ab. In Oester-

reich war er wenigstens nicht wie in Deutschland in Gefahr, von Werbern abgefangen zu werden. Das Reisen war damals überhaupt kein Vergnügen, sondern eine Arbeit, und besonders die Wanderschaft der Gesellen. Nicht immer fand er Arbeit und wenn er sie fand, war der Lohn gering, die Kost kärglich. Oftmals mußte er als ein müßiger Fechtbruder in Dorf und Stadt von Thür zu Thür betteln. Seine Habe war zerrissen, er erfuhr Noth und Hunger, Lieblosigkeit, Verachtung und manchmal blieb von diesem wilden Leben etwas haften. Er trank, spielte, ging mit losen Dirnen um und kam mit der Rumorwache in Streit und Händel. Es lag ein Stück Poesie in diesem Wanderleben. Viele Volkslieder haben darauf Bezug, z. B. „Innsbruck, ich muß dich lassen" — „Mein Schatz, der ist auf Wanderschaft hin" — „Wenn ich an den letzten Abend gedenk" — „Nun so reis' ich weg von hier und muß Abschied nehmen" u. a. Viele dieser Gesellen sind im Elend verkommen, in irgend einem Spital gestorben; wenige gründeten eine Existenz in der Fremde. Am glücklichsten war, wer in die Heimat zurückkehren konnte. Er konnte nun das Meister- und Bürgerrecht erwerben, sich festsetzen und heiraten; aber alles kostete Geld. „Wer Meister werden will", heißt es in einer Handwerkerordnung von 1665, „muß zwei Jahre vorher der Innung als Geselle angehört haben und das Meisterstück abliefern; ferner 30 kr. Aufdinggeld entrichten, den Geburts-, Legitimationsschein und den Lehrbrief abgeben, drei Tage vor dem Zechmeister und anderen Meistern sein Meisterstück ausstellen, 5 fl. Fahnengeld, 3 fl. Meistergeld, 3 fl. Proviantgeld erlegen und drei Pfund Wachs in die Meisterlade abliefern." Wer die Geschichte dieses Bürgerthums betrachtet, findet viel Beschränktheit, spießbürgerliche Gesinnung, Eifersucht und Rohheit, aber ebensoviel Bürgergeist und Bürgerehre, den sittlichen Stolz auf die Arbeit, die Theilnahme an der Genossenschaft und Gemeinde. Die Zunftladen enthielten die Zunftprivilegien, Handwerksordnungen, die Correspondenzen, Zeugnisse, das Meister-, Aufding-, Freisag-, Straf- und Rechnungsbuch; häufig ruhte darin auch ein alter Trinkpokal aus getriebenem Silber, oder wenigstens eine Zinnkanne mit dem eingravirten Zunftzeichen.

Die Zunftlade selbst war eine auserlesene Tischlerarbeit der Renaissance- oder Barockzeit. Die Verordnungen gegen die vielen bei den Zünften eingerissenen Mißbräuche gehen vom sechzehnten bis in das achtzehnte Jahrhundert. Die Regierung Karls VI., Maria Theresia's und Josephs II. suchte dem mannigfachen Unwesen zu steuern, griff aber dabei in ihrer Fürsorge störend in das innere Volksleben ein. Sie verbot die Festzüge der Handwerker, das Fahnenschwenken der Gesellen, die großen Zunftfahnen, die Familienwappen und Zunftzeichen, das Böllerschießen, die Gastereien an den Zunfttagen, bei Taufen und Hochzeiten, den Meisterspruch der Handwerker, die Gesellengerichte für ihre Händel u. s. w. In der Josephinischen Zeit sind bereits viele alte Gebräuche erloschen, die Zünfte innerlich und äußerlich zerrüttet.

Im Ganzen sind jedoch die Justiz- und staatswirthschaftlichen Reformen der neuen Regierung dem Handwerker- und Bürgerthum zu Gute gekommen. Die alten Strafgesetze, die peinliche Landgerichtsordnung von 1656, die Halsgerichtsordnung von 1707 überboten sich an Willkür und Grausamkeit. Die Theresiana war trotz ihrer Peinigungsarten sicherer und in der Praxis milder. Hinfort wurde kein Verbrecher lebendig verbrannt; die Hexenprocesse mit ihrem abscheulichen Verfahren, dem so viele Opfer in Aberglauben und Barbarei verfallen sind, hörten auf. Noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts waren solche Hexenprocesse in Mährisch-Schönberg und in Steiermark vorgekommen. Die Tortur oder peinliche Frage war seit 1776 vollends aus dem Gesetzbuch gestrichen. Unter Joseph II. verschwanden die Richtstätten mit dem Galgen und Rad vor den Stadtthoren. Im Strafgesetz von 1788 kommen die „Verbrechen" Zauberei, Wahrsagerei, Hexerei nicht mehr vor. Das Gesetz unterschied zwischen Criminal- und politischen Verbrechen und verhängte die Todesstrafe nur in standrechtlichen Fällen. Noch blieben die unmenschlichen Ehren- und Körperstrafen, die Schandsäulen, Brandmarkung, öffentliche Züchtigung. Das Strafverfahren war seit 1787 durchaus inquisitorisch, aber sicher, erschöpfend und der Richter urtheilte menschlicher und gerechter. Die Kirchenstrafen hörten auf. Kein gefallenes Mädchen stand mit

dem Strohkranz vor der Kirchenthür. Die Bräute, welche sich früher vergangen, brauchten nicht mehr die doppelte Stola zu bezahlen. Mit Verwunderung las der Bürger die neuen Staatsgesetze, in welchen von den Unterthanen und ihren Rechten gesprochen wurde, mit Scheu, ja mit Furcht sah er zu, wie der Regierungscommissär die Kirchen von den Votivbildern und von unzähligen seltsamen Reliquien reinigte. Die Aufhebung des Jesuitenordens, die Schließung der Klöster und Kirchen wurde gleichgiltig, ja hie und da mit offenem Mißfallen aufgenommen. Der Bürger erblickte darin eine Verkümmerung des Erwerbes. Erst später verstand er die Gunst der Josephinischen Gesetze. Mit Befriedigung las er die Worte des Gesetzes von 1789: „Die Hauptabsicht bei der Veräußerung der geistlichen und Cameralgüter bleibt, selbe unter mehr zur Industrie und Cultur taugliche Individuen zu bringen, nicht so viele Güter dem Handel vorzuenthalten und sie der Industrie, welche nur bei Eigenthum statt hat, zu rauben". Die neue Verwaltung, die Vermehrung der Verkehrswege, die Aufhebung der Zwischenzölle, die staatliche Rechtspflege, die freiere Bewegung brachten das Bürgerthum und die Gewerbsindustrie in solchen Flor, daß in allen Städten eine rasche Zunahme der Bevölkerung erfolgte. Wien zählte 1684 nur 1225 Häuser und 50.000 Einwohner, nach einem Jahrhundert 1770 bereits 141.972 Einwohner, 1786 19.001 und 1797 23.191 Häuser mit 150.000 Einwohnern. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert war Wien noch eine Grenzstadt, ein Bollwerk der Civilisation, den Gefahren der türkischen und magyarischen Invasionen vielfach preisgegeben. Erst von Leopold I. an wurde die Stadt der bleibende Sitz des Hofes, der Mittelpunct des Staates und der Vorort der Industrie und des Handels in Oesterreich. Der Glanz und Prunk eines reichen Hoflebens ergoßen sich über die Stadt und führten den Provincialadel und zahlreiche Fremde hieher. Im sechzehnten Jahrhundert hatte nur der Adel von Niederösterreich Häuser und Wohnungen in der Stadt; allmälig siedelten sich die reichen vornehmen Edelleute aus Böhmen, Mähren, Kärnten und Oberösterreich an. Schon unter Ferdinand III. gab es in Wien 582

Freihäuser. Wir kennen in prächtigen Stichen des verflossenen Jahrhunderts die prachtvoll gebauten und verschwenderisch ausgestatteten Paläste des österreichischen Adels in Wien, die schönen Sommerhäuser und Gartenanlagen. Wer ein einträgliches Amt oder eine künstlerische Thätigkeit, wer Abenteuer und Vergnügen suchte, kam nach Wien. Die vielen fremden Elemente drängten sogar das Bürgerthum zurück, die Costüme und Zeitbilder aus den bürgerlichen Kreisen verrathen die Spuren der Fremdherrschaft. Erst von Karl VI. an, unter Maria Theresia und Joseph II. tritt die Eigenart des Wiener Volkslebens wieder hervor. Das Bürgerthum wuchs, arbeitete, wurde vom Hof und der Regierung unterstützt, überwucherte das aristokratische und geistliche Element und gab der Stadt sowie den Vorstädten ein neues Gepräge. Noch trennte ein breiter fortificatorischer Rayon die Stadt von den Vorstädten. Maria Theresia und Joseph dachten daran, den Gürtel der Bastionen zu sprengen und die Glacis zu verbauen. Die Kaiserin hatte schon 1770 dem Ingenieur Nagel den Auftrag gegeben, einen Plan zur Verbindung der Stadt mit den Vorstädten auszuarbeiten. Das Project kam im achtzehnten Jahrhundert nicht zur Ausführung, aber die Vorstädte dehnten und streckten sich und führten dem Bürgerthum von Geschlecht zu Geschlecht neue bildende Kräfte zu. Der Luxus, welcher am Hof und in den Palästen des Adels herrschte, wirkte nicht bloß auf die Kunst, sondern ebenso auf die Wirthschaft der Stadt. Wien ist reich an Bauten des achtzehnten Jahrhunderts. Den großen Palastbauten fügen sich bürgerliche Wohnhäuser an, welche den Uebergang des Barockstils durch das ganze achtzehnte Jahrhundert bis zum vollen Verfall der Kunst darstellen. Alles, was zum üppigen Lebensgenuß gehörte, war hier aufgespeichert. Selbst in Bürgerhäusern fanden sich prachtvolle Geräthe in getriebener Technik, chinesische Schränke und Tische, Rococouhren von französischer und Wiener Arbeit. Wien ist wieder der Mittelpunct des Handels und Verkehrs für ganz Oesterreich, für den Osten und Süden Deutschlands geworden.

Die Provincialhauptstädte zeigten zwar nicht eine so rasche, aber jedenfalls stetig zunehmende Bevölkerung. Prag zählte nach

dem dreißigjährigen Krieg kaum 30.000, 1754 59.000 und 1790 bereits 96.000 Einwohner. Die Volksmenge in Böhmen betrug 1650 nur 800.000, 1754 über 2 Millionen und 1777 2,718.400 Seelen [1]). Die mährischen Städte waren 1623 so „ausgemergelt und ausgepreßt", daß ihnen Ferdinand II. alle Strafen und Confiscationen erlassen mußte. Noch 1667 zählten die k. Städte in Mähren nur 1800 bürgerliche Häuser. Brünn hatte nur 4000, 1786 bereits 8550 und 1797 23.191 Einwohner [2]). In Linz und Graz hatte sich die Einwohnerzahl bis 1790 verdoppelt. Die Entwicklung der kleinen Landstädte hat nur geringe Fortschritte gemacht. In Inneröſterreich und Böhmen, wo sie am zahlreichsten waren, vermittelten sie den Uebergang vom Bürgerthum zum Bauernthum. In Mähren gab es wenige Landstädte; der Bürger und Bauer ist hier auch nationaler geblieben als in Böhmen, wo das Deutschthum wieder so mächtig vordrang, wie das Slaventhum im fünfzehnten Jahrhundert.

Die Regierung war von 1750 an ehrlich bemüht, Gewerbe, Manufacturen und Handel emporzubringen. Sie griff dabei zu denselben Mitteln, welche zur Zeit Leopolds I. Becher und Hörnigk in ihren Schriften empfohlen hatten: Commerzcollegien, Landeskammern, Lagerhäuser, Schutzzölle, Sicherung der Handwerker in Geldsachen, Luxusverbote u. a. Joseph II. hat sich in seinen Gesetzen oft wörtlich auf die Schrift „Oesterreich über Alles" bezogen. Dabei wurden viele künstliche Mittel aufgewendet, welche nicht immer gut anschlugen, so die Prämien, Geldvorschüsse, Privilegien, Verbote ausländischer Gewerbsartikel zu Gunsten der inländischen. Am günstigsten war der Einfluß der Regierung, wenn die Förderung der Gewerbsthätigkeit an die alten Industrieorte und Gewerbszweige anknüpfte. Die böhmischen und mährischen Tücher waren vom dreizehnten bis ins siebzehnte Jahrhundert berühmt. Die Folgen des großen Kriegs und die Concurrenz der Holländer und Engländer hatten jedoch das Geschäft ruinirt. 1661 gab es in Mähren

[1]) Göhlert, Bevölkerungsverhältnisse Böhm. seit hundert J. Mitth. d. hist. Ver. 1879, 353.

[2]) d'Elvert, Gesch. Brünn's.

nur in Olmütz, Brünn, Znaim, Iglau und Neustadt Tuchmacherzünfte. Leistung und Absatz war gering. Noch 1718 rechnete das Zollgesetz die mährischen Tücher unter die „gemeinen“. Allmälig kam dieser Erwerbszweig in die Höhe und wurde fabriksmäßig betrieben. Die Regierung hat die erste Feintuch- und Wollzeugfabrik 1672 in Linz eingerichtet. Sie wurde unter Maria Theresia aufgelassen, ebenso die Staatsfabriken in Brünn und Olmütz. Graf Johann Waldstein hat 1715 zu Oberleutensdorf in Böhmen die große Fabrik nach englischer Art gegründet. Der mährische Adel unterstützte diese Industrie, namentlich die Harrach in Janowitz [1]). Der große Absatz der böhmischen Strumpfwirker regte allenthalben an. Die Landzünfte befreiten sich von der Hauptzunft in Prag. Jene in Oberleutensdorf gab sich ihre besonderen Zunftartikel. Sie zählte 1759 22 Meister, 1789 132, 1819 300. Böhmen hatte zahlreiche Glashütten. Die älteste ist wahrscheinlich jene zu Falkenau bei Haida; sie wurde schon 1536 genannt. Die Einwohner von Haida und Umgebung unterhielten einen ausgebreiteten und wohlorganisirten Glashandel; sie hatten ihre Niederlagen in Rußland, England, Spanien und Portugal [2]). Die Zahl der Fabriken in Böhmen stieg von 1780—1786 von 50 auf 112. In den drei Jahren von 1785—1788 kamen 14.497 Webestühle in Gang, welche 126.962 Arbeiter beschäftigten; für Leinenwaaren arbeiteten 37.000 Webestühle mit einem Arbeitsverdienst von 11 Mill. fl. [3]). In Wien zählte man 1784 117 Fabriken, 12.600 Fabrikanten und Kaufleute mit 50.400 Arbeitern. Joseph II. brach das Monopol der Wiener „Niederleger“, der Großhändler; mit einem Vermögen von 30.000 fl. konnte jeder als Großhändler ein Geschäft beginnen. Die Schriftgießerei und Buchdruckerei, der Buchhandel wurden als freies Gewerbe erklärt, der Bücherhausirhandel gestattet, der Nachdruck einheimischer Werke verboten, jener der ausländischen erlaubt. Während im siebzehnten Jahrhundert nur in der Landeshauptstadt

---

[1]) Tuchmacher in Mähren, d'Elvert, Beitr. XIX. 1870, 30.

[2]) Schlesinger, Reisebeschreibung d. böhm. Glasschneiders G. F. Kreybig 1662—1730. Mitth. d. hist. Ver. 1870, 220.

[3]) Biedermann, Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. 290.

eine oder zwei Buchdruckereien gestattet wurden, erhielt in der Josephinischen Zeit jede Landstadt eine Buchdruckerei. Mit und ohne Beihilfe der Regierung vollzog sich in den Jahren 1770—1792 ein großartiger wirthschaftlicher Umschwung im Bauern- und Bürgerthum. Ohne politische Freiheit, ohne eine neue Organisation der Arbeit wurden tausend schlummernde Kräfte im Bürgerthum lebendig. Die Zahl der Erzeuger, Bearbeiter und Verbraucher nahm zu, das Anlage- und Betriebscapital vermehrte sich, Gewerbs- und Handelsarbeit griffen in einander. Das Handwerk steigerte sich zur Großindustrie und eine neue frische Thätigkeit stieg bis zu dem kleinen Bürger, bis zur Dorfindustrie herab. Der Wohlstand nahm zu, die Zahl der Bettler und Vagabunden verminderte sich, das Armenwesen wurde besser besorgt. Sogar die Theoretiker fanden Beachtung. Die Vorlesungen Jordans über rationelle Landwirthschaft wurden in Wien mit vielem Beifall aufgenommen. Die Stadt- und Bauernkalender, die Landeszeitungen und die Wochenschriften brachten Abhandlungen über Pflanzen, Mineralien, Rohstoffe, Maschinen, über die neuen Erfindungen der Naturwissenschaften, über Elektricität, über den Blitzableiter und Luftballon, über Cooks Reisen und die neuen geographischen Entdeckungen.

Die neue Cultur löste die alte geistige Erstarrung, erfrischte und belebte das Bürgerthum, änderte seine Denk- und Anschauungsweise. In der trostlosen Zeit von 1650—1750 war die geistige Nahrung dem Volk in Stadt und Land nur karg zugemessen. Die kirchliche Censur hielt ein wachsames Auge auf alle Bücher und confiscirte sogar die Bibeln. Der Bürger mußte sich mit einem Evangelienbuch, mit P. Cochems Buch „von den letzten Dingen", mit einer Heiligengeschichte und einer fabelhaften Beschreibung seiner Vaterstadt begnügen. Auch die Bücher Abraham a Sancta Clara's oder seines Nachfolgers, des Hofpredigers Sebastian Sailer, fanden außerhalb Wien geringe Verbreitung. Die lateinischen Schuldramen der beiden Jesuiten Avancini und Rosacinus blieben dem Bürgerthum ebenso fremd wie die Akademieen und Schäfereien des höfischen Adels. Die bürgerlichen Singschulen waren geschlossen, der Meistergesang abgeblüht; nur einzelne Reste gingen in die katholischen

Singschulen über, welche in Böhmen und Mähren die Weihnachts- und Passionsspiele pflegten. Die letzte Schule der Meistersänger wurde 1620 zu Iglau in Mähren gehalten [1]). Auch die historischen Volkslieder waren vergessen, nur die Liebes- und Handwerkslieder, die Hexen- und Teufelssagen blieben lebendig und in den Alpenländern wuchsen die Vierzeiligen wie Alpenrosen und Edelweiß. Mit Vorliebe las der Bürger vor 1750 die sogenannten „Hausväter", z. B. Thiemens Haus-, Feld- und Kochkunst, Böcklers Haus- und Feldschule, oder das adelige Landleben des Oesterreichers Hochberg. Er fand darin freilich mehr über Landwirthschaft und Jägerei als über die bürgerliche Haushaltung, aber dabei die deutsche Natur, wenn auch im Zopfstil, die ehrliche Erfahrung und den Cultus der Familie. Manche weise Lehre und manchen sinnigen Spruch machte er sich für Haus und Familie zurecht, z. B.: Laß Gott mit dir haushalten — Mann und Frau im Haus sind der Spiegel ihres Gesindes — Was ein Fürst in der Stadt, ist der Hauswirth in seinem Haus — Wer ein altes Haus und ein junges Weib besitzt, hat viel zu flicken — Wie der Knecht, so der Herr — Wenn der Knecht dem Herrn, die Magd der Frau lehrt haushalten oder wirthschaften, geht das Einkommen auf Stelzen — Es ist immer besser, der Hausvater hält sein Aug auf das Gut als den Rücken — Des Herrn Gegenwart ist der Wirthschaft beste Stütze — Wer säumig, ist nichts nütze — Unachtsamkeit macht alle Dinge schwer, Sorgfalt leicht — Ein Hauswirth muß seine Augen in allen Winkeln haben — Der Hausvater soll alle Abend dem Gesinde befehlen, was es morgen thun soll [2]).

Die Wendung erfolgte im Beginn des siebenjährigen Krieges. In allen Provincialstädten wurden Flugblätter und Flugschriften in Versen und Prosa, hochdeutsch oder in der Dialectsprache gedruckt. Einige davon, wie die Lieder „Schwerin, bist du wirklich todt" — „Hiesel, um was muß ich dich fragen" — „König aus Preußen, was bildst du dir ein" u. a. sind wahrhaft aus dem Volke hervor-

[1]) d'Elvert VII, 7.

[2]) Wegener, Oekonomie 1669.

gegangen. Der Bauer und Bürger dachte und fühlte österreichisch; Friedrich II. war ihm der gefährliche und gefürchtete Gegner der Kaiserin. In den Liedern, welche die Ereignisse des Krieges feiern, heißt der König von Preußen ein zweiter Attila, der stolze Friedrich, ein Löwe, ein Adler [1]). Aus der literarischen Fluth, welche mit Beginn der Josephinischen Regierung hereinbrach, setzten sich viele gesunde Stoffe im Bürgerthum ab. In jeder größeren Stadt erschien eine Landeszeitung, ein literarisches Wochenblatt, ein Musenalmanach, welche die Schöpfungen der heimischen Dichter und Schriftsteller popularisirten. Die Werke von Büsching, Wieland, Klopstock, Mendelssohn, Büffon, die Weltgeschichte von Guthrie und Gray, einige allgemeine Reisebeschreibungen wurden nachgedruckt und vielfach verbreitet. Jeder wohlhabende Bürger besaß nun eine kleine Bibliothek, insbesonders Weiße's Kinderlieder, Geßners Idyllen, Gellerts Fabeln, den Homann'schen Atlas, die Schriften von Sonnenfels, Seibt und Meißner in Prag. In den Buchhandlungen fand man die Schriften von Bayle, Voltaire, Rousseau, Helvetius, bis die strenge Censur Leopolds II. hier wieder aufräumte.

Auch die Neigung zu geselligen Vereinen erwachte in der Josephinischen Zeit. In den größeren Städten bildeten sich landwirthschaftliche und gelehrte Gesellschaften, Lese- und Musikvereine, Casinos und Ressourcen. Man kann jedoch nicht behaupten, daß sie dem Volke neue Bildungsstoffe zugeführt haben. Tiefer ging der Einfluß der neuen Theater, welche zwischen Leben und Dichtung zu vermitteln suchten. Bis in die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts haben nur einzelne Wandertruppen englischer und holländischer Schauspieler in den österreichischen Städten Vorstellungen gegeben. Im achtzehnten Jahrhundert erhielten sich die Volksschauspiele mit dem Hanswurst, dem deutschen Lipperl und Kasperl, ferner die großen Spectakelstücke, „Haupt- und Staatsactionen" genannt, bis die Aufklärung den Krieg eröffnete und die Theater reinigte. Das neue Geschlecht fand die alte Volkskomik gemein, roh und unsittlich. Der Rest der Volksschauspiele wanderte in die

---

[1]) H. M. Richter, Volksschriften und Volkslieder VII.

Vorstädte und Dörfer, in die Kasperltheater und Marionettenbuden. An ihre Stelle traten seit 1776 in Wien, Graz, Prag, Linz die neuen Theater, welche die Geschmacksrichtung des Bürgerthums umbildeten und einen Einblick in das geistige Schaffen der Nation gewährten. Geist und Form der aufklärerischen Bildung waren bei dem Adel französisch, beim Bürgerthum deutsch. Die Deutschen in Oesterreich standen in der Pflege der neuen Bildung keinem Stamme zurück. Sie waren wie immer Geber und Empfänger, Nachahmer und Neubildner. Die slavische Literatur, welche von 1729—1749 vollständig erloschen schien, erwachte in dieser Zeit und versuchte alte und neue Wege, um in dem Volksboden wieder Wurzeln zu fassen. Kaunitz schrieb 1770: „In den österreichischen Ländern wie in dem größten Theile Deutschlands besitzen die Einwohner mehr Fleiß als natürliche Anlagen, und diese sind mehr auf die mechanischen als auf die schönen und freien Künste gerichtet". Was jedoch in dem Jahrhundert Großes und Würdiges geschaffen wurde, ist mit geringen Ausnahmen aus dem Volk hervorgegangen. Die hervorragenden Dichter, Künstler und Gelehrten, Justiz- und Verwaltungsmänner sind aus Bauern- und Bürgerblut entsprossen. Wer die Geschichte dieses Bürgerthums von 1750—1792 überblickt, findet überall ein junges Blut, einen frischen Pulsschlag, neue Kräfte und Strebungen auf allen Gebieten des Lebens. Der Bürger des Mittelalters war politisch freier, aber der Bürger des achtzehnten Jahrhunderts nahm in allgemeiner menschlicher Bildung eine höhere Stellung ein. Das Bürgerthum konnte auf der Stufe der Entwicklung, zu welcher es sich emporgerungen, stille stehen, aber nicht mehr herabsteigen. Wohl trug dasselbe noch ein eigenthümliches Gepräge in der Rangordnung und Abstufung der Gesellschaft. Die Manieren des gemeinen und vornehmen Bürgers sind verschieden; noch beugten sich beide vor dem kleinen und großen Edelmann, aber es ging nicht mehr, den Bürgerstand in sich selbst abzuschließen, ihn willenlos dem aristokratischen und kirchlichen Regiment zu überliefern oder die geistige und materielle Arbeit zu verachten. Die „gute alte Zeit" zeigt ein wunderbares Gemisch von Bevormundung und Freiheit, von

Verkommenheit und Bildung, von spießbürgerlichem und großstädtischem Wesen. Das Bürgerthum ist kleinlich, nüchtern, aber züchtig und ehrbar, etwas pathetisch, opferwillig und begierig nach Arbeit und Genuß.

Aus dieser guten alten Zeit greifen wir zwei Bürger als die Repräsentanten des arbeitenden Bürgerthums heraus. Sie sind beide aus der Josephinischen Zeit erwachsen, kamen als Wandergesellen in eine fremde Stadt, gründeten einen Hausstand, übten ihr Handwerk, brachten es zu einem mäßigen Wohlstand und wurden von ihren Mitbürgern geehrt und geachtet. Sie erlebten noch die französische Revolution, die großen Kriege und den Stillstand der wirthschaftlichen Entwicklung in Stadt und Land. Beide haben Aufzeichnungen hinterlassen, welche die Keime einer besseren Bildung verrathen und ungeachtet des allgemeinen Charakters einzelne Blicke in das Volksleben des achtzehnten Jahrhunderts eröffnen. Der eine dieser Bürger ist Joseph Leitmetzer (1756—1828), Sattler und Wagenbauer in Olmütz, der andere Franz Schönbeck (1756—1833), Wachszieher und Wachshändler zu Graz in Steiermark.

Joseph Leitmetzer war geboren zu Stein bei Krems in Niederösterreich als der Sohn eines Bürgers und Handwerkers. Im vierten Jahre verlor er seinen Vater, im zwölften seine Mutter. Die Verwandten schickten ihn nach Passau in das Jesuitengymnasium. Er studirte hier durch vier Jahre; weil aber die Mittel nicht ausreichten, griff er zum Handwerk, wurde Sattler und kam nach einer langen Wanderschaft 1778 nach Olmütz. Er fand hier gute Freunde und Erwerb, wurde 1782 als Bürger und Meister aufgenommen, heiratete, kaufte auf dem besten Platze der Stadt ein Haus mit Werkstatt und Schupfen und eröffnete ein schwunghaftes Gewerbe [1]). Wie er berichtet, hatten er und seine Mitmeister als Wagenbauer großen Ruf und mußten oft auswärtige Handwerker zur Beihilfe kommen lassen. Leitmetzer selbst arbeitete durch mehr als dreißig Jahre bis 1812 nach Preußen und bezog von dort jährlich 6000—8000 fl. Der Reisewagen, mit welchem Lafayette

[1]) Am Niederring Nr. 465.

1796 nach Frankreich zurückkehrte, war von Leitmetzer gearbeitet. Er brachte es zu Wohlstand und Ansehen, versah durch viele Jahre das Amt eines Bürgerausschusses und Stadtrepräsentanten, war ein eifriges Mitglied des bewaffneten Bürgercorps und zeigte nach allen Seiten hin eine rührige Thätigkeit, einen ehrlichen Gemeinsinn und eine herzliche Vorliebe für seine neue Heimat. Aus seinen Studentenjahren war ihm eine Neigung für Chroniken und Bücher aller Art geblieben. Er schrieb die Geschichte seiner Wanderjahre, welche verloren ist, und in einem zweiten Bande die Olmützer Stadtchronik von 1778—1828 als eine Ergänzung und Fortsetzung der Geschichte von Fischer [1]), „den geneigten Lesern und lieben Bürgern gewidmet". Leider erzählt er nichts von seinem eigenen Hause und seiner Familie, wenig über das innere Bürgerleben, aber auch diese kleinen Nachrichten reichen aus, uns den ehrbaren Sattler und die gute Stadt Olmütz in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebhaft vorstellen zu können.

Olmütz war längst nicht mehr die reiche Gewerbs- und Handelsstadt der früheren Zeit. Nach dem dreißigjährigen Krieg 1650 zählte die Stadt nur 168 bewohnte Häuser und 1675 Einwohner, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts 215 Häuser mit 6000 Einwohnern [2]). Die Vorstädte, welche früher bis an die Thore reichten, waren nach dem Kriege verschwunden und was von 1650—1750 neu gebaut wurde, waren mehr Kirchen und Klöster als Bürgerhäuser: so die bischöfliche Residenz, das Jesuitencollegium und Seminar, die Klöster der Kapuziner, Franciscaner, Augustiner, Dominicaner, die Abtei Hradisch u. A. Im ersten schlesischen Kriege 1741 war Olmütz durch vier Monate von den Preußen besetzt. Als dann Maria Theresia von 1742—1755 die Stadt neu befestigen ließ, erhielt dieselbe ungefähr die äußere Gestalt, welche wir heute noch kennen. Die Vorstädte wurden niedergerissen; auf zweihundert Klafter hinaus durfte kein Haus gebaut werden. Die Dörfer, welche außerhalb dieses fortificatorischen Rayons erwachsen

[1]) Fischer, Gesch. von Olmütz, 2 B. 1802.

[2]) d'Elvert, Beitr. zur Gesch. der Städte in Mähren 1860. Ohm-Januschowsky, Chronik v. Olmütz, 1850, 25.

sind, tragen die Namen der alten Vorstädte: Neugasse, Neustift, Greinergasse u. a. Olmütz wurde eine Hauptfestung, ein Bollwerk für Mähren und Oesterreich, und hat sich als ein solches noch im siebenjährigen Kriege bewährt. Kaiser Friedrich II. hat die Stadt 1758 durch zwei Monate vergeblich belagert und beschossen, aber sie wäre doch gefallen, wenn nicht Laudon und Daun die Preußen bedrängt hätten. Die Bürger hatten an der kriegerischen Abwehr lebhaften Antheil genommen. Sie hielten mit ihren „Feuerrohren und Doppelhacken" die äußeren Werke besetzt und keine Arbeit war ihnen zu schwer. „Dafür strahlte auch der Bürgerschaft aus dem Morgenroth des Sieges der kaiserliche Lohn." Maria Theresia nobilitirte die Rathsherren, ließ an die tapferen Bürger goldene Denkmünzen vertheilen, verzierte das Stadtwappen mit ihrem Namenszug und stiftete ein Bürger- oder Kaiserfest, welches jährlich die Erinnerung an den 2. Juli 1758 wach rufen sollte. Der Jubel über die Befreiung von Olmütz war in Oesterreich nicht geringer als über die Schlacht von Kolin. „Viele Tausend Preußen", verkündete ein Flugblatt, „wurden umgebracht, gefangen und zerstreut; den Oesterreichern blieb der Sieg, der Ruhm, die Beut" [1]). Seitdem erfreute sich die Stadt eines langen Friedens, aber ihre äußere und innere Geschichte ist still geworden. „Olmütz", sagt ein Localschriftsteller, „ist nicht im Werden sondern in der Vollendung, es bewahrt, es ist conservativ und zur Sicherheit nur legt es sich neue Bauwerke zu." Ein anderer nennt die Stadt „die stolze Braut des Kriegsgottes", und ein dritter meint: für die Stadt und das Bürgerthum könnne nur eine frohe Zukunft erblühen, wenn die alten Mauern fallen und die Festung in ein gewaltiges Heerlager wie Straßburg oder Köln umschaffen würde [2]). Das Innere der Stadt, die zwei großen Plätze, die breiten Straßen mit den stattlichen Häusern, die schönen Brunnen boten einen freundlichen Eindruck. Schon 1650 schrieb Merian: „Olmütz die Haupt- und Bischofstadt, ist nicht groß, aber wohl und schön erbaut, auch

---

[1]) H. M. Richter a. a. O. 69.

[2]) Olmütz im Jahre 1848, 2, Album f. Mähren und Schlesien 79.

gar lustig und bequem zum Handel gelegen". Nur das Pflaster war mangelhaft und bis 1778 ragten die Dachrinnen und Pechpfannen weit in die Gassen hinaus; eine allgemeine Beleuchtung wurde erst im Jahre 1811 eingeführt. Bis 1786 war die Vorburg von der Stadt noch durch einen festen Thurm, von welchem ein Wächter die Stunden „ausgeblasen" hat, geschieden. Das Thor hatte ein Fallgitter, feste Bohlenflügel mit Eisenbeschlägen und gewährte nur für einen Wagen Raum. Von den kunstvollen Bauten des Mittelalters waren nur kümmerliche Reste erhalten. Die Anbauten an den gothischen Kirchen, die neuen Klöster, die bischöfliche Residenz, das Rathhaus in seiner verjüngten Form stammen alle aus der späteren Renaissance- und Barockzeit. Die alte Oberstadt hatte zu jeder Zeit einen mehr aristokratischen, geistlichen, die niedere Stadt einen mehr bürgerlichen Character. Seit den Premysliden war das Bürgerthum deutsch, von der Hussitenzeit bis 1620 größtentheils slavisch und im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert abermals deutsch. Die slavischen Elemente waren bis auf einen geringen Bruchtheil zurückgedrängt. Die Stadtbücher enthalten nur wenig slavische Aufzeichnungen, die Gerichts- und Verkehrssprache war die deutsche und bis 1848 gab es in Olmütz nicht einen slavischen Kaufmann, nicht einen slavischen Hausbesitzer. Auch die Dörfer im Umkreis der Stadt waren nur von Deutschen bewohnt. Die Stadt war immer landesfürstlich und nicht wie die Städte der kleinen deutschen Kirchenstaaten dem Bischof unterworfen. Ihre Bürger gehorchten den Landes- und eigenen Gesetzen und bewahrten ihre Selbstverwaltung bis in die Josephinische Zeit. Noch 1668 besorgte der innere Rath, der aus zwölf Bürgern bestand, das Stadtregiment, die Besetzung der Aemter, die Erneuerung der Zünfte. Aus seinem Schoße gingen die Bürgermeister oder Consuln, die Verwalter der Wirthschaft und Policei, die Kirchen- und Spitalvögte hervor. Alle Glieder des Raths, der Stadtrichter, auch der k. Richter waren von der Stadt besoldet und bezogen reiche Deputate [1]). Diese Stadtregierung ging jedoch immer von einer

[1]) d'Elvert a. a. O. 392, 393, 455.

Anzahl Altbürger, den Primatoren aus, denn bei der Erneuerung des Rathes wurde wohl die Bürgerschaft zusammenberufen, aber die Wahl geschah vom Rathe selbst. Die absolute Regierung hat jedoch wie überall auch dem Selfgovernment in Olmütz ein Ende gemacht. Seit 1710 mußten die Räthe von der Regierung bestätigt werden, seit 1725 war die Gemeindevertretung nur einem bürgerlichen Ausschusse anvertraut und Joseph II. hat 1785 die neue Ordnung eingeführt, in welcher das städtische Regiment einem Bürgermeister, drei geprüften und vier ungeprüften Räthen überlassen wurde. Die Stadt war reicher als alle anderen k. Städte in Mähren. Sie hatte zwar seit 1599 das Recht, welches jeder Edelmann genoß, ein landtäfliches Gut zu erwerben, verloren, aber sie besaß bischöfliche Lehen und Allodialgüter, Höfe und Mühlen. 1777 mußte dieser städtische Grundbesitz wie in ganz Oesterreich im Auftrage der Regierung verkauft werden. Die „bierberechtigte" Bürgerschaft konnte an die Stadt einen Steuerbeitrag von 1758 fl. leisten. Von 1758—1786 hat dieses Biermonopol nichts eingetragen, weil die Einwohner das Vorstadtbier vorzogen, aber später konnten wieder jährlich 10.000—12.000 fl. an die Bierberechtigten vertheilt werden. Der Sattler Leitmetzer erhielt 1782 einen Antheil von 58 fl., später 70—90 und 1802 148 fl. Die Stadt hatte keine Fabriken, keine Manufacturen, aber eine reiche Gewerbsindustrie und einen lebhaften Handel. Berühmt waren seine Silberarbeiter; der Silberaltar, welchen Leopold I. dem Stift Klosterneuburg schenkte, war in Olmütz gearbeitet. Leitmetzer berichtet von drei Großfuhrleuten, welche zwanzig bis dreißig Pferde hielten und nach Wien, Breslau und Krakau fuhren. Die Wagner, Schmiede und Sattler reichten für die Arbeit nicht aus. Durch den Wagenverschleiß haben nicht bloß die Wagner, Schmiede und Schlosser, sondern ebenso die Lederer, Riemer, Tischler, Tuchhändler, Posamentirer, Lackirer und Gürtler gewonnen. Aber es gab von 1621—1689 nur eine Buchdruckerei in Olmütz und in ganz Mähren. Sie stand unter geistlichem Schutz und Censur, druckte Kalender, deutsche und slavische Gebetbücher, die theologischen und philosophischen Werke der Jesuiten und die Landtagsschlüsse. Seit 1689 kam eine zweite

Druckerei in Brünn dazu, aber noch 1718 gab es nur drei Druckereien in Mähren, während Böhmen es 1711 auf siebzehn und Prag allein auf zwölf gebracht hatte [1]). Seit 1772 waren in Olmütz zwei Druckereien, ihr Geschäft kam jedoch nach der Aufhebung der Jesuiten in Abnahme. Das Bürgerthum war durchaus ehrbar, fleißig, fromm, hatte aber trotz der Universität, welche seit 1567 bestand, nur geringe geistige Bedürfnisse. Leitmetzer rühmt insbesonders die Geselligkeit und Genügsamkeit der alten Zeit. „Die Einigkeit", erzählt er, „zeigte sich besonders im Fasching; jede Woche war eine Unterhaltung im Willerischen Saal, in der Messergasse Nr. 291, auf dem Oberring im Saal des Hauses Nr. 409 und bei den h. drei Königen auf dem Niederring; später hörte diese Einigkeit auf, Verachtung, Ehrabschneidung und Haß nahmen überhand." „Als ich noch ein junger Bürger war", fährt er fort, „sah ich oft alte Herren auf dem Billard um Thaler und Ducaten spielen, damals kostete eine Schale Cafe 3 kr., ein Glas Rosoglio 3 kr., für das Billard zahlte eine Person 3 kr., bei Licht 6 kr., jetzt gehen wenige Bürger in die Cafehäuser, obwohl diese mit Lüstern und Spiegeln verziert sind. 1778 bestand noch kein Theater, sondern nur eine Bude auf dem Niederring, wo von 4 Uhr Nachmittag an alle Stunden abwechselnd mit hölzernen Figuren gespielt wurde. Auf dem ersten Platz zahlte die Person 3 kr., auf dem letzten 1 kr. Wenn im Winter ein Trupp Schauspieler kam, spielten sie beim schwarzen Adler Nr. 27 in einem großen Zimmer ebener Erde. Dann wurde ein Theater ober den Fleischbänken errichtet, weil es aber bald dem Einsturz nahe war, wurden die Redouten im Handwerkersaal Nr. 404 gehalten." Das Bürgerthum in Olmütz wurde allmälig von jenem in Brünn überflügelt. Die beiden Städte rivalisirten durch mehr als ein Jahrhundert. Seit 1641 die Landesregierung nach Brünn verlegt war, schien das Uebergewicht entschieden; als jedoch 1762 Brünn die Hauptstadt Mährens genannt wurde, erhob Olmütz Einsprache und erhielt später den Titel einer zweiten Hauptstadt. Im Volks-

---

[1]) d'Elvert, Gesch. d. Bücherdruckes in Mähren 1854, 58.

bewußtsein blieb Olmütz immer noch die eigentliche Hauptstadt, aber sie konnte weder in Größe noch in der Volksbewegung, weder im Handel noch in der Industrie dem fleißigen, rührigen Brünn nachkommen. Olmütz hatte 1791 ohne die Vorstädte 689 Häuser mit mit 7610 Einwohnern, Brünn zählte 1791 20.317 und 1793 23.398 Einwohner. Ein Localschriftsteller schrieb noch in der Neuzeit: „Olmütz genießt im Gegensatze zu der fieberhaften Thätigkeit industrieller Städte die beschauliche Ruhe eines Weltweisen, der dem Wellenschlag der Zeit zu seinen Füßen ruhig zusieht und sich an seinem Getöse ergötzt". Olmütz behielt bis in die Josephinische Zeit den kirchlichen Character des siebzehnten Jahrhunderts. Unter den 7600 Einwohnern waren 400—500 Geistliche, 127 Jesuiten, 16 Karthäuser, 50 Franciscaner, 36 Dominicaner, 13 Augustiner Chorherren, 28 Clarissinnen, 19 Ursulinerinnen u. A. Die Stadt hatte bis 1780 10 Klöster, 25 Kirchen und 5 Kapellen. Die Augustiner Chorherren besaßen ein Vermögen von 209.059 fl., die Karthäuser von 253.266, die Clarissinnen 149.038 fl. [1]). Das Bisthum, seit 1777 Erzbisthum, war das reichste in Deutschösterreich; dasselbe besaß 8 Frei- und 68 Lehngüter, das Capitel 35 Güter. Wie in Deutschland waren diese Pfründen nur dem Adel vorbehalten; der Domherr oder Bischof mußte wenigstens ein Edelmann vom alten Ritterstande sein. Von den 24 Domherren wohnten 12 in Olmütz, jeder in seinem Hause, jeder als der Herr eines Gutes. Kaiser Joseph II. hat durch die Klosteraufhebung von 1780—1790 dieses geistliche Gepräge theilweise abgestreift, aber nicht zu Gunsten des Bürgerthumes sondern des Militarismus. Die gesperrten Kirchen und Klöster wurden Kasernen, Magazine, militärische Akademieen und Spitäler. Statt der Mönche traten aus den Klosterpforten die Soldaten, statt des Chorgesanges klangen durch die Hallen Trommelschlag und Hornsignale.

Leitmetzer berichtet über diese Klosteraufhebung [2]): „Auf Befehl Kaiser Josephs II. wurden 1782 die Klöster der Augustiner, Kart-

[1]) Schwoy, Topographie v. Mähren I. 154—161.

[2]) Augenzeugliche Begebenheiten in O. v. 1778—1828 v. dem Olmützer Bürger J. L., Mſ. Stadtbibl. in Olmütz.

häuser und der Nonnen von St. Clara aufgehoben, ihre Güter und Meierhöfe eingezogen, die Geistlichen und Nonnen pensionirt. Der Prälat des Augustinerklosters wurde Vorstand des Priesterhauses in Prag; das Kloster wurde in ein Cadetenhaus umgebaut. Der Prälat der Karthäuser blieb in Olmütz und starb über 80 Jahre alt in dem Hause Nr. 423 auf dem Niederring. Die Jungfrauen von St. Clara mußten ihre Ordenskleidung ablegen, sie lebten von ihren Pensionen bei den Bürgern in der Stadt. Das schöne Kloster wurde zu einer Kaserne, die Kirche zu der Lycealbibliothek verwendet. Die Kirche St. Peter wurde abgerissen, so daß nichts mehr davon zu sehen ist. Wo sie gestanden, ist heute der mit Bäumen bepflanzte Vorhof des Krankenhauses. Die Minoritenkirche und das Kloster wurden in ein Kranken- und Gebärhaus verwandelt; nur eine Kapelle, in welcher Messe gelesen wird, ist geblieben. Die Geistlichen wurden in auswärtige Klöster vertheilt. Im Jahre 1785 wurde auch die Pfarrkirche Unserer lieben Frau gesperrt und zu einem Getreidemagazin verwendet. Das Pfarrhaus kaufte ein Bürger, die Mauern um die Kirche wurden abgetragen, die Särge herausgenommen und auf dem Friedhof vor dem Burgthor begraben. Die Schutzengelkapelle im Jesuitenkloster wurde ein Monturdepot. Die Jesuitenkirche Maria-Schnee ist geblieben und zwar nach der Dom- und kleinen Kirche als die dritte bestehende in Olmütz. Die Convictkirche bekamen die Protestanten zu einem Bethaus, aber erst 1822 hielten sie darin ihre erste Andacht; früher verrichteten sie ihr Gebet in dem Zeichensaal der Artillerie in der Convictkaserne. Der erste Bethausverwalter war ein gewisser Lehmann, ein Tapezierer seiner Profession nach. Die vierte bestehende Kirche ist genannt nach dem h. Sarkander, die fünfte, die Dominicanerkirche zu St. Michael, wurde auf Befehl des Kaisers eine Pfarrkirche. Das Hochwürdige wurde in feierlicher Procession von Unserer lieben Frau dahin übertragen. Das Kloster bekamen die Alumnen. Der erste Vorsteher war der Titulardomherr Benisch, früher Pfarrer in Kremsier, der zweite P. Hermann, Doctor der Theologie. Die sechste bestehende Kirche ist die böhmische Kirche, wo früher die Priester geweiht wurden, die siebente die

Kapuzinerkirche. Die St. Blasiuskirche am Katharinenthor wurde gesperrt und in ein Depot verwandelt. Auch die Karthäusernonnen vom Thal Josaphat verschwanden 1782, sie tragen weltliche Kleider und leben von ihren Pensionen bei den Bürgern. Die Ursulinernonnen kamen in das Kloster der Dominicaner bei St. Katharein. Ihre Kirche ist die achte. Ein Stück ihres Klostergebäudes auf der Pilten hatten sie schon 1780 an den Advocaten Bernhard Heller verkauft für die bierberechtigte Bürgerschaft, welche hier ein Malzhaus baute. Der Handschuhmacher Johann Teiß, welcher damals beim bürgerlichen Brauwesen angestellt war, hat dazu viel beigetragen, er verdient deswegen eine Erinnerung. Erst 1809 wurde an das Malzhaus rückwärts ein Brauhaus mit einem Keller in den Kasematten angelegt. Im ganzen sind aus Kirche und Kloster vier schöne Häuser gebaut worden. Auf k. Befehl wurden auch die Spitäler aufgehoben, so das Spital St. Andrä. Das Altarbild Mariahilf, wurde 1779 mit großer Feierlichkeit in das Ursulinerkloster übertragen; Spital und Kirche kaufte ein Müllermeister. Das Spital zum h. Geist auf der Vorburg wurde ein Militärerziehungshaus. Das Spital Hiob und Lazarus wurde sammt den Gründen verkauft und das Capital von 70.000 fl. nach Brünn geschickt. Die Franciscaner, etwa fünfzig, wurden 1785 abgeschafft, die Novizen vertheilt, Kloster und Kirche erhielten 1788 die Dominicaner. Die Kirche besteht als die neunte. Die heilige Stiege der Franciscaner, 1751 eingeweiht, wurde jedoch für die k. k. Hauptnormalschule verbaut. Die zehnte noch bestehende Kirche ist die St. Maurizkirche, ein Meisterstück an Gebäu mit einer berühmten Orgel und einer kunstreichen Stiege im Glockenthurm. Um diese Kirche war eine Mauer, welche bei der Propstei eine Ecke bildete. Abends wurden die beiden Einfahrtsthore gesperrt und erst früh bei der ersten Messe wieder geöffnet. Im Jahre 1786 wurde die ganze Kirchhofmauer abgetragen, die Gräber geöffnet, die Reste der Körper auf dem Friedhof eingegraben und der Platz um die Kirche gleichgemacht und gepflastert. Nächst an der Maurizkirche stand die Kirche zum h. Cyrill und Methud, welche beide in Rom gestorben sind und in der Kirche des h. Clemens beigesetzt wurden. Die

Kirche wurde 1786 zu einem Militärdepot und später zu einer Kaserne verwendet. In Olmütz bestehen also noch zehn Kirchen und drei Kapellen. 1783 haben die zwei k. Commissäre Graf Schwanberg und von Stettenhofer auch das Prämonstratenserstift Hradisch nächst Olmütz aufgehoben. Die Güter wurden veräußert, der Meierhof zerstückelt. Der Prälat Paul Wenzel ging auf den h. Berg, welcher dem Kloster gehört hatte und lebte dort von seiner Pension. Die Geistlichen wurden ebenfalls pensionirt, die meisten sind schon abgestorben, 1824 waren nur noch sechs Priester am Leben. Das Kloster wurde später zu einem Garnisonsspital eingerichtet. Durch die Aufhebung dieser reichen Klöster ist der Erwerb aller Bürger, Handwerker, Künstler, Kauf- und Handelsleute gesunken. Die Geistlichen und besonders die Mönche haben viele Arme unterstützt, fast jeder unterhielt nebenbei einen Studenten. Auch die Olmützer Stadtmeierhöfe wurden veräußert. Die Universität und die ständische Akademie wurden 1778 nach Brünn verlegt, kamen jedoch 1782 wieder zurück. Etwa hundert Packwägen brachten die Bücher und Geräthe. Das Olmützer Kreisamt, welches seit 1778 bestand, kam 1783 nach Mährisch-Neustadt und 1791 wieder zurück. Da die Stadt in eine Festung umgewandelt war und viele Herrschaften fortzogen, ist den Bürgern viel Verdienst entgangen. 1785 kam Kaiser Joseph selbst nach Olmütz und wohnte im Gasthof zum schwarzen Adler. Als ich in Geschäften hingerufen wurde, war die ganze Stiege voll Menschen mit Bittschriften in den Händen. Der gute Monarch stand oben an der Stiege und nahm die Schriften alle eigenhändig ab. Neben ihm standen die Generale Türkheim und Seger. Ich hörte noch, wie der Kaiser den Ingenieurdirector Thiel fragte: Warum ist der neue Thurm noch nicht abgetragen?"

Die weiteren Mittheilungen haben nur ein locales Interesse. Leitmetzer berichtet von den drei ersten Erzbischöfen, den Grafen Colloredo und Trautmannsdorf und dem Cardinal Erzherzog Rudolph, dem die Stadt manche Verschönerung zu verdanken hatte. Er nennt die Namen der Festungscommandanten von 1778—1825, insbesonders den General Breton unter Maria Theresia, der bei

der Bürgerschaft wegen seines menschenfreundlichen Benehmens sehr beliebt war, während der Artilleriegeneral Bärnkopf die Bürger auf der Straße beschimpfte und mißhandelte. Mit Vorliebe erzählt Leitmetzer von dem bewaffneten Bürgercorps, dem er seit 1782 als „Gemeiner", Unterofficier, Fähnrich und Capitän angehörte. Das Institut war ein Rest der mittelalterlichen Bürgerwehr und hatte noch 1754 und 1786 eine neue Einrichtung erhalten. Oftmals haben die Bürger und Handwerker auch nach der preußischen Belagerung die Lasten des militärischen Dienstes getragen, so 1797, 1805 und 1809. In friedlichen Zeiten bestand jedoch ihr Dienst nur in Paraden für einen neuen Erzbischof oder Gouverneur. Leitmetzer fand es doch eigenthümlich, daß das Bürgercorps bei jedem feierlichen Aufzug des Erzbischofs ausrückte und eine Ehrenwache vor die Residenz stellte. Als Ursache dieses alten Brauches erzählte man ihm, daß die Bürger seit 1606 vom Bischof Cardinal Dietrichstein Lehengüter gekauft und somit Vasallen des Bisthums geworden seien. Leitmetzer hat noch die großen Kriege und den allgemeinen Frieden erlebt, aber seine Aufzeichnungen deuten die Ereignisse nur an und enthalten nur geringe Angaben für das municipale und geistige Leben der Stadt Olmütz.

Franz Schönbeck (1756—1833) war aus Sobieslau in Böhmen gebürtig, studirte einige Jahre in Budweis und Prag, kam zu einem Wachszieher in Wien in die Lehre, wurde 1776 freigesprochen und wanderte dann lange Jahre als Geselle nach Oesterreich, Mähren und Steiermark. Erst 1790 machte er sich in Graz seßhaft, eröffnete einen Wachshandel, brachte es jedoch bei allem Fleiß und aller Sparsamkeit nur zu einem mäßigen Wohlstand. Auch dieser verfiel in der Ungunst der Zeit und in verfehlten Speculationen. Der Meister kam immer tiefer herab und starb 1833 als ein hochbetagter Mann, arm und unglücklich in einem kleinen Haus in der Vorstadt. Seine Aufzeichnungen sind weiter und tiefer als jene des Sattlermeisters in Olmütz. Sie berichten genau über seine Jugend und Familie, über sein Geschäft, über den Preis der Lebensmittel, über die großen geschichtlichen Ereignisse und ihren Rückschlag auf den Wohlstand und die Denkart

des Volkes. Einiges was den Mann und das bürgerliche Leben seiner Zeit charakterisirt, wird hier mitgetheilt [1]): „Die Stadt Sobieslau liegt in Böhmen zwischen Wessely und Tabor auf der Straße von Linz nach Prag und soll von dem Herzog gleichen Namens erbaut worden sein. Die Stadt ist nicht groß, sie hat mit den Vorstädten nicht über 1000 Häuser, ist aber mit Mauern und Gräben umgeben, hat drei Thore und einen kleinen Ausgang, den man die Pforten nennt. Zur Stadt gehören 18 Dörfer, deren jedes 40—50 Häuser zählt, 4 große Meierhöfe, Teiche und Weiher. Auf dem Ring oder Stadtplatz steht eine Säule der unbefleckten Empfängniß Mariä, auf dem Brunnen ebenfalls eine steinerne Säule und das Bildniß des h. Florian. Die Kirche hat einen hohen schönen Thurm, ist fein gebaut und gehörte einst den Hussiten. Sobieslau stand lange unter dem Hause Rosenberg. Der letzte Rosenberg Peter Wok hat sie kurz vor seinem Tode 1611 frei erklärt. Die Stadt zahlte nun ihre Steuern an die böhmische Kammer, wurde zum Landtag geladen und erkannte den Herrn von Schwanberg, welcher die Rosenbergischen Güter geerbt hatte, nur als einen Schutzherrn. Peter Wok von Rosenberg hat auch aus besonderer Lieb zu dieser Stadt ein Gymnasium und eine Landschul aufgerichtet und zum Unterhalt derselben jährlich 4000 böhmische Thaler à 70 kr. angewiesen. Die Schwanberg haben auch diese Stiftung aufrecht erhalten und an der Stelle des alten Schlosses ein Collegium erbaut. Als jedoch 1618 und 1619 die Schwanberg sich des böhmischen Wesens theilhaftig gemacht, verloren sie alle ihre Güter. Lange Zeit erhielt sich Handel und Gewerbe in der Stadt; die alten Häuser sind fast alle mit gewölbten Verkaufsläden versehen, aber jetzt ist aller Handel todt und alles versperrt. — Diese Stadt Sobieslau ist der Ort, wo ich am 1. October 1756 geboren war. Mein Vater Bartelmä Schönbeck war Bindermeister und stammte wie sein Vater aus Sobieslau. Der Letztere war sehr geschickt in Holzarbeiten und übertraf alle

[1]) Zeitgeschichte, beschr. aus Erfahrung von F. Schönbeck. Ms. mitgetheilt von Prof. Ferk in Graz.

gelernten Tischler, Binder und Zimmerleute. Er wohnte in der Vorstadt Wesselh und starb 60 Jahre alt, ehe ich geboren war. Auch meine Mutter war in Sobieslau geboren und hieß Dorothe Hrdlička. Ihr Vater war ein Tuchscherer, ein sehr vernünftiger Mann, der mehrmals Primator gewesen. Die Großmutter stammte aus Prag, war eine majestätische Person und starb 84 Jahre alt in Ruhm und Ansehen, weil sie alle ihre Söhne hatte studiren lassen. Der erste wurde Weltpriester, nachmals Domherr und Generalvicar in Prag; der zweite, Friedrich, wurde ebenfalls Weltpriester und ist als Pfarrer in seinen besten Jahren gestorben; der dritte zeichnete sich in der Schreibstube aus, wurde Cassier in Eger, später in Pisek; der vierte wurde Barfüßeraugustiner und Ordensprovincial in Wien; er lebte, nachdem sein Kloster aufgehoben, bei einer Gräfin im Schlosse Prosecz in Böhmen; der fünfte wurde regulirter Chorherr in Wittingau, nach der Aufhebung seines Klosters Pfarrer in Wittingau und später Abt des Cistercienserstiftes Hohenfurt."

„Mein Vater war 1712 den 20. Aug., meine Mutter 1714 den 4. Febr. geboren. Sie heirateten 1732 den 10. Jan. einander bloß aus liebevoller Zuneigung, so daß der Vater mit der Mutter nicht das geringste Heiratsgut bekam. Weil ihre Brüder zum Studiren großen Aufwand benöthigten, wozu meine Mutter viel beigetragen, wurde ihr versprochen, mit der Zeit alles reichlich zu ersetzen, was aber nicht gehalten wurde. Meine lieben Eltern erzeugten 12 Kinder, welche alle bis auf 4 gestorben sind. Im Jahre 1757 als die ganze Stadt Sobieslau und auch das Haus meiner Eltern abbrunnen, haben diese all ihr Hab und Gut verloren, weil der Vater auf den ersten Sturmstreich zu Hilfe eilte und seine eigenen Sachen vergaß; die Mutter rettete mit den Kindern kaum das Leben. 1758 den 20. Dec. ist mein junger Bruder Adam zur Welt gekommen, er lernte die Faßbinderei, später die Brauerei und nahm das Stadtbrauhaus in Pacht. Nach der Geburt meines jüngsten Bruders Adalbert verschied meine Mutter Tags darauf am 11. April 1762 wie eine Märtyrerin in ihrem 48. Lebensjahre. Gott gib ihr die [illegible]e Ruhe."

„In meinem 11. Jahre 1766 wurde ich aus dem Vaterhause fortgeschickt und kam zuerst nach Wittingau, wo ich bei dem Bruder meiner Mutter P. Aquilin lesen und schreiben lernte. Die 2 ersten lateinischen Schulen studirte ich bei den Piaristen in Budweis. 1770 kam ich nach Prag in das Seminar des h. Wenzel, 1771 in das Bartholomäconvict und studirte bei den Jesuiten in der Altstadt. Aber die vierte Classe hab ich nicht ganz absolvirt. Von Seiten meines Instructors P. Joseph Schell sind bei dem gnädigen Herrn Vetter Thomas Hrdlička, der in Prag in großem Ansehen stand, verschiedene Klagen über mich eingekommen und da ich ohnedem zu dem geistlichen Wesen keine aufrichtige Begierde trug, so entschloß ich mich nach einem von Seiner Gnaden mir angethanem harten Verweis, diese ganze für mich betrübte Lebensart zu verlassen und eilte ohne Erwägung von Prag weg nach Hause zu meinem Vater. Das Vergehen wurde mir um so höher ausgemessen, weil mir von Seite meiner geistlichen Freunde die Stipendien unentgeltlich zugeflossen sind, ich aber das nicht zu schätzen wußte, ja vielmehr als einen unnöthigen Zwang und Torment für mich ansah. Weil ich nun die geistliche Gnade stark verscherzt hatte, sollte ich, weil ich schon das 15. Jahr erreicht, bei einer anständigen Profession unterkommen. Es wurden mir viele vorgeschlagen, bis ich durch den Vorspruch des Herrn Vetters P. Isidor, Barfüßeraugustiner, nach Wien gebracht wurde, und in der Kärntnerstraße zum „türkischen Bund“ zu einem Wachshändler in die Lehre gekommen bin. Erst nach 5 Jahren Lehrzeit wurde ich am 25. Dec. 1776 von meinem Lehrherrn Joseph Gruß freigesprochen und habe dann meine Wanderschaft angefangen. Im Jahre 1777 reiste ich ins Böhmen, von da ins Ungarn, bis ich im Herbst den 8. Sept. nach Grätz zum H. Ferdinand Hönig, bürgerlichen Wachskerzler in der Sporgasse, in Condition gekommen. Die Herrenleut waren einfältig, ich habe auch nicht viel Gutes genossen und doch konnte ich mich wie es weiter folgen wird, auf keine Weise von diesem Orte losmachen. Im Jahr 1778 verließ ich meine schlechte Condition in Grätz, reiste durch Oesterreich, Mähren wieder ins Böhmen, wo ich auf 3 Monate in Neuhaus eine Condition erhielt, aber

das geringe Salar trieb mich wieder nach Grätz zurück. Damals 1780 starb die Kaiserin Maria Theresia und Joseph II. trat die Regierung an. Er schaffte 1782 alle Einsiedler ab und hob eine Menge Klöster und Stifter auf. Er wollte keinen Zwang und unnützes Wesen leiden, jedes Geschöpf sollte zu etwas dienen. Einige Kirchen wurden zu Pfarrkirchen gemacht, andere niedergerissen, die Klöster zu Kasernen und Spitälern verwendet. Zum Unterhalt der Priester wurde von den geistlichen Gütern ein Religionsfond errichtet. Durch diese und andere Verordnungen hat Joseph II. viele Leute unglücklich gemacht. Der Papst Pius kam nach Wien und glaubte etwas zu erwirken, allein Joseph ging von seinem Vorhaben nicht ab. Er änderte in den Kirchen noch vieles andere, schaffte die Musik ab und befahl, deutsche Lieder zu singen. Alle Wallfahrten und Bittgänge wurden eingestellt. Mit einem Worte, Joseph II. lehrte nicht nur neue Gebete, sondern bildete selbst die Religion um. Alles folgte seinen Befehlen, nur die Niederländer wurden widerspänstig. Der Soldat war sein Liebling, diesem war er vor allem hold. Die armen Geistlichen wurden verfolgt, viele Officianten aus den Kanzleien entlassen und brotlos gemacht, das Geld, das aus dem k. Kammerbeutel den Witwen und Waisen zu Gute kam, hörte auf. Dafür wurden in allen Pfarren Armeninstitute errichtet. Der Kaiser hob die Todesstrafe für die Uebelthäter auf, sondern strafte sie mit ewigem Arrest oder verdammte sie zum Schiffziehen. Er sprach, weil er keinem Menschen das Leben gegeben, wolle er es auch keinem nehmen. 1782 den 12. April starb meiner Mutter Bruder Thomas Hrdlička, Domherr und Generalvicar des Capitels in Prag. Sein Tod war sehr traurig für uns, denn wie uns die Pfaffen glauben machten, hat er seine Freunde und rechtmäßigen Erben vergessen, obwohl wir am meisten bedürftig und von unserer Mutter her ein Recht auf sein Erbgut hatten. Der Vater wollte aber in seinem Alter keinen Proceß anfangen und die Geschwister meiner Mutter haben alles erhalten: der Cassier in Pisek, der Exaugustiner in Prosecz, der Exabbé in Budweis und die verdorbene Seifensiederfrau in Sobieslau. Diese vier falschen und ungerechten Menschen haben das Erbgut von

13.000 fl. vertheilt, ohne uns einen Heller zu geben. 1783 reiste ich ein drittes Mal von Grätz und ich hätte nicht geglaubt wieder zu kommen, aber diese Stadt war vom Höchsten schon längst zu meinem Aufenthaltsorte bestimmt. Damals ging ich ins Tirol nach Bozen, wo ich beim Handelsmann Franz Paul Lang in ein gutes Haus und in eine gute Condition gekommen bin. Erst nach dem Ableben meines Principals nach 5 Jahren 1788 bin ich aus Tirol ins Böhmen nach Sobieslau, wo ich mich beinahe ein ganzes Jahr bei meinem jüngeren Bruder Adam aufgehalten. Von hier bin ich wider alles Vermuthen das vierte Mal nach Grätz und am 20. Oct. wieder bei H. Hönig als Geselle in Condition getreten. Die Stadt wurde nun für immer meine Bleibestätte. Am 1. Jan. 1790 nahm ich von dem Wachskerzler Hönig einen Gartengrund in Geidorf in Bestand, bekam auch die Wachsarbeit und so fing ich in Gottes Namen eine eigene Hauswirthschaft an und zwar in größter Armuth und Dürftigkeit. Zwei Jahre nachher, den 5. Febr. 1792, habe ich mich mit Barbara Fleischannerl bei St. Leonhard vermählt. Wir heirateten einander aus liebevoller Zuneigung, bloß auf Gott und unser eigen Verdienst vertrauend. Wir haben einander nichts zu verheiraten gehabt, doch segnete uns Gott in dieser Stunde, daß wir keine Noth gelitten und uns fortgeholfen haben."

Als der Wandergeselle Schönbeck das erste Mal 1777 nach Graz kam, trug die Stadt noch ganz das aristokratische und geistliche Gepräge des siebzehnten Jahrhunderts. Die äußere Form war durch die Befestigung Karls II. und Ferdinands II. gegeben. Ein Gürtel von Mauern, Wällen, Bastionen und Gräben umgab die innere Stadt; der Schloßberg und die Burg waren besonders befestigt und die Vorstädte bildeten außerhalb der Glacis einen langen Zug von Gärten und Häusern. Im sechzehnten Jahrhundert zählte Graz 12.000, im siebzehnten Jahrhundert 15.000—20.000, im achtzehnten Jahrhundert um 1770 24.914 Einwohner [1]). Die Stadt

[1]) R. Peinlich, Lebens- und Wirthschaftsverhältnisse von Graz 1879. 11. Gesch. d. akad. Gymnasiums 1872, 89.

war größer und volkreicher als Olmütz, Linz und Innsbruck, aber das Bürgerthum erschien hier im öffentlichen Recht, im Gemeinwesen und im Erwerb mehr beengt und eingeschränkt als in anderen österreichischen Städten. Die Stadt Graz hatte zwar die Ehre, den gesammten vierten Stand von Steiermark im Landtag zu vertreten, aber diese Vertretung bestand für gewöhnlich darin, daß ein Rathsbürger die Steuerforderung von dem Landesausschuß entgegennahm. Ehemals hatte die Stadt gleich anderen bürgerlichen Gemeinden einen inneren und äußeren Rath. Der letztere war jedoch in einen Bürgerausschuß übergegangen, und als die Bürgerschaft 1660 die Herstellung des äußeren Raths als einer selbständigen Gemeindevertretung verlangte, wurde sie von der Regierung abgewiesen. Der Stadtrath oder innere Rath, der aus vornehmen und adeligen Bürgern bestand, hat damals am meisten dagegen geeifert und fand es sogar lächerlich, daß ein ehrsamer Handwerksmeister als Rathsbeisitzer walten und gleich darauf wieder in der Werkstatt hantiren sollte. Das Wahlrecht der Gemeinde blieb jedoch unangetastet; erst die Josephinische Regierung hat 1783 den inneren Rath in eine Stadtbehörde umgebildet, welche künftig aus einem geprüften Bürgermeister, aus einigen Justizreferenten und einem Rathe für die ökonomischen und administrativen Angelegenheiten bestand. Die Controle blieb dem Bürgerausschuß und den Viertelmeistern. Die Wirthschaft der Stadt wurde durch mehr als ein Jahrhundert übel besorgt. Die Gemeinde schob die Schuld auf die Regierung, diese wieder auf die Gemeinde. Maria Theresia ermäßigte 1756 die Landessteuer, welche der Bürgerstand von Steiermark, d. h. die 17 landesfürstlichen Städte und 14 Märkte, zu tragen hatten, von 56.000 auf 40.000 fl., aber die Lasten blieben groß und das Bürgerthum an Zahl und Vermögen gering. Trotz der langen Friedensjahre kamen bis in die Josephinische Zeit Industrie und Handel nur in einen mäßigen Aufschwung. Ein tüchtiger Jurist schrieb 1684 [1]): „Die steirischen Städte sind ins Abnehmen gekommen, weil die Herren, Landleute und Geistliche,

---

1) N. Beckmann, Idea juris 67.

Handel mit Wein und Leder treiben, weil die Städte eine üble Wirthschaft führen und die vornehmen Bürger alles an sich ziehen". Ein anderer Schriftsteller sagt noch 1781[1]): „Der Ort ist gering; Wien, Salzburg und andere Orte zu nahe, daß Großhandel und Spediterei könnten betrieben werden". Das Land Steiermark war von jeher mehr ein Agricultur- als ein Industrieland. Man zählte gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts 800.000 Einwohner, 397 Schlösser, 290 Herrschaften und in 57 Städten und Märkten nur 11.122 behauste Bürger. Die Stadt Graz ist niemals eine lebhafte Industrie- und Handelstadt gewesen. Aus dem Oberland kamen nur Eisen und Salz, gegen Ungarn schloß eine Zolllinie den freien Verkehr ab, und seit im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Hauptstraße auf das rechte Murufer verlegt war, sah die Stadt den Weltverkehr zwischen Wien und Triest nur an ihren Mauern vorüberziehen. Noch 1770 bestanden in Graz nur 4 Fabriken, 204 Manufacturen und 31 zünftige Gewerbe mit etwa 375 Meistern. Man zählte 15 Krämer, 8 Uhrmacher, 12 Goldarbeiter, 7 Färber, 5 Gürtler, 3 Zinngießer, 6 Rothgärber, 6 Hutmacher, 86 Schneider, 6 Binder, 4 Drechsler, 5 Hafner, 32 Bäcker, 94 Schuster, 11 Tischler, 14 Fleischhauer, 8 Müller, 7 Schlosser, 3 Wachskerzler, 3 Lebzelter, 30 Gasthäuser, 10 Kaffeehäuser und nur 8 Fiaker. Wie überall war es auch hier nicht leicht, ein Bürger- oder Meisterrecht zu erwerben. Dazu genügte nicht allein die Lehr- und Wanderzeit und das Ansuchen beim Stadtrath, sondern auch der Nachweis der ehelichen Geburt, das Einstandsgeld, der Beichtzettel, und wenn einer nicht verheiratet war, die Versicherung, daß er bald heiraten wolle. Die meisten Gewerbe hafteten an den Häusern und es gab noch 1770 in der inneren Stadt nur 400 Häuser. Jeder Hausbesitzer hatte die Verpflichtung, einem Regierungsbeamten gegen einen mäßigen Zins eine Wohnung abzulassen und noch 1733 war der dritte Theil jedes Hauses als „hofquartierpflichtig" bezeichnet. Das Bürgerthum erschien nur als die arbeitende Classe, der Adel und die Geistlichkeit dagegen als der herrschende und bevorrechtete Stand.

---

[1]) Aquilin Cäsar, Grätz III. 4.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert hatte eine Reihe von adeligen Familien ihre Schlösser verlassen und sich hier seßhaft gemacht. Sie kauften so viele Bürgerhäuser an, daß dem Stadtrath um die städtischen Einkünfte bang wurde. Die Bürgergasse wurde nun zur Herrengasse. 1573 zählte man 57 und 1770 35 adelige Freihäuser. Sie gehörten den Schwarzenberg, Trautmannsdorf, Breuner, Stubenberg, Thurn, Herberstein, Saurau, Schrattenbach, Dietrichstein, Lamberg, Colonics, Wurmbrand, Rindsmaul, Attems und Leslie. Ihre großen und kleinen Paläste, ihre Sommergärten und Lusthäuser waren von den bürgerlichen Lasten, die Diener und Beamten von der städtischen Gerichtsbarkeit frei. Dieser Stadt- und Landadel war nicht nur unter einander versippt und verbunden, er bewahrte auch neben seiner ausschließenden Stellung ein Anrecht auf die einträglichsten Aemter der Standschaft und Regierung. In der Zeit Leopolds I. und Karls VI. waren die sogenannten Hofstellen, der geheime Rath, die Hofkammer und der Kriegsrath, durchaus von Mitgliedern des ständischen Adels besetzt; auch als unter Maria Theresia diese Stellen aufgelassen und die Regierung eine staatliche Behörde wurde, blieben zumeist die adeligen Herren in Amt und Würden. Der Adel beherrschte das Bürgerthum, die Mode, das Vergnügen, das Theater.

Zugleich erschien die Stadt von Geistlichen mannigfacher Art erfüllt. Alle alten und neuen geistlichen Orden hatten hier ihre Vertretung gefunden. Seit dem westphälischen Frieden waren in Steiermark 20 neue Klöster, 18 Manns- und 2 Frauenklöster zugewachsen; davon kamen 8 auf Graz allein [1]). Die Stadt zählte bei einer Einwohnerzahl von 24.000 Menschen 22 Kirchen, 11 Manns- und 2 Frauenklöster, 60 Weltgeistliche, 123 Jesuiten, 400 Mönche und 160 Nonnen, im Ganzen 700 Geistliche [2]). Die großen Stifte des Landes, die Augustiner Chorherren von Stainz, Rottenmann, Vorau, Pöllau, die Cistercienser von Rain und Neuberg, die Benedictiner von Admont und St. Lambrecht, hatten in der Stadt ihre

---

[1]) Wolf, Klosteraufhebung 51.

[2]) Cäsar, Grätz. Ilwof und Peters, Graz 1875, 223.

palastähnlichen Wohnhäuser oder Höfe. Die neuen Klöster der Clarissinnen, Ursulinerinnen, Karmeliterinnen besaßen nicht bloß ihre Klöster und Kirchen, sondern ebenso Gärten, Weinkeller und Arbeitsräume in der Stadt. Während die Gemeinde kaum die Landessteuer aufbrachte, war das Klostergut auch der Bettel- und beschaulichen Orden stattlich angewachsen. Das Jesuitenvermögen betrug in Steiermark 2,278.207 fl., in Graz etwa 1 Million. Das Vermögen der 5 Trinitarier betrug 57.632 fl., jenes der Augustiner Eremiten 81.784, jenes der 17 Karmeliterinnen 192.538 und jenes der Clarissinnen 421.425 fl. [1]).

Joseph II. hat dieses adelige und geistliche Wesen etwas abgedämpft. Der Adel erlitt eine Einbuße, als 1786 und 1791 die Stadt Graz aufhörte, die Hauptstadt von Innerösterreich zu sein, indem die Provinzen Kärnten und Krain ihre besonderen Landesregierungen erhielten. Sechzig Beamten- und adelige Familien sind damals von Graz weggezogen [2]). Die Jesuiten waren 1773 ausgewandert. Unter Kaiser Joseph wurden von 1780—1790 acht Klöster, die Nonnenklöster der Karmeliterinnen, Clarissinnen, Dominicanerinnen, die Mönchsklöster der Trinitarier, Augustiner Eremiten, der Kapuziner und Karmeliter geschlossen. Die Aufhebung der reichen Stifte im Lande hatte eine große Besitzveränderung zur Folge, aber die kleinen Klöster in Graz verschwanden ohne viel Aufsehen und die Bürgerschaft hatte davon keinen unmittelbaren Gewinn, umsomehr als die meisten Klostergebäude zu militärischen Zwecken verwendet wurden. Auch das Innere der Stadt erlitt keine wesentliche Veränderung. Wie in Wien zeigten die meisten öffentlichen und Privatbauten den Stil des siebzehnten Jahrhunderts. Das Landhaus, die schönste Zierde der Stadt, trägt die Bauformen von drei Jahrhunderten an sich, das Rathhaus war ein schmuckloser bürgerlicher Bau von drei Stockwerken. Die schönen gothischen Kirchen waren durch architektonisches und figurales Beiwerk aller Art verunstaltet, die neuen Klosterkirchen entweder nüchtern oder

---

[1]) R. Peinlich, akad. Gymnas. 1872, 30. Wolf, Klosteraufheb. 62, 64.
[2]) Peinlich, alte Städteordnung 1879, 29.

zopfig, die seltsamen Kuppelthürme gaben der Stadt beinahe ein orientalisches Aussehen [1]).

Die Josephinische Zeit hat dem Bürgerthum keine neuen Monumentalbauten, aber ein freieres Leben, eine innere Bewegung gebracht. Die Festung wurde aufgelassen, die Thore geöffnet, die Friedhöfe außerhalb der Stadt verlegt, der alte Zunftbann gelöst, den Protestanten der Gottesdienst gestattet, die Arbeit befreit, der Verkehr erleichtert, die Steuerfreiheit der adeligen und geistlichen Häuser aufgehoben. Gegen Süden erwuchs eine neue Vorstadt. Die Zahl der Bürger und Bürgerhäuser nahm zu. Die Stadt zählte 1700 nur 460, 1781 800 Bürger und 1791 eine Einwohnerschaft von 30.000. Auch in Bildung und Sitte zeigte sich ein Umschwung. Die Wissenschaft und Dichtung traten aus dem Kloster auf den Markt des offenen Lebens hinaus. „Grätz war, wie überhaupt alle österreichischen Länder", schrieb ein Aufklärungsmann [2]), „so unglücklich, daß es bis auf Maria Theresia kaum wußte, was Literatur sei. Es prangte mit einer Universität, war aber so unwissend, als immer eine Stadt unwissend sein kann. Im Anfang der Regierung Josephs war man schon so ziemlich weit gekommen." „Wir können", verkündete schon 1775 ein Wochenblatt, „bereits Gelehrte aufweisen, die selbst von Auswärtigen mit Ehrfurcht genommen werden und der aufblühende Kern junger Schriftsteller läßt uns vermuthen, daß wir ihnen bald gleich werden." In der Josephinischen Zeit lebten und arbeiteten mehrere tüchtige Gelehrte in Graz, wie der Kirchenhistoriker Royko, der Literarhistoriker P. Gmeiner, der Physiker Biwald, der Jurist J. v. Neupauer, der Geschichtsschreiber Aquilin Cäsar u. A. [3]). Einige junge Dichter bereicherten die Wiener Musenalmanache. J. v. Kalchberg schrieb seine ersten dramatischen Gedichte, die Journalistik suchte die Aufklärungsliteratur oder wenigstens die „Früchte der vaterländischen Musen" zu verbreiten. Im Ganzen erschien jedoch diese geistige

---

[1]) Macher, Græcium 1700.

[2]) Skizze von Grätz 1792.

[3]) Schlossar, inneröstterr. Stadtleben 201.

Bewegung als ein Nachklang des literarischen Lebens in Wien und Deutschland; sie war zu wenig ursprünglich, zu wenig volksmäßig; ihr vornehmster Reiz lag in dem pathetischen jugendlichen Idealismus, welcher in dem Ernst der kommenden Zeit bald verflüchtigte. Der Dichter Kalchberg preist in einem Gedichte von 1788 sein schönes Vaterland „mit den forellenreichen Strömen und den waldigen Bergen", spricht aber auch von dem „tiefen Schlummer des Geistes" und schließt mit den Worten: „Nur wenige deiner Söhne sind schon erwacht, doch deiner Kinder Tausende wandeln noch umhüllt vom dichten Seelennebel taumelnd die Bahn des Erdenlebens"[1]).

Schönbeck hat die Josephinische Periode nur im Anfang und Ende in Graz erlebt, aber sein Urtheil über Joseph II. lautete, als er 1788 zurückkehrte, viel milder. „Am 20. Febr. 1790", schreibt er, „starb der große Kaiser Joseph II. Er hat in den 10 Jahren seiner Regierung große Neuerungen unternommen, weil er aber sterben mußte, nichts zu einem völligen Ende gebracht. Bis zu seinem letzten Hauch hat er alles selbst dirigirt, sogar sein Begräbniß angeordnet; starb auch sehr fromm und auferbaulich." Wie sehr das Bürgerthum an persönlicher Freiheit und an Unterstützung durch die Regierung gewonnen hatte, erfuhr Schönbeck an sich selbst. Er war nur ein Vorstadtbürger, konnte aber ungehindert sein Geschäft als Wachskerzler und Wachshändler eröffnen. Als die Lebzelter das als einen Eingriff in ihr Recht betrachteten und ihm die Vorräthe an Honig und Meth wegnahmen, ging er in strenger Winterszeit nach Wien und setzte es bei der Hofkanzlei durch, daß ihm die Fortsetzung seines Gewerbes gestattet wurde. 1800 kaufte er ein Stadthaus und trat dadurch in die Reihe der zünftigen Wachskerzler. Als seine erste Frau 1796 gestorben war, heiratete er ein zweites Mal eine Bäckerstochter aus der Vorstadt Geidorf, und durch mehr als ein Jahrzehnt lebte er in Wohlstand und Zufriedenheit. Getreulich berichtete er über seine häuslichen Sorgen, über die Geburt der Kinder, die Todesfälle der Verwandten, über

[1]) Früchte vaterländischer Musen, I. 1789 Grätz.

den Preis des Wachses, das Gedeihen der Feldfrüchte, über Sommerhitze und Winterkälte.

Wie so viele Andere blickte er sehnsüchtig in die gute alte Zeit nach dem siebenjährigen Krieg zurück. Was nun folgte, war der Stillstand der Entwicklung, der Krieg, der Einfall der Feinde, und die allgemeine Noth bis in das tiefste Familienleben hinein. „Als 1794", erzählt er, „K. Franz von Brüssel nach Wien zurückkehrte, fand er wenig Trost für sein Herz, weil auch die Wiener den französischen Sitten folgten und heimliche Anschläge bereiteten. Obwohl einige der Uebelgesinnten justificirt und andere lebenslänglich eingesperrt wurden, glimmte doch das abscheuliche Freiheitsfeuer unausgesetzt fort. Auch hier in Grätz hat man heimliche Jacobiner entdeckt, selbst der commandirende General Stubenberg ist des Verraths beschuldigt worden. — 1795 ging es den Franzosen noch immer glücklicher, als sie es verdient haben; sie begehen eine schlechte That nach der andern und victorisiren in einem fort; sie sind schon bis an den Rhein gekommen. Bei uns wurde ein allgemeines Jubiläumgebet angefangen und alles zur Ausübung guter Werke angetrieben, um den Frieden zu erhalten, aber nebenbei gingen die Rüstungen zum Krieg ununterbrochen fort. 1796 brachten Steiermark und Kärnten allein fast 100.000 Mann ins Feld, theils freiwillig, theils gezwungen. Mehrere Väter zogen mit 2—3 Söhnen ins Feld. Böhmen erbot sich, eben so viel zu stellen. Seit Menschengedenken hat es nicht so kriegerisch ausgesehen. Die Straßen wimmelten von Menschen und weil man sie bald zur Armee bringen wollte, wurden Tausende auf Wägen von Station zu Station transportirt. 1797 seit dem Fall von Mantua rückten die Franzosen immer weiter und die Deutschen mußten retiriren. Die braven Tiroler thaten das Ihrige, und aus Ungarn und Croatien kam eine Menge Menschen zu Wagen und zu Fuß. Ich selbst war dessen Augenzeuge, als ich von Grätz ins Croatien gereist war, um Wachs einzukaufen. Der ganze Weg war mit Menschen meist von wilder Art bedeckt; sie waren auf vierspännigen Wägen zu 20 wie das Holz aufgeladen und 80—100 Wägen fuhren hinter einander. Ein Theil der Mannschaft wurde zu Fuß geführt; wenn sie müde

wurden, stiegen sie auf. So ging es bei Tag und Nacht. War aber kein großer Vortheil, denn bei uns ging es schon zu verwirrt her; die Mannschaft war ungeübt und die Franzosen schon zu kühn. Anfangs März 1797 waren sie schon in Triest und rückten über Pontafel nach Klagenfurt. Man kann sich die Angst und Verwirrung vorstellen, in welche alles versetzt wurde. Noch wollte man es nicht glauben, daß die Franzosen auch nach Grätz vordringen sollten. Allein die Nachrichten wurden immer bedenklicher, unser Heer konnte nicht mehr Widerstand leisten und retirirte mit Cassen und Schriften. Alles flüchtete von Triest und Laibach, und als in der Hälfte März die Nachricht kam, daß die Franzosen von allen Seiten gegen Grätz marschirten, wurde alles, was kaiserlich war, nach Ungarn und Böhmen geführt: Geschütz, Pulver, Munition, die Cassen und Papiere, sogar die Delinquenten wurden weiter ins Land gebracht. Grätz blieb seinem Schicksal überlassen und mit jedem Tag mehrte sich die Besorgniß. Viele flüchteten. Die Bürger mußten sich als Soldaten betrachten, der Bürgermeister Dr. Stephan war das Haupt der provisorischen Regierung und führte sein Amt weislich. Die Bürgermiliz führte der Handelsmann Kaspar Dobler als Oberster. Es wurde beschlossen, sich auf keine Weise den Feinden zu widersetzen. Am 10. April 1797 an einem Montag Abends halb 6 Uhr kamen einige französische Reiter in unsere Hauptstadt. Viele Neugierige gingen ihnen sogar entgegen. Die meisten betrachteten sie mit Gelassenheit und ergaben sich dem Schicksal, das schon so viele Tausende in diesem Krieg getroffen hat. In der Nacht darauf kam der commandirende General Bonaparte mit mehreren tausend Mann zu Fuß. Er nahm sein Quartier im Graf Stubenbergischen Haus in der Herrengasse, die Mannschaft mußte in der Spor- und Herrengasse unter freiem Himmel bleiben. Erst am anderen Morgen bezogen einige die Wache und die anderen schlugen ein Lager auf außer Grätz bei St. Leonhard bis auf die Ries. An den Posten, wo die Bürgermiliz stand, setzten sie auch ihre Wachen und ohne Zank und Streit. Uebrigens war ihre ganze Lebensart ausgelassen, frech und jedem gesitteten Deutschen ein Abschen. Sie verfuhren mit den Lebensmitteln, die man ihnen

geben mußte, abscheulich, sie hackten das Fleisch ganz säuisch, warfen das Ingeweid ins Wasser, das Brot wurde zur Hälfte verworfen, der Wein verschüttet, das Heu und die Fourage den Pferden auf der Erde vorgeworfen; dabei waren die Leute schlecht montirt, zerrissen und zerfetzt. Auch elende Bursche waren darunter. Die wenigsten hatten Säbel, die Reiter saßen bloßfüßig zu Pferde, von einer Ordnung oder Mannszucht kein Gedanke. Dem weiblichen Geschlecht setzten sie sehr nach. General Bonaparte verlangte den Eid für die Republik, was aber verworfen wurde. Erst der Waffenstillstand und der Friedensvorschlag vom 18. April in Leoben hemmten viele andere Forderungen. Die Nachrichten, welche Bonaparte von Triest und Tirol erhielt, zwangen ihn zum Frieden. Das Volk bei uns und in Obersteier war über die ungebetenen Gäste so aufgebracht, daß ein allgemeines Blutbad entstanden wäre. Allein, Gott sei Dank, am 18. April 1797 wurde der Friede in der bischöflichen Residenz Göß bei Leoben glücklich abgeschlossen. Die ganze bei 60.000 Mann starke französische Armee zog dann über Grätz durch Untersteier nach Venedig."

In gleicher Weise berichtet Schönbeck über den Krieg von 1805 und 1809, über den Einzug der Franzosen, über das Gefecht bei Graz und die Schlachten an der Donau bis zu dem Waffenstillstand von Znaim. „Wir armen unglücklichen Grätzer", fährt er fort, „gingen ganz betrübt herum. Einer erzählte dem andern und keiner wußte den wahrhaftigen Hergang. Unsere Truppen, welche bis zum Semmering vorgerückt waren, retirirten und alles Unheil kam über unser Land. Durch den ganzen Sommer mußten wir uns von den Franzosen henzen lassen, man konnte ihnen nicht genug geben und ein Exceß und eine Erpressung folgte der anderen. Die Franzosen nahmen den Tischlern und Zimmerleuten alles Holz, Bretter und anderes weg, um auf den Eggenberger Feldern Hütten und Baracken zu errichten. General Marmont selbst wohnte im schönen Schlosse Eggenberg. Unsere Ueberwinder lebten da in Freude und Ueberfluß, während wir armen Steiermärker alles beischaffen und theuer bezahlen mußten. Die Grundbesitzer sahen ihre Felder verwüstet, die Früchte waren niedergetreten, vom Lande

mußte Heu, Stroh, Hafer herbeigeschafft werden, vieles wurde verwüstet und vernichtet. Wer diese Zufuhr gesehen hatte, mußte voll Verwunderung Gott loben, daß noch unser Land Steier so viel aushalten konnte. In Grätz sind allein 200.000 Startin Wein, also, der Startin zu 10 Eimern gerechnet, 2 Mill. Eimer ausgetrunken worden. Und nicht genug, daß alles im Ueberfluß bereit war, man dachte auch an überflüssige Sachen. Für den 15. Aug., das Namensfest des großen Napoleon, wurden Freudenbäume aufgepflanzt, Geschenke aufgehängt, welche sich die Kletterer herabholten. Die anderen feierten nach Landesart ähnliche Spiele und endlich mußte die Stadt die Straßen nach Eggenberg beleuchten, Freibälle und Freitheater wurden gegeben. Aber nicht allen Bewohnern ging das von Herzen, viele waren ganz widrigen Sinnes und nährten den Groll im Herzen. Dann wurde bald von einem längeren Waffenstillstand, bald von Ruhe und Frieden gesprochen. Auf der Festung, welche den Franzosen ganz abgetreten war, wurde stark gearbeitet und es hatte fast das Ansehen, als wenn der Krieg noch länger währen sollte. Unterdessen starben von unseren Kriegern viele in den Spitälern in Ungarn. Den 15. October Abends kam ein Courier von Wien mit der Nachricht, daß der Friede richtig zu Stande gekommen sei. Der französische General Macdonald machte das im Theater selbst bekannt. Auf dem Schloßberg wurde dann alles Gemäuer unterminirt und gesprengt, der kostbare Brunnen durch eiserne Kugeln, Holz und sogar alte Kanonen, welche man hineingeworfen, unbrauchbar gemacht, und so die Festung von ihnen als Ruine verlassen. Wir mußten die ungebetenen Gäste noch bis in den Jänner 1810 erhalten. Erst dann fingen sie nach und nach an, unser Land zu räumen. Wer das Jahr 1809 mit erlebt, kann viel erzählen."

In dieser wilden ruhelosen Zeit von 1792—1815 konnte das Bürgerthum nicht gedeihen. Die tüchtigsten Kräfte mußten im Dunkeln modern und rosten. Alles Leben war verdüstert durch die Truppendurchmärsche, die Einquartierung, die aufregenden Gerüchte und das Einrücken der Feinde. Nach 1797 folgten einige kalte Winter. Die Ernte blieb mittelmäßig, der Mißwachs von

1802 trieb die Preise aller Lebensmittel in die Höhe. Durch mehr als ein Jahrzehnt war kein anderes Geld in Umlauf als in Kupfer und Papier, die Valuta und der Preis der Arbeit waren unsicher. Das Handwerk sorgte nur für den gewöhnlichen Bedarf. Durch die Continentalsperre gerieth der Handel ins Stocken, die Fabriken standen still, die Häfen des adriatischen Meeres waren verloren, Laibach und Villach französisch. Schaaren von Bettlern zogen im Lande umher, manche Bürgerfamilie begnügte sich mit schwarzem Hafer- oder Roggenbrot; die Hausfrau bereitete den Kaffee aus Eicheln und Hagebutten. Alles Vergnügen hörte auf, der Haushalt wurde immer einfacher, auch der Wohlhabende schränkte sich ein. Viele Grundbesitzer, Edelleute und Bauern, Handwerker und Fabrikanten waren ruinirt, ihre Familien verschwanden. Die Regierung hatte nur Sorge für den inneren Frieden; sie vermehrte den politischen Druck und mußte zu immer neuen Auflagen schreiten. „Nach der Kriegssteuer von 1794", klagt der Olmützer Chronist, „folgten 1801 die Classensteuer, 1803 die Kopfsteuer, 1807 die Bancozettel, die Vermögenssteuer, die Silberpunzirung, 1809 die 50%ige Zuschußsteuer, die Einlieferung von Gold und Silber, 1811 die Erwerbsteuer und 1817 die große Zinssteuer." „Die Gaben und Erpressungen", berichtete der Grazer Wachszieher, „lassen die Menschen kaum leben. In unserem Lande herrschten Noth und Elend, Papier und Kupfer waren das einzige Geldmittel, der Cours dauerte schon seit 1800 und richtete in Oesterreich überall Unheil und Unglück an. Schlecht, ja außerordentlich schlecht war die Beschaffenheit unseres damaligen Daseins: Mißjahre, die Folgen des Krieges, Geldmangel, schlechte Regierung, alles war auf den Gipfel der Unvollkommenheit gediehen. Wir haben viel schlechte Jahre gehabt, aber die Jahre 1816 und 1817, wo in Böhmen auch die große Theuerung eintrat, waren die schlimmsten."

Auch der allgemeine Friede von 1815 vermochte den bürgerlichen Wohlstand, den Credit und den frischen Verkehr nicht alsogleich herzustellen. Eine allgemeine Erschlaffung trat ein, die Theilnahme an der geistigen Bildung verringerte sich und das Bürgerthum verlor alles Bewußtsein der bürgerlichen Freiheit. Als durch das

Gesetz vom 3. März 1808 den städtischen Gemeinden auch der letzte Rest der Selbständigkeit der Verwaltung abgenommen wurde, ging das spurlos vorüber, und wer es empfand, mußte sich gestehen, daß für die Bewahrung und Förderung des bürgerlichen Wohles ein neues Geschlecht auferzogen werden müsse.

Die Ungunst der Zeit wirkte auch auf die kleinbürgerliche Existenz zurück, welche sich Schönbeck in Graz gegründet hatte. Der Erwerb durch die Wachsarbeit und den Wachshandel war schon seit der Klosteraufhebung geschmälert. Während der Kriege mußten Wachs und Honig aus den östlichen Slavenländern, aus Polen und Serbien, eingeführt werden. 1805 kostete ein Centner Honig 30—40 fl., ein Centner Wachs 200 fl., 1809 ein Centner Honig 60—70 fl., der Centner Wachs 3—400 fl., ein Pfund gewöhnlicher Kerzen 5 fl., die feinen 6 fl. und 1810 11 fl. Erst 1816 sanken die Preise, aber das Geschäft kam nicht mehr in die Höhe. „Die schlechte Aussicht auf die Zukunft brachte mich ganz in Verwirrung", schrieb Schönbeck 1817, „und ich sah keine Hoffnung mehr für mich und meine Kinder." Er verkaufte sein Haus und übersiedelte nach Deutsch-Landsberg. Graf Moriz Fries unterstützte ihn durch einige Jahre, indem er ihm von seinen polnischen Gütern Wachs und Honig für einen wohlfeilen Preis überließ, aber Schönbeck kam nicht mehr in die Höhe. Er kehrte wieder nach Graz zurück, kaufte ein kleines Haus in der Vorstadt Münzgraben und hoffte für sein Alter eine ruhige Heimstätte gefunden zu haben. Der älteste Sohn Franz Bartelmä übernahm das Geschäft, ein zweiter wurde Lebzelter, ein dritter Sattler. Weil jedoch die Eltern in tiefe Armuth versanken, mußten die zwei jüngeren Söhne in die Fremde gehen und die Töchter durch Arbeit ihr Brod verdienen. Schönbeck hat noch in seinen alten Tagen die Kümmerniß erfahren, daß sich der ältere Sohn undankbar und herzlos gegen die Eltern erwies. Er schloß seine Aufzeichnungen 1832 mit den Worten: „Ich hatte meinem älteren Sohn Franz Bartelmä das Werk überlassen in der Hoffnung, er werde seine Schuldigkeit, die Eltern zu unterstützen, erfüllen, aber er hat zu aller Welt Erstaunen seine kindliche Pflicht vergessen und dazu eine dumme stolze Person, die Witwe eines

Tandlers, welche dem Trunk und der Unmäßigkeit ergeben war, geheiratet. Er selbst neigte schon seit Jahren mehr zum Schlechten als zum Guten und hat seine Eltern ganz bei Seite gesetzt. Wir sind in unseren alten Tagen in die dürftigste Armuth gekommen, leben kummervoll von der Unterstützung guter Menschen und können uns nur auf das Ende und bessere Jenseits freuen, weil wir auf dieser Welt ganz verlassen sind."

Alle seine Berichte zeigen uns den tüchtigen Mann aus dem Volke, der redlich an seiner Bildung arbeitet, sich einen offenen Blick, ein freimüthiges Urtheil bewahrt und von den großen Ereignissen so viel erfaßt, als in seine Welt hineinschlägt. Aus seiner Jugend- und Wanderzeit blieb ihm eine gewisse Unruhe, ein unsicheres Planmachen und der Mangel an steter Willenskraft haften, welche ihm eine sichere Existenz verkümmerten und ihn auf der
Bahn des Lebens abwärts ... ten ließen. Er war der Gemeinde
seiner neuen Heimat mit ... zlicher Liebe zugethan. Er über-
ragte viele seiner Berufsgen ... n an Kenntniß und Bildung, aber
er starb von ihnen unbeacht ... ıls ein einsamer Pfründner in der
Vorstadt.

Den Aufschwung des ... ürgerthums in der Arbeit, in der
geistigen Bildung und in ... Theilnahme am öffentlichen Leben
hat er nicht erlebt. Jahrze ... sind noch vergangen, bis die Stadt-
mauern fielen, bis ein neu ... ürgerthum einzog und die Gemeinde
das Recht der Selbstbesti ... ng zurückerhielt. Erst das Statut
von 1862 hat wieder stä ... e Corporationen, Bürgerrechte und
Bürgerpflichten geschaffen ... damit dem Bürgerthum in Oester-
reich eine neue Bahn eröff ...

Die Stadt Graz fü ... bis 1848 eine Art Stillleben und
wurde von Wien und den ... lühenden Städten im Norden wenig
beachtet. Wie die Landschaf ... welcher die Stadt liegt, den Ueber-
gang von den Alpen zur ... onischen Niederung darstellt, so ist
es die Bestimmung dieser ... ot, zwischen dem Hoch- und Nieder-
land, zwischen dem deutschös ... chischen Wesen und dem magyarischen
und slavischen Osten zu ver ... ln; aber es ist, wie Anastasius Grün
sagt, ein hartes Amt und ... gar bitteres Brod, die Cultur nach

Osten zu tragen. Der Beruf „eine Laterne für den Osten zu sein“ ist auf diesem Boden niemals recht zur Entwicklung gekommen, ja in materiellen Gütern haben die ungarischen und slavischen Grenzlande mehr gegeben als empfangen. Dessenungeachtet ist die Stadt in allem Wechsel der Politik, des Glaubens und der Cultur ein „Bairischgrätz“, d. h. eine deutsche Burg geblieben. Wie in Wien war die Bevölkerung in dieser Grenzstadt von jeher einem raschen Wechsel unterworfen. Wer die Listen der Bürgermeister und Stadtschreiber seit dem Mittelalter, wer die Verzeichnisse der Kaufleute und Handwerker im letzten Jahrhundert durchgeht, findet wenig stetige Namen. Der rasche Kreislauf des Blutes hat viele Geschlechter verzehrt und zugleich die neuen Ansiedler, Slaven, Magyaren und Italiener schon in der ersten Generation germanisirt. Sprache, Bildung und Sitte, alles, was den Einzelnmenschen und die Gemeinde charakterisirt, ist deutsch. Was in geistiger und materieller Arbeit geleistet wird, trägt die Natur und den Kern des süddeutschen österreichischen Volksstammes an sich, auch die ungebundene Lebenslust des Bürgerthums, die Genußsucht und der vergnügliche Zustand, der sich wenig um das Gestern oder Morgen bekümmert. Das flüssige Volksleben, der wechselnde Besitz, der Mangel an Fabriks- und Maschinenarbeit hat von jeher viele Gegensätze ausgeglichen. Die Stadt hat weder ein Proletariat noch einen erdrückenden Reichthum, weder eine reiche Grund-, noch eine mächtige Geldaristokratie. Die patriarchalisch engen Lebensverhältnisse haben hier ein gewisses Mittelmaß in Stimmung und Bildung, ein behagliches Begegnen aller Stände erzeugt. Der religiöse Fanatismus war verraucht, die politische Leidenschaft konnte sich nicht entzünden und die Schwankungen des modernen Gesellschaftslebens spielten nur in leisen Wellen herein. Die Bergluft, welche von den Alpen niederströmt, erfrischt die Geister, der südliche Hauch, welcher die Traube reift, sänftigt sie zur Ruhe und zum erquicklichen Stillleben. Vom Mittelalter herauf bis zur Neuzeit rühmten Reisende und Dichter die Stadt und die Landschaft, in welcher sie eingetieft liegt zwischen Bergketten und Hügelland, lieblich und reizvoll, mit dem ernsten Blick in die Vergangenheit und dem erfrischenden

Traum für die Zukunft. Der jüngste und schönste Spruch ist von einem Dichter, der hier sein Zelt aufgeschlagen:

„Sei gegrüßt von einem Psalter,
Du reizende Grazienstadt,
Du ruh'st wie ein prangender Falter
Auf einem Lorbeerblatt.
Hold ruh'st du auf grünenden Auen,
Du Perle der Steiermark,
Voll Seele deine Frauen
Und deine Söhne voll Mark."

Inhaltsverzeichniß.

Inhaltsverzeichniß.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker.